

DAS

# LEBEN

Preis 1.- Reichsmark

Nr. 22 \* Leipzig

März 1925



## Der Shwe-Dagon

Smaragden auf Brokat / Das Meteormammut / Die Reise nach der russischen Grenze / und andere Geschichten

# CREME MOUSON

Die unvergleichliche Wirkung der Creme Mouson beruht auf ihrer eigenartigen, unnachahmlichen Zusammensetzung.

Creme Mouson heilt rauhe, rissige Haut fast augenblicklich, schafft jugendliches Aussehen und ein gleichmäßig schönen, zarten Teint.

Eine angenehme Beigabe bildet die feine, dezente, jeden Geruch der Transpiration überdeckende Parfümierung.

Creme Mouson reibt sich unsichtbar in die Haut ein und ist daher zu jeder Zeit anwendbar.



PROELS

CREME MOUSON SEIFE CREME MOUSON RASIERSEIFE

# Sie haben nicht nötig,

## dauernd auf untergeordnetem Posten bei kleinem Gehalt zu arbeiten!



Prof. G. Langenscheidt

Schaffen Sie sich die Vorbedingung zu Ihrem Aufstieg in gehobene, besser bezahlte Stellungen. Lernen Sie fremde Sprachen! Es genügt aber nicht, daß Sie schnell ein paar Wörter auswendig lernen, mit denen Sie sich notdürftig verständigen können. Sie müssen vielmehr gründlich vorgehen, wenn Sie wirklich Nutzen aus Sprachkenntnissen ziehen wollen. Sie müssen soviel lernen, daß Sie sich fließend unterhalten, mit Genuß lesen, einen guten Geschäftsbrief schreiben und den Ausländer richtig verstehen können. Dieses Ziel erreichen Sie nicht durch jeden x-bellebigen Unterricht, sondern auf Grund des Selbstunterrichtes nur durch unsere in Jahrzehnten bewährte, weltberühmte

## Methode Toussaint-Langenscheidt

*Lesen Sie, was andere Leute vor Ihnen durch unseren leichtverständlichen, für jeden Beruf passenden Sprach-Selbstunterricht erreicht haben.*

Nach Durcharbeitung von 28 englischen Briefen bin ich **nach London in Stellung** gekommen. Ich hatte mit dem Studium Ihrer Briefe glänzende Erfolge. Ich konnte mich schon in den ersten 8 Tagen in jedem Gesellschaftskreise mit solcher Sicherheit und Leichtigkeit bewegen, daß mir niemand glauben wollte, daß ich die Sprache ausschließlich nach Ihrer Methode so perfekt erlernt hätte. S. M., Bern.

Ich habe von Ihnen Ihre Lehrbriefe für Englisch und Französisch bezogen, bin jetzt als **fremdsprachlicher Korrespondent** in einem altangesehenen Hamburger Speditionshause tätig und beabsichtige bei meinen 44 Jahren noch Portugiesisch nach Ihrer Methode zu lernen. F. A. R., Hamburg.

Nebenbei erlaube ich mir zu bemerken, daß Ihre bewährte vortreffliche Methode es mir ermöglichte, bis zur Vollendung meiner Universitätsstudien eine **Anstellung als Bibliothekar** an der Vatikan. Bibliothek zu erhalten. H. W., Rom.

Englisch habe ich durch Ihre bewährten Briefe gelernt. Ich habe mir eine ausgezeichnete Aussprache erworben und nach Ihrem System **in Rio de Janeiro Unterricht erteilt**. Infolge meiner Kenntnisse erhielt ich auch eine **Anstellung** bei der Rio de Janeiro Tramway & Power Comp. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich durch die erworbenen Sprachkenntnisse jederzeit Vorteile hatte. W. St., M.-R.

Nachdem ich auf Grund eingehenden Studiums der französischen, englischen, italienischen und spanischen Sprache nach Ihrer bewährten Methode die mir gestellten Prüfungsaufgaben unter Erwerb aller vier Diplome bestanden habe, kann ich nicht umhin, Ihnen nunmehr meine besondere Anerkennung über die Vorzüglichkeit Ihrer Unterrichtsbriefe auszusprechen. Die Tatsache, daß ich jetzt eine **angesehene Stellung als Auslandskorrespondent** in oben erwähnten Sprachen bekleide, ist wohl die beste Empfehlung für Ihre Methode. A. M., Chemnitz.

Auch Sie können es diesen Leuten gleichen. Sie brauchen nur nach unserer Methode Toussaint-Langenscheidt eine fremde Sprache zu erlernen. Der Unterricht kostet monatlich nur 2 Mark und setzt keine Vorkenntnisse, keine höhere Schulbildung oder irgendwelche besonderen Fähigkeiten voraus. Unsere Methode Toussaint-Langenscheidt bietet in klarer und überaus anschaulicher Weise den gesamten Lehrstoff und sagt Ihnen dazu an jeder Stelle — besser und unermüdlicher als der beste Lehrer — was und wie Sie lernen sollen.

Doch urteilen Sie selbst! Verlangen Sie auf nebenstehendem Abschnitt unsere Einführung in den Unterricht der Sie interessierenden Sprache. Wir senden Ihnen diese

### Probelektion kostenlos und portofrei und ohne irgendwelche Verbindlichkeit zu.

Das Studium einer fremden Sprache birgt so große materielle wie ideelle Vorteile, daß auch Sie sich unbedingt dazu entschließen sollten. Selbst wenn Sie heute noch nicht wissen, wie Sie Sprachkenntnisse einmal verwerten können, wäre es falsch von Ihnen, unsere Anregung nicht zu beachten. Veränderungen ergeben sich oftmals bald im Leben, und viele Tausende, die früher einmal aus Liebhaberei Sprachen erlernt haben, besitzen heute in ihren gediegenen Sprachkenntnissen **die Grundlage für Ihre Existenz**. Ueberlegen Sie daher nicht lange, sondern schreiben Sie heute noch.

### Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung

(Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, Bahnstr. 29-30. Gegr. 1856

Auf nebenstehendem Abschnitt nur die gewünschte Sprache und Adresse genau angeben und in offenem Briefumschlag frankiert als „Drucksache“ (5 Pf.) einsenden. Wenn Zusätze gemacht werden, nur als verschlossener Brief zulässig.

Hier abtrennen

Ich er-  
suche  
um Zu-  
sendung  
der in dem  
Magazin „Das  
Leben“ angebo-  
tenen Probelektion  
der

Sprache, kostenlos,  
portofrei u. unverbindlich

Name: .....

Beruf: .....

10401  
Ort u. Str.: .....



Schachmeister-Tanzplatten sind das Entzücken jedes guten Tänzers

Kennlich durch die Schutzmarken

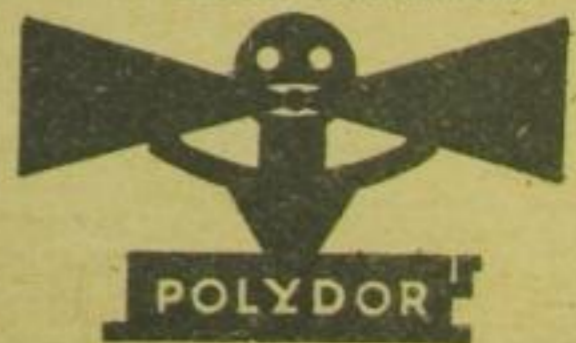
Grammophon



Zu haben in unseren offiziellen Verkaufsstellen  
DEUTSCHE GRAMMOPHON-A.-G.

Grammophon - Spezialhäuser in Berlin W 8, Friedrichstraße 189, Berlin W 50, Tauentzienstraße 13 / Breslau, Gartenstraße 47 / Düsseldorf, Königsallee 78 / Elberfeld, Herzogstraße 30 / Essen, Kornmarkt 23 / Kiel, Holstenstraße 40 / Köln, Hohestraße 150 / Königsberg i. Pr., Junkeistraße 12 / Leipzig, Markgrafenstraße 6 / Nürnberg, Königstraße 63

Im Ausland unter dieser Schutzmarke



INHALTS-  
VERZEICHNIS

II. JAHRGANG — HEFT 22

Umschlagbild von Ludwig Szántó, Budapest

	<i>Seite</i>
BEATRICE GRIMSHAW: Unter dem Shwe-Dagon (Illustriert von Hans Friedrich) . . . . .	975—990
BELA BALASZ: Die Reise nach der russischen Grenze (Illustriert von Wilhelm Helwig) . . . . .	991—997
MARIE LUCY: Die Frau und die Perlen (Illustriert von Schmale-Walter) . . . . .	998—1004
L. ANDRO: Das Tier im Walde (Illustr. von Karl Bloßfeld)	1005—1029
LEONARD MERRICK: Der Schönheits-Jahrmarkt (Illustr. von Hans Hähnel) . . . . .	1030—1038
SCHERZ BEISEITE (Zeichnungen von Walter Rosch und Peter) . . . . .	1039—1044
ELLEN WARNDORF: Der Zirkusbrand (Illustriert von Hans Leiter) . . . . .	1045—1052
OSSIAN ELGSTRÖM: Das Meteormammut (Illustriert von Karl Bloßfeld) . . . . .	1053—1056
A. KETT: Der mordende Haß, Erzählung aus den Wäldern Sibiriens (Illustriert von Max Zschoch) . . . . .	1057—1067
HANS BACHWITZ: Smaragden auf Brokat (Illustriert von Kupfer-Sachs) . . . . .	1068—1078
EINE SCHÖNE GUTE NACHT (Dichter unbekannt) . .	1079
OSSIP KALENTER: Die Heiratsannonce (Illustr. Deli Zeitlin) . . . . .	1079—1082
VIRGILIO BROCCHI: Seine Tochter (Illustriert von Hans Becker) . . . . .	1083—1090
MAX BITTRICH: Kind Therese (Illustriert von Oswald Poetzelberger) . . . . .	1091—1098
RÄTSEL . . . . .	X

Die Original-Illustrationen sind vom Verlag käuflich zu erwerben.

Copyright 1925 by Leipziger Verlagsdruckerei G. m. b. H.,  
vorm. Fischer & Kürsten, Leipzig.

# Savendel-Orangen

Kölnisches Wasser von besonderer Feinheit



Erfrischend u. nervenstärkend.  
 Vielfach ärztlich empfohlen!  
 Als Geschenk sehr beliebt.

Jünger & Gebhardt - Berlin S. 14

Achtung! Preisabbau!

## Fahrrad-Bereifung!

- Wulstdecken, 28 x 1 1/2, prima grau . . . 3,-
- 28 x 1 1/2, extra pr. weiß . . . 4,-
- Bergdecken, 28 x 1 1/2, prima grau . . . 4,-
- 28 x 1 1/2, extra pr. weiß . . . 5,-
- Luffschläuche, 28 x 1 1/2, extra pr. grau . . . 1,-
- PolizeiKnüppel „Lebensretter“ (Gummi) 2,-
- Sohlenplatte, extra prima Qual., besser und haltbarer als Leder, Platte für ca. 10 Paar Sohlen . . . . . 2,50

Versand unter Nachnahme, solange Vorrat. Porto und Verpackung wird bei Aufträgen von über 20 M. nicht berechnet.

E. H. Meyer, Gummiwarenvertrieb  
 Frankfurt a. M. 1, Schließfach 206

## Stottern

ist oft schon in 14 Tagen durch meine vorzügliche Methode beseitigt. Glänzende Dank-

briefe von Aerzten, Lehrern usw. und aml. Gutachten. War früher selbst schw. Stotterer. Jeder kann sich selbst von dem Uebel befreien. Geben Sie kein Geld für wertlose Kurse aus, sondern verlangen Sie sofort **kostenlos** mein Büchlein.

L. Warnecke, Hannover,  
 Schließfach 163.

**Lebona**  
Berlin

ROTKLEE      BARCAROLE

LEBONAPARFUM • PUDER • SEIFE

LEBONARIGANO

# KARMELITERGEIST AMOL

ALTBEWÄHRTES HAUSMITTEL

In Apotheken und Drogerien erhältlich

„Was? Sie sind verheiratet? Wohl erst seit kurzem?“

„Seit drei Jahren.“

„Ist das möglich! Man sieht Sie aber doch nie mit Ihrer Frau.“

„Ja, wissen Sie, ich schließe mich eben so schwer an.“

\*

Ein Autobesitzer verläßt das Haus einer befreundeten Dame und entdeckt, daß sein Auto nicht mehr da ist. „Um Himmels willen!“ ruft er aufgeregt, „mein Auto ist verschwunden!“

„Sind Sie ganz sicher, daß Sie es mit hatten?“ fragt die Dame beschwichtigend.

Wichtige Ratschläge für Blut, Herz, Nerven, Magen, Darm, Leber, Galle, Nieren, Blase, Lunge, Gicht, Rheuma, Korpulenz, Hämorrhoiden, Verstopfung, Frauenleiden, Würmer, Bettnässen usw. findet jeder Leser in dem lehrreichen Büchlein: „Nur nicht krank sein“, welches von der Firma Institut Hermes, München, gratis abgegeben wird. (Versand gegen Rückporto.) Im gleichen Verlage erscheint auch ein praktischer Ratgeber für die Schönheitspflege, unter Angabe der besten Mittel für die Haut-, Haar- und Büstenpflege und zur Beseitigung von Schönheitsfehlern. Man verlange sofort von dem Institut Hermes, München 57, das Büchlein gratis. (Rückporto erbeten.)



Generaldepot: Berlin N 39

Eltville

v



**CELLOFIX**  
- Selbsttonend  
**SIDI Gaslicht**  
(Hart und normal)

Die zuverlässigsten Photopapiere  
für Amateure

**KRAFT & STEUDEL, Fabrik photograph. Papiere, G. m. b. H., DRESDEN**

**Pallabona-Puder**



reinigt und entfettet das Haar auf trockenem Wege, macht es locker und leicht zu frisieren, verleiht feinen Duft. Zu haben in Friseurgeschäften, Parfümerien, Drogerien, Apotheken oder von Pallabona-Gesellschaft, München 39

*Nachahmungen weise zurück!*



Wie es unter Perlen mehr Imitationen als echte gibt, so auch bei Lebertran - Emulsionen. Wer es mit seinen Angehörigen gut meint, kauft jedoch nur die **Originalmarke Scott.**

da diese sich seit zwei Menschenaltern in allen Ländern der Welt als Stärkungsmittel bewährt hat.

**Wie beurteilen Herren**  
das neue Sexual - Kräftigungsmittel  
**Organophat?**

ooo

Einige Sätze aus dem zahlreich vorhandenen Anerkennungsmaterial:

... Habe mich als ganz anderer Mensch nach dem Gebrauch von Organophat gefühlt ... Ref. R.  
... Die gesandten Pillen finden meinen vollen Beifall ... M. O. in B.  
... Organophat hat mir neues Leben verschafft ... Herr J. P. in H.  
... Ich kann Ihnen nur meinen Dank und vollste Anerkennung für dieses vorzügliche Mittel aussprechen ... Herr H. B. in S.  
... Man fühlt sich wie neu belebt und erfrischt an Leib und Seele ... Herr J. Z. in P.  
... Organophat ist einfach glänzend ... Herr P. S. in E.  
... Ich wundere mich über den raschen günstigen Erfolg ... Herr J. B. in R.  
... Ich bin voll und ganz zufriedengestellt ... U. A. in J.

Preise:  
30 Port. 4,-, 60 7,50, 125 14,-, 250 26,- Mark

Das echte Präparat erhalten Sie auf schriftliche Bestellung nur durch die **Löwen-Apotheke** in Hannover 11

**Reisende! Schützet Euer Geld!**  
**Reise-Schecks der Banca Commerciale Italiana**

sind das sicherste, einfachste u. angenehmste Zahlungsmittel. Ueberall zahlbar, bei Banken Hotels etc. jedes Landes. — Informationen und Schecks durch:  
Bayer. Hypoth.- und Wechselbank, München; Berliner Handelsges., Berlin;  
S. Bleichroeder, Berlin; Disconto-Ges., Berlin; Deutsche Bank, Berlin;  
Darmstädter und Nationalbank, Berlin; Intern. Schlafwagengesellschaft, Berlin; Ente Nazionale Industrie Turistische, Berlin und München.



# Reckenpferd: Seife

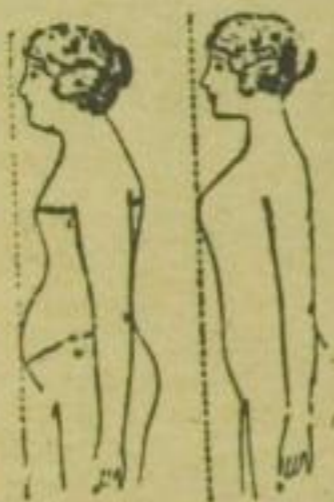
die beste Lilienmilch-Seife  
für zarte weisse Haut

## Entfettung

durch Transformine.

Dieses ist tatsächlich das einzige Mittel, schlanke, graziöse Figur zu erzielen. Beseitigt in kurzer Zeit starken Leib, Hüften, Magen, Nacken, Hals, Füße und Fesseln. à Dose 10 M., auswärts 11 M. franko. Frei von Jod. Garant. sicher wirkend. Wird nur an der gewünschten Stelle eingerieben. Verlangen Sie Prospekt A. (Rückporto beifügen.)

**Schönhelispflege Laun**  
München, Dienerstr. 8/1.



## Wenn Sie sich nicht fürchten, die Wahrheit zu hören

dann lassen Sie mich sie Ihnen sagen.

Gewisse Tatsachen aus Ihrer Vergangenheit und Zukunft, finanzielle Möglichkeiten und andere vertrauliche Angelegenheiten werden Ihnen durch die Astrologie, der ältesten Wissenschaft der Geschichte, enthüllt. Ihre Aussichten im Leben, über Glück in der Ehe, Ihre Freunde und Feinde, Erfolg in Ihren Unternehmungen und Spekulationen, Erbschaften und viele andere wichtige Fragen können durch die große Wissenschaft der Astrologie aufgeklärt werden.

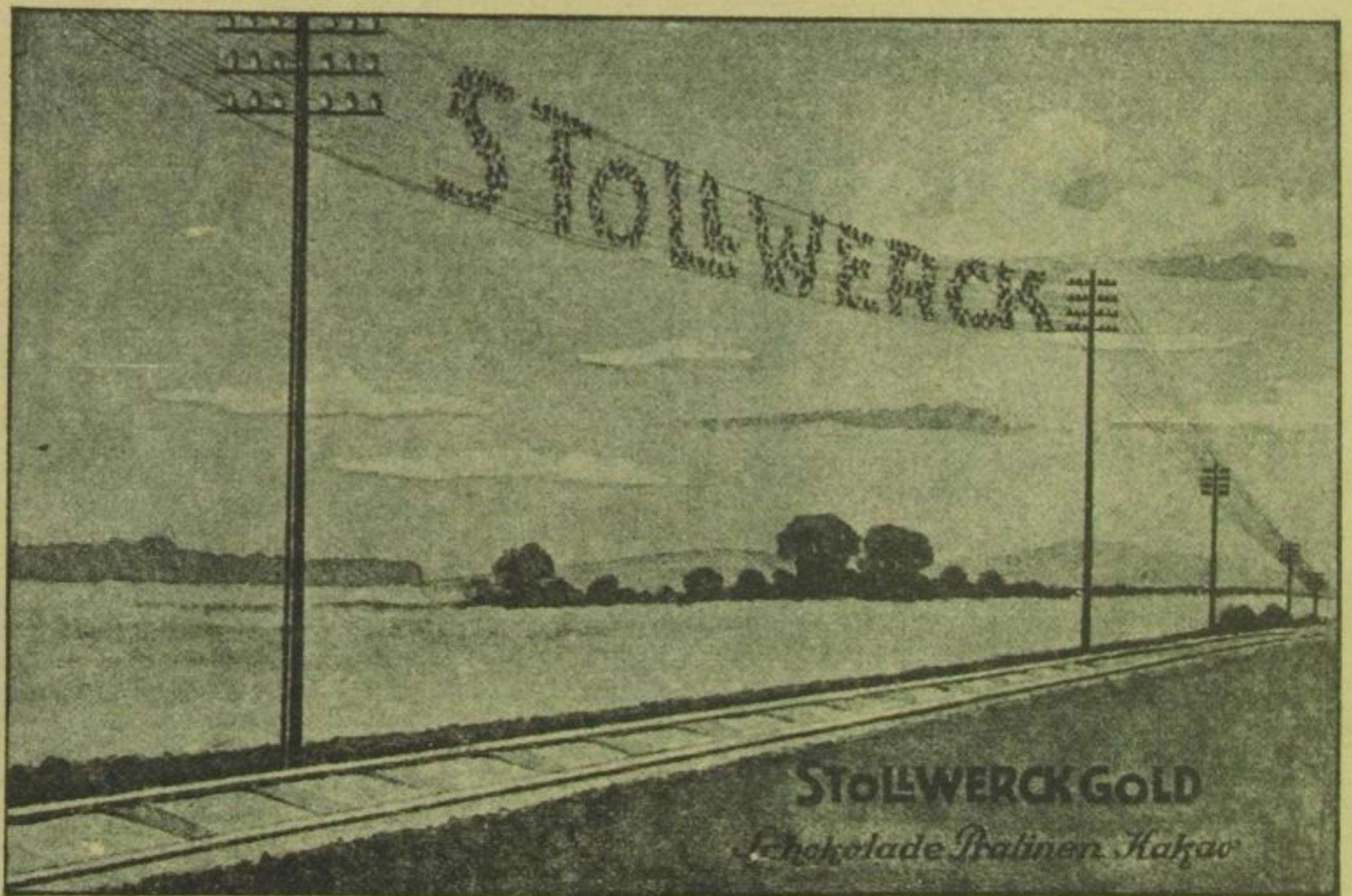
Lassen Sie mich Ihnen frei aufsehenerregende Tatsachen voraussagen, welche Ihren ganzen Lebenslauf ändern und Erfolg, Glück und Vorwärtskommen bringen statt Verzweiflung und Mißgeschick, welche Ihnen jetzt entgegenstarren. Ihre astrologische Deutung wird ausführlich in einfacher Sprache geschrieben sein und aus nicht weniger als zwei ganzen Seiten bestehen. Geben Sie unbedingt Ihr Geburtsdatum an, mit Namen und Adresse in deutlicher Schrift. Sie können, wenn Sie wollen, 50 Pf. in Briefmarken oder Banknoten Ihres Landes (keine Geldmünzen einschließen) mitsenden zur Bestreitung des Portos und der Schreibgebühren. Adressieren Sie Ihren Brief an Prof. ROXROY, Dept. 508 A, Emmastraat 42, Den Haag (Holland). — Briefporto 25 Pf.



Mein Name ist

# Chlorodont

Erste Qualitäts-Zahnpasta von Millionen im täglichen Gebrauch





# Unter dem Shwe-Dagon

Von BEATRICE GRIMSHAW

Illustriert von Hans Friedrich

I.

Die Schatten der Bäume auf dem stillen See sind wie das schimmernde Grün des Moosachates. Dazwischen zittert eine goldene Zunge, die sich bis zur Mitte des Sees erstreckt.

Du hebst die Augen, um zu sehen, was das wohl für ein Ding sein mag, und wieder einmal ergreift der Shwe-Dagon, in den Himmel flammend, dein Herz, der Shwe-Dagon, das höchste, kostbarste Heiligtum der buddhistischen Welt.

Du kannst ihm nicht entkommen, weder in der Stadt, noch tausend Meilen im Umkreis — er beherrscht Rangoon.

Du hast lange Zeit über ihn nachgedacht. Du hattest ja Zeit zum Nachdenken, denn

viele Tage vergehen, ehe das Schiff fährt. Du bist hierher gekommen, als der Gummikrach dich wie alle Leute ruiniert hatte, in der vagen, törichten Hoffnung, endlich dem großen Glück zu begegnen, das immer anderswo ist, das immer gerade um die Ecke biegt.

Auch jetzt war es woanders.

Die Situation fing an, dir ungemütlich zu werden. Das letzte Schiff war fort, die Hotelrechnungen hoch, und jetzt ist es soweit, daß du keinesfalls die Heimreise auf dem nächsten Schiff bezahlen kannst, wenn du Wert darauf legst, die Hotelrechnung für die laufende Woche zu begleichen.

Und darum kannst du dieses erlesene Bild



„Das sind sie“, sagte der Mann, der vorher gesprochen hatte. „Sie sind verrückt hinter aller Art von Andenken her. Sie haben sich große Koffer mit Schund angefüllt, der von Manchester hierher exportiert wird; sie haben Stücke von Tempelbildern abgebrochen. Ein Wunder, daß man sie nicht festgenommen hat. Sie haben sogar ihre Schuhe und Strümpfe ausgezogen...“

„Unmöglich!“

„Doch ... nur um rund um die Schreine in der Pagode gehen zu dürfen. Mein Wort darauf. Ekelhaft! Ein Bekannter hat's gesehen. Der Alte hat sich wenigstens geschämt. Er wollte nicht. Aber sie sagte: ‚Warum denn nicht, Clarence? Es ist doch das Interessanteste und Wichtigste hier in Burma. Und denk nur einmal an die Andenken, die wir drin kaufen können.‘ Da hat er nachgegeben! Und ich glaube, er mußte die Priester mit Gott weiß wieviel Dollars beruhigen, weil sie mit ihrem Schirm auf dem Boden der Pagode herumstocherte, um sich eine Goldplatte als Andenken mitzunehmen.“

Ein ruhiger, gut aussehender Herr an einem Nebentisch nahm die Zigarre aus dem Mund und bemerkte: „Ich hoffe, Sie halten diese Leute nicht für repräsentative Amerikaner, nicht wahr?“

Die Gesellschaft erklärte beiläufig, daß sie das durchaus nicht täte.

„Wir sind in Amerika nämlich nicht besonders stolz auf diese Sorte“, fuhr der ruhige Herr fort, „ich kann Ihnen versichern, daß dieser Mann, bevor er reich geworden ist, nicht gerade den besten Ruf hatte.“

„Was hat er angestellt?“ war einer kühn genug zu fragen.

Der Amerikaner hatte seine Augen halb geschlossen.

„Ich bin kein Auskunftsbureau“, sagte er gedehnt.

Und nur der Manager, ein Armenier, dem nichts entging, und der noch mit dem Hinterkopf und einer Ohrenspitze alles sah und hörte, bemerkte von seinem Verschlag aus, daß der Amerikaner einen Blick auf seine Landsleute warf und ein halblautes Wort fallen ließ.

„Aha“, dachte der Manager, „es sind also Gauner!“

„Ich denke, heute ist er allright“, betonte einer der Männer an dem kleinen Tisch. Es schien unmöglich, schlecht von jemandem zu denken, der soviel Geld ausgab wie der spitznäsige Herr und seine schmuckbehängte Frau.

„Nun“, dachte der armenische Manager bei sich, „einmal ein Gauner, immer ein Gauner. Ich will doch den Kellnern einen Wink geben, gut auf die Löffel aufzupassen. Wenn Leute

gar so sehr hinter Andenken her sind...!“ Er drehte sich auf seinem Sessel um und spuckte in den Papierkorb.

Währenddessen bewegten sich die langen burmanischen Kellner in ihren prunkvollen Fräcken geräuschlos durch den Raum und brachten Getränke.

### III.

Es war dunkel geworden. York war zu Fuß von den Anlagen herübergewandert und kam nun staubig und verschwitzt in das Hotel. Er ging nicht in die Bar, sondern über die Marmorstufen hinauf.

Wie er diese schäbige Großartigkeit des Hotels haßte! Wie er diese glatten und gefühllosen Visagen des Hotelpersonals verab-scheute, die teilnahmslos auf den Reisendenstrom schauten! „Widerwärtig!“ dachte York. „Wenn einer zu diesen erfrorenen Gesichtern käme und ihnen sagte, sein Weib oder seine Mutter seien eben gestorben, sie würden antworten: ‚Todesfälle im Hotel kosten ein Pfund fünfzehn Schilling sechs Pence extra. Wollen Sie das gütigst gleich bezahlen?‘ Oder wenn man ihnen erzählen würde, man wolle sich dort um die Ecke die Kehle abschneiden, sie würden einem rasch die Rechnung präsentieren, damit man die vorher noch begleiche ... die Rechnung! Ich wüßte wahrhaftig gern, wie ich meine Rechnung nächste Woche begleichen soll!“

Er war in seinem Zimmer angekommen; er drehte die Punkah an, legte sich aufs Bett und dachte darüber nach, wieviel verzweifelte Köpfe wohl hier schon gelegen, und wieviel arme Hände nach demselben Moskitonetz gegriffen hätten! Der Orient ist der Ort, wo einen viele Katastrophen gleichzeitig treffen können und wo es nur wenige Mittel dagegen gibt. — Sein Zimmer war übrigens eines der billigsten im Hotel. Das prachtvolle Appartement, das die Amerikaner bewohnten, hatte wahrscheinlich weniger Unglückliche beherbergt...

Das Geräusch der Punkah über seinem Kopf quälte seine überreizten Nerven. Er stand auf und stellte sie ab. Er machte kein Licht. Es war besser im Dunklen zu liegen. Gewiß, es war sehr heiß ohne die Punkah, aber eine Zeitlang konnte er es aushalten.

Draußen auf dem weißen breiten Gang, von dem weite Fensterbogen hinunterschauten auf die Felder, auf die Palmenwipfel und auf die großen Zisternen, an deren Rand die indischen Krähen sonst saßen und schrien, war es eine Weile still. Dann kamen nackte Füße gestapft, und Stimmen von Eingeborenen wurden laut. Die Hoteldiener sprachen wohl miteinander. Einer schien von draußen gekom-

## Unter dem Shwe-Dagon

men zu sein; es wurde drauf los geschwätzt. Warum auch nicht? Hier oben waren alle Zimmer unbewohnt bis auf eines; und da dieses dunkel war und man auch nicht das Geräusch der Punkah hörte, mußte man annehmen, daß der Gast noch nicht zu Hause war.

Zufällig hatte man auf der Plantage, auf der York angestellt gewesen war, nur tamulische Arbeiter gehabt. York hatte großes Sprachtalent; er sprach das Tamulische außergewöhnlich gut, und was noch mehr war, er verstand es auch. Die Leute draußen unterhielten sich ebenfalls tamulisch miteinander. Es waren Burmanen, aber der Besuch oder was er sonst war, schien ein Inder zu sein.

York war mit seinen eigenen Sorgen beschäftigt und gab zuerst nicht darauf acht, was sie sprachen; nach und nach aber trafen einige Sätze sein Ohr.

„Ja, diese Menschen aus Amerika, die so reich sind wie ein Radscha, könnten schon dazu gebracht werden, etwas dafür zu geben. Aber, Bruder, was ist das für eine Tat! Eine törichte Tat und auch eine schlechte Tat!“

Es war ein Burmane, der das gesagt hatte.

Der Besucher erwiderte: „Niemand kann dadurch von Unglück betroffen werden.“

„Das ist Wahnsinn.“ Die erste Stimme wurde erregt. „Großes Unglück wird durch eine solche Tempelschändung entstehen.“

„Wo ist da eine Tempelschändung?“ fragte die dünne spöttische Stimme des Inders.

„Wo? Er fragt noch, wo!“

„Du bist doch ein Missionszögling!“

„Wenn ich auch bei der Mission bin, weiß ich doch sehr gut ... Und ich möchte auch nicht, daß man mir den Kopf abschneidet.“

„Dummes Gerede. Zum Kopfab schneiden kann es niemals kommen.“

„Und ich sage dir, es kann doch sein. Wer weiß, was geschieht, bevor man auch nur erklären kann ...“

„Dann hast du eben Angst, dir ein Vermögen zu machen, Bruder.“

„Nein, nein. Ich will mir sehr gern ein Vermögen machen. Aber wenn möglich in Sicherheit.“

„Höre,“ begann der Inder von neuem — York saß aufrecht in seinem Bett und horchte angestrengt, „alles, was du zu tun hast, ist, diesen reichen, törichten Amerikanern zu erzählen, daß ein gewisser Ramsawmy im Basar ihnen das großartigste Andenken von ganz Asien, ja, von der ganzen Welt verschaffen kann. Aber sie müßten sehr verschwiegen sein und sehr gut bezahlen. Sage ihnen, wenn sie auf den Handel eingehen, wird es ihnen gehören in der Nacht, in der das Schiff abgeht. Es muß Nacht sein, ver-

stehst du, und sie müssen vor Tagesanbruch fort sein.“

„Ja, das verstehe ich“, lachte der Burmane, der eine geheime Quelle für seine Lustigkeit zu haben schien. „Und was für einen Anteil bekomme ich für meine Arbeit?“

„Ein Zwanzigstel“, sagte der Inder prompt.

Der Burmane lachte leise und höhnisch. Dann sagte er lässig und ohne Erregung: „Die Hälfte.“

Sie begannen nun zu handeln; der Inder wurde immer erregter, der Burmane immer ruhiger. „Was kannst du ohne mich anfangen?“ fragte er. „Wer hat dir denn von den Amerikanern und ihren Andenken erzählt?“

„Wer hat zuerst den Plan gehabt?“ jammerte der Inder.

„Ich sagte, daß mir der Plan nicht gefiele. Das ist ein Grund mehr, einen großen Anteil zu verlangen. Wenn ich einen großen Anteil bekomme, kann ich diese verwünschte Weiberarbeit hier im Hotel aufgeben und fortgehen und wie ein Mann in meiner Stadt leben. Es gibt ein Mädchen in meiner Stadt ...“

„Dein Mädchen soll ...“ begann der Inder, brach aber gleich ab. Ruhiger und in begütigendem Tone meinte er: „Um dieses Mädchens willen solltest du mein Angebot annehmen: Ein Fünftel.“

„Ein Fünftel! Was werden denn nach deiner Meinung die Amerikaner geben? Tausend Dollar vielleicht! Und noch nicht einmal amerikanische Dollar. Was macht da schon der fünfte Teil?!“

„Du Tor“, unterbrach ihn der andere mit knarrendem Hohn. „Was weißt denn du? Tausend? Tausend? Nein, aber sie sollen zehntausend Dollar geben! Und amerikanische Dollar!! Oder,“ setzte er etwas herabgestimmt hinzu, „ich will wenigstens soviel verlangen.“

„Und dann werden sie fünftausend geben, meinst du?“

„Wahrscheinlich doch drei ... und amerikanische. Das ist ja ein Vermögen.“

„Ich bin nicht dafür“, erklärte die Stimme des Burmanen, „es ist eine Sünde.“

„Sind wir denn noch in den Tagen der Radschas, du Narr? Wird uns nicht der englische König beschützen?“

„Ich muß ein Drittel haben, das ist mein letztes Wort. Wenn ich dir bei einer solchen Sache helfe, wie der Shwe-Da ...“

Die Stimme brach plötzlich ab, es gab ein kurzes Handgemenge. York, der erregt mit heißen Wangen und Händen in seinem Bett saß, meinte bei sich: „Der Kleine hat dem andern die Hand auf den Mund gelegt, und dieser hat ihm eine Ohrfeige gegeben.“

Es gab wieder das Stapfen von Füßen,

einen Augenblick Stille und dann gegenseitige Beschimpfungen. Ueber die große Marmortreppe kam ein farbiger Oberkellner und zankte. Der Burmane und der Inder verschwanden.

„Jetzt wird man mein Zimmer für die Nacht herrichten kommen“, dachte York, und er kroch unter das Bett.

Irgendwer öffnete ohne Hast die Tür, drehte das Licht und den Fächer an, brachte frisches Wasser, leerte das Waschbecken und räumte oberflächlich auf. York lag halberstickt in der dicken Staubwolke unter dem Bett und brauchte nicht zu fürchten, man könnte auch dort rein machen wollen. Das schien durchaus nicht die Sitte dieses Hotels zu sein...

#### IV.

Als es so weit war, daß er in Sicherheit sein Versteck verlassen konnte, wartete er, bis es auf dem Korridor wieder ganz ruhig geworden war, und dann schlüpfte er hinaus, um zum Abendessen zu gehen. Den Staub schüttelte er unterwegs von den Kleidern. Es lag ihm augenscheinlich nicht viel an solchen Aeußerlichkeiten.

York trug nicht die allgemein üblichen weißen Anzüge; das konnte er sich nicht leisten. Er schlenderte in den Speisesaal, wo er in seinem grauen Leinenanzug unangenehm auffiel, weil die andern Herren, soweit sie nicht in korrektem Abendreiß waren, wenigstens Anzüge von blendendem Weiß trugen. Jeder andere bestellte Bier, Whisky oder mindestens eisgekühltes Soda; York trank das laue Wasser aus seiner Karaffe und fühlte den verachtungsvollen Blick des würdigen Kellners auf sich fallen wie warmen Sommerregen.

„Geld! Geld!“ dachte er und aß mit krankhaftem Appetit. „Es ist wie ein Floß auf dem Meer; man ertrinkt, wenn man nicht hinaufklettern kann. Man sinkt, und das Wasser läuft einem in den Mund ... und rund herum segeln die andern in ihren sichern Booten und verachten einen, wenn sie überhaupt einen Gedanken dafür übrig haben ... ich glaube, die fangen schon an, mißtrauisch zu werden; ich fürchte, der Manager weiß schon etwas. Sie haben vielleicht das Gepäck durchsucht ... oder sie haben bei der Bank Erkundigungen eingeholt ... Auf dieses Essen, das ich da zu mir nehme, habe ich kein Recht, ich werde es Montag nicht bezahlen können. Oder ich werde die Karte für den Dampfer nicht bezahlen können ... ich wollte, ich wäre tot.“

Er erblickte sein Bild in den langen Spiegeln unzählige Male; ein gut aussehender junger Mann mit dunklem, aus der Stirne ge-

strichenem Haar, ein junger Mann von kräftiger Gestalt, ein junger Mann mit einem feingeschnittenen Profil, dessen Kinnpartie nicht ganz befriedigte...

Er hatte außerordentliches Mitleid mit allen diesen jungen Männern. Die Welt hatte sich schlecht gegen sie benommen. Europa hatte aufgehört, sie zu ernähren, als es schon zu spät war, einen Beruf zu ergreifen, und hatte sie im Zwischendeck von Liverpool nach dem fernen Osten geschickt. Asien hatte eine Zeitlang Katze und Maus mit ihnen gespielt und sie dann mit seinen scharfen Klauen getroffen. Und Amerika — Amerika schnappte vor ihren eigenen Augen nach dem Gegenstand, den sie ersehnt hatten, dem Gegenstand, nach dem sie ausgeblickt hatten, ohne die geringste Hoffnung, ihn je zu erreichen.

#### V.

Die verschiedenen jungen Leute verschmolzen wieder zu einem, und York, der sich in seinem Sessel aufgerichtet hatte, sah jetzt nach dem Tisch, an dem das dicke amerikanische Frauenzimmer und ihr Gatte saßen und große Mengen von Speisen und Getränken vertilgten. Denn er wußte — er hatte es in dem Augenblick gewußt, als er gehört hatte, wie der kleine Inder dem Burmanen die Hand auf den Mund legte —, daß das Ding, das mit solcher Gefahr und so geheimnisvoll an diese reichen Andenkenjäger verkauft werden sollte, nichts Geringeres war als die juwelenstarrende Flagge von der Turmspitze des Shwe-Dagon.

York empfand keinerlei moralische Entüstung. Er war bisher ehrlich gewesen, weil die Vorsehung ihn vor dem Gegenteil bewahrt hatte. Er hatte sich niemals von den Arbeitern auf der Plantage bestechen lassen, er hatte niemals mit gezeichneten Karten gespielt, er hatte nicht einmal einen Kutscher um das Fahrgeld geprellt, und er hatte auch niemals Geld geliehen mit der Absicht, es nicht zurückzugeben. Aber tief in seine Seele eingegraben und durch tausend Schatzgräbergeschichten befestigt war in ihm die Vorstellung, daß es kein Diebstahl war, sich in den Besitz von Kostbarkeiten aus heidnischen Tempeln zu setzen. Und er glaubte auch zu fühlen, daß die Anmaßung der Pagodenwächter, die durch ingeniose Maßregeln die Weißen ausschließen oder wenigstens erniedrigen wollten, eine Strafe verdiente. York war kein Denker; in ihm, wie in den meisten von uns, trat das Gefühl an die Stelle der Ueberlegung. Und es war ihm klar, daß der Verlust dieses Heiligtums für die Burmanen nur eine gerechte Strafe wäre.

Warum, sagte er zu sich, als er in das Ge-

## Unter dem Shwe-Dagon

wimmel von Chinesen, Indern, Burmanen, Büffelkarren, Rickshaws und Autos hinausstrat, die durch die weiten weißbeleuchteten Straßen von Rangoon sausten — warum sollte nicht er den Schatz erbeuten können? Er besaß den ungeheuern Vorteil, zu wissen, was im Gange war, ohne daß jemand sein Mitwissen ahnte. Er war sicher, daß die Abenteurer, von denen er gelesen hatte, die Sache irgendwie gemanaget hätten. Er wußte nicht, wie, aber er hielt sich nicht für dümmer als irgendeinen Helden im Kino oder in Romanen. Man müßte ihm nur Zeit lassen, und er würde den Weg schon finden.

Er war weit aus der Stadt hinausgeschlendert in die stille und duftende Nacht der Pagodenstraße, ohne recht zu wissen, wo er war. Die Lichter des Shwe-Dagon, die alles andere durch den Glanz ihrer elektrisch beleuchteten Sterne verdunkelten, blendeten ihn, als er um die Ecke bog. Lange Zeit blieb er stehen, blickte zu ihnen hinüber und glaubte, oberhalb der Lichter dreihundert Fuß näher zum Himmel, den dünnen, ausgestreckten Finger der juwelenbesetzten Wetterfahne zu sehen.

Es war spät geworden, als er zur Stadt zurückkehrte. Er konnte nicht einschlafen. Ein Plan nach dem andern ging ihm durch den Kopf, während er sich unter dem dicht verschlossenen Moskitonetz hin und her wälzte. Wie konnte er sein Mitwissen ausnützen? Er durfte kaum hoffen, noch Näheres zu hören. Es war ohnehin eine unerhörte Chance gewesen — er war glücklich genug darüber. Und nun! Die Flagge wurde irgendwie entwendet — das war nicht seine Sache — und sie sollte irgendwie den Amerikanern übergeben werden — wenn diese nämlich auf den Handel eingingen, woran er keine Minute zweifelte. In der Nacht vor der Abreise sollte sie heimlich übernommen werden! Er mußte daher ausfindig machen, wann diese Amerikaner abreisten; das war zweifellos seine nächste Aufgabe...

Und darüber schlief er ein. —

### VI.

Am nächsten Morgen fühlte sich York leichter und fröhlicher, als er es jemals seit seiner Ankunft in Rangoon gewesen war. Es gab doch etwas, woran man denken, worauf man hoffen konnte. Er wußte etwas, was sonst keiner wußte, und, wenn es auch noch so schwer sein möchte, er würde schon einen Weg finden, sein Wissen in ein Vermögen zu verwandeln.

Während er sich anzog, schwebte der goldene Turm der Pagode in lockenden Visionen vor seinen Augen. Nicht umsonst hatte ihn

vom ersten Tage an der unvergleichliche Glanz toll gemacht. Es war sein Schicksal. Es sollte alles wieder gutmachen, was er in seinem Leben versäumt hatte. Und er hatte immer etwas versäumt. Gerade er wurde nicht nach Harrow geschickt; gerade er erbte nichts von seinem Vater; gerade er kam erst nach der Gummihause in die Malayischen Staaten. Aber diesmal mußte seine Stunde kommen... Wie alle erfolglosen Menschen, ob jung oder alt, glaubte York fest an das Glück, dessen Welle auch ihn einmal erfassen mußte.

Was hatte er heute vor allem zu tun? Die Krähen auf den Palmwipfeln draußen krächzten die Antwort: Die Amerikaner beobachten, sich womöglich mit ihnen befreunden. Sie hatten den Schlüssel in Händen.

Es war auch notwendig, herauszubringen, welche Schiffe abgingen, und für welchen Tag die Amerikaner ihre Abreise festgesetzt hatten. Und schließlich wäre es auch gut, alle ihre Schritte zu überwachen.

York sprang die Marmortreppe hinunter und fühlte in sich die Fähigkeiten aller Detektive der Welt.

Das Glück begünstigte ihn plötzlich. Die Klaws waren in der Halle, und Mrs. Klaw hatte zufällig gerade ihren angeschwollenen Pompadour fallen lassen. Er ging auf, und eine Unzahl Kleinigkeiten bedeckten den Boden: Riechsalz, Taschentücher, ein Portemonnaie, eine goldene Puderbüchse und dergleichen. Gestern hätte Charles York es dem nächsten Boy überlassen, den Kram zusammenzusuchen. Heute machte er einen Sprung über die drei letzten Stufen und sammelte hastig den Beutel und seinen Inhalt auf, noch bevor der sichtlich indignierte Portier sich gerührt hatte.

Wenn York auch nicht in Harrow gewesen war, so hatte er doch ein anderes gutes Institut besucht; seine Manieren waren ausgezeichnet. Mrs. Klaw, die an Aufmerksamkeiten von Herren gewöhnt sein mochte und wohl auch danach verlangte, fühlte sich sichtlich geschmeichelt und dankte nachdrücklich. Uebrigens wirkte der junge Mann trotz seiner abgetragenen Kleidung durchaus wie ein Gentleman. Er erinnerte sie sogar an den entzückenden Prinzen von Wales, was weiter nicht verwunderlich war, denn York war zufällig einer jener vielen jungen Männer, die ihre blonde Jugendlichkeit dazu ausnützten, eine beiläufige Aehnlichkeit mit dem Prinzen zu kultivieren, soweit eben Haarfarbe, Krawatte und Kopfhaltung dies ermöglichten.

Alles ging wie gewünscht. Mrs. Klaw lud York ein, sich zum Frühstück an ihren Tisch zu setzen. Mr. Klaw, der ihn mit seinen Wuchereraugen abschätzte, sagte gar nichts.



Er war bereit, diesen jungen Mann für einen ganz befähigten Schuldenmacher zu halten. Aber Frau Sadie Klaw wußte, was sie tat; sie fühlte sich nicht glücklich, wenn sie nicht einen jungen Mann um sich hatte. Und hier in Rangoon gab es nicht gerade Ueberfluß an jungen Leuten von gutem Benehmen, die bereit waren, sich um eine immerhin schon mündige und ziemlich auffallende Dame zu kümmern. Mr. Klaw dagegen sah sich bereits seiner Pflichten ledig und instandgesetzt, die burmanische Nation in ihren jüngern Vertretern und Vertreterinnen zu studieren, da ja Sadie durch einen jungen, harmlos aussehenden Mann vollauf beschäftigt war. Und dieser York (Klaw kannte bereits seinen Namen, wie er überhaupt die verschiedenartigsten Kenntnisse besaß) war offensichtlich harmlos. Und wenn dann die unausweichliche Geschichte von den ausgebliebenen Geldsendungen kam, nun, er Klaw, würde schon etwas für ihn tun ...

York, der diesen Gedankengang nicht kannte, bemühte sich vergebens, eine Gelegenheit zu einem tête-à-tête mit Mrs. Klaw zu ersinnen. Er war daher angenehm überrascht, als Mr. Klaw sich gleich nach dem Frühstück verabschiedete.

Mrs. Klaw ihrerseits lud ihre neue Akquisition ein, hinaufzukommen. „Wir haben so ein elegantes Appartement,“ sagte sie, „und ich möchte Ihnen gern einige von meinen Merkwürdigkeiten zeigen. Ich habe eine erstklassige Sammlung von Andenken zusammengebracht.“

## VII.

Das Empfangszimmer war kühl, ziemlich dunkel, prunkvoll eingerichtet und schmutzig. Mrs. Klaw hatte den ganzen Raum vollgepfropft mit seidenüberzogenen Schachteln, mit burmanischen Gongs in jeder Größe, Holzschnitzereien und Bronzen, die viel gekostet hatten und wenig wert waren. Sie besaß eine Handvoll ungefaßter Diamanten in einer silbernen Handschuhschachtel; sie besaß chinesische Sachen aus Elfenbein, Bernstein und Jade. Sie besaß Teppiche und Möbel aus allen Zeiten; sie hatte alte Handschriften zusammengekratzt; sie hatte in den Basaren Spielwaren eingekauft; sie besaß Mörtel, den sie in alten Tempelgängen abgeschabt hatte, und Holzspäne von den wunderbaren Skulpturen aus einem buddhistischen Kloster; sie hatte einen Kriegerkopf von dem Fries des Buddhatempels in der Pagodenstraße mitgenommen, und sie besaß eine Vase, die sie in einem chinesischen Götzentempel gestohlen hatte. Es war gar kein Ende abzusehen. Aber der Clou der ganzen Sammlung, den sie mit allergrößtem Stolz

vorwies, war ein kleines Paket von Goldplättchen, die sie mit ihrem eigenen tempelschänderischen Regenschirm von der Fassade des Shwe-Dagon abgekratzt hatte.

York hörte und sah und dachte inzwischen, was doch dieses Weib für ein verschwommenes und dabei geschäftiges Gesicht hatte, was für eine überquellende Figur und was für ein unermüdliches Mundwerk.

Es war ihm unangenehm, höflich zu ihr sein zu müssen. Sein natürlicher Instinkt wäre es gewesen, an ihr vorbei in die Halle zu gehen, als hätte sie nie existiert. Sie existierte wirklich nicht für ihn. Sie war ein Nichts, ein Windhauch, eine leere Nußschale, ein trockenes Blatt, das der Herbstwind ihm vor die Füße gefegt hatte. Und doch war er hier in ihrem Boudoir, verlor seine Zeit mit ihr und sprach mit ihr, als ob sie wirklich etwas Lebendiges wäre, mit dem eine Beschäftigung lohnte. Seine Selbstachtung wurde sehr gedrückt. Es machte ihn mit sich selbst unzufrieden — wahrscheinlich das erste Mal in seinem Leben.

Mrs. Klaw redete und redete. Schließlich wurde sie durch den Zimmerdiener unterbrochen, der mit einer York wohlbekannten Stimme meldete:

„Ein Mann aus dem Basar möchte die Memsahib sprechen.“

Yorks Herzschlag stockte. Was für ein Glück, wenn jetzt ...

Mrs. Klaw fragte unfreundlich, was denn der Mann aus dem Basar wolle. Der Zimmerdiener gab vor, keine Ahnung zu haben, aber er setzte hinzu:

„Dieser Mann Ramsawmy hat viele schöne Sachen, Memsahib.“

„Laß ihn herein!“ befahl Mrs. Klaw.

York, der wußte, daß das Geschäft unmöglich in seiner Gegenwart zustande kommen konnte, entschuldigte sich und ging.

„Guter Gott“, dachte er, als er die Treppen mit der Leichtigkeit seiner Jugend hinuntereilte. „Schrecklich zu denken, daß aus allen Frauen das wird.“

## VIII.

Auf den letzten Stufen fiel er beinahe auf einen Herrn, den er nicht kannte; es war ein großer, sorgfältig rasierter Mann mit guten blauen Augen und dünnen Lippen, der Sorte Klaw soweit entfernt, wie die zwei Pole voneinander; trotzdem war er ein richtiger Amerikaner von jenem Typ, der eines Tages die Welt regieren wird. Wer Bart Hunter hätte beschreiben sollen, dem wäre das Wort „sauber“ von selbst auf die Lippen gekommen.

Hunter war sauber in bezug auf seine Kleider und in bezug auf seine Person; man

## Unter dem Shwe-Dagon

fühlte seinen scharfen, durchdringenden Verstand, der nichts Sarkastisches, nichts Verstecktes an sich hatte. Er dachte sauber und er handelte sauber. Er konnte mild sein, er konnte hart sein, immer aber würde er gerecht sein. Sein Gesicht, männlich in jedem Zug, zeigte diesen gewissen Drang nach vorwärts und die kühle Selbstbeherrschung, die zu einem anständigen Leben passen. Man muß nicht glauben, daß er sich über York viele Gedanken gemacht hätte; er war keine sentimentale Natur, und es lag ihm nichts daran, anderer Leute Sorgen zu teilen, aber sein vierzigster Geburtstag war gerade vorüber und er war ohne Heim und ohne Kinder.

Mit vierzig beginnt der Mann, der keinen Sohn hat, sich mit Interesse, aber auch mit etwas Neid nach den jungen Leuten umzusehen, deren Vater er sein könnte. Er weiß selbst nicht genau, warum er so handelt. Er weiß nur, daß junge Leute, anstatt ihm langweilig zu erscheinen, ihn jetzt anziehen, daß er Mitleid mit ihnen hat, und daß er sie doch so gerne mit allerhand Ratschlägen aus seinem reichen Schatz versehen möchte.

York war zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, als daß er den Kalifornier bemerkt hätte, Hunter aber hatte sich für ihn interessiert. Er merkte wohl, daß Sorgen den jungen Mann drückten, sah aber in der Bekanntschaft mit den Klaw kein Heil für ihn.

Mrs. Klaw — er kannte diese Sorte — würde versuchen, aus York einen Narren zu machen, und was Klaw selbst betraf, so duftete seine Reputation zum Himmel. Er allein genügte, um die finanzielle Moral von zwanzig Pflanzern zu deprivieren — angenommen, daß sie eine hatten. Nun, Bart Hunter hatte den Verkehr Yorks mit den Klaw beobachtet, er hatte ihn mit Mrs. Klaw hinaufgehen und ziemlich spät herunterkommen sehen und er beschloß, da einzugreifen.

Wenn der Bursche noch länger in diesem Orient herumlungert, so wird er anfangen zu trinken, so wahr Gott die Erde geschaffen hat. Nun, ich denke, es ist meine Pflicht ... „Sie scheinen es sehr eilig zu haben, junger Mann“, sagte er, als York beiseite trat. „Wo geht es denn hin?“

„Nirgends hin“, antwortete York, der jetzt ruhig die letzten Stufen hinunterkam. Er hatte sich ja nur beeilt, weil er aufgereggt war.

„Das ist schlimm“, bemerkte der Amerikaner, „ich würde hier im Orient sicher meinen Kopf verlieren, wenn ich herumstreichen müßte und meine eigenen Atemzüge beobachten. Haben Sie Lust mit mir zu kommen?“

Ich belade gerade ein Schiff mit Teakholz, und es gibt allerhand nachzusehen.“

York wäre gestern überglücklich gewesen; heute empfand er das Interesse des Amerikaners wie eine Belästigung. Trotzdem nahm er die Einladung an. Während Ramsawmy und der Diener mit Mrs. Klaw sprachen, mußte er sich ja doch irgendwie die Zeit vertreiben.

Sie verbrachten den Vormittag miteinander. York kam mit neuen Interessen, ja geradezu mit einer neuen Begabung zurück. Es schien ihm, daß er ein Kenner von Nutzholz geworden war, daß er jetzt mehr über das Jungle von Burma wußte als irgendein anderer, und daß er sich auch auf die Beaufsichtigung von Kulis verstand. Es schien ihm auch, daß er für Nutzholz eine gewisse Zuneigung haben könnte. Er könnte ... wenn nur dieses Gestern nicht gewesen wäre. Dieses Gestern, das alles geändert hatte. Wie die Sachen jetzt standen, war ihm alles gleichgültig. Es war ihm gleichgültig, daß er Hunter ein paar gute Ratschläge für dessen Holzgeschäfte geben können. Und gleichgültig sogar, daß Hunter ihn erstaunt und angenehm überrascht angesehen hatte.

Nichts war wichtig außer der Tatsache, daß der Shwe-Dagon vom Holzladeplatz wunderbar zu sehen war, und daß die schmale, wagrechte Windfahne in den weißlich-blauen Himmel wies und zu ihm hinüber winkte ...

## IX

Diesen Abend speiste York wiederum mit den Klaw, und Klaw, der sich eines außerordentlich interessanten Tages erfreut hatte, sah ohne Aufregung, wie Sadie immer intensiver mit dem jungen Mann flirtete. York selbst, den der ungewohnte Champagner warm machte, hielt es für nötig, seine Eindrücke von Sadies Alter zu revidieren; er war jetzt überzeugt, er müßte sich um ungefähr zehn Jahre geirrt haben, er war auch überzeugt, daß er sich vormittags nicht lebenswürdig genug benommen hatte. Mrs. Klaw sah in dem Licht einer halben Flasche Pommerie geradezu verführerisch aus. — Klaw, der in seinem Innern den Gast segnete, drückte sich sofort nach dem Abendessen. Mrs. Klaw rief ihm laut und nicht gerade zärtlich nach: „Komm bald zurück!“

Und York befand sich bald darauf wieder in dem Boudoir. Hier ließ sich Mrs. Klaw inmitten der gefälschten und gestohlenen Andenken nieder, bearbeitete ihre Augen ausführlich mit einem Taschentuch aus venezianischen Spitzen und begann ihr Unglück zu erzählen.

„Ich bin furchtbar aufgeregt“, sagte sie mit gebrochener Stimme. „Ich weiß nicht, woran ich bin. Ach, Herr York, das Glück meines Lebens ist gekommen, und ich kann es nicht festhalten; ich glaube, ich gerate ganz aus dem Häuschen darüber.“

York, durch ihre lebhaftere Sprechweise erregt, rückte seinen Stuhl näher und versicherte die Unglückliche seines tiefen Mitgeföhls.

Während er sprach, sagte der andere Teil seines Wesens in ihm, daß er den Grund ihres Unglücks wohl zu nennen vermochte.

Sadie ließ ihn darüber auch nicht im Zweifel; auch sie hatte etliche Gläser des goldenen Nektars getrunken, den man so grausam aus dem trockenen Amerika verbannt hat.

Charles York mit seiner beiläufigen und nicht ganz unbeabsichtigten Aehnlichkeit mit dem Prinzen von Wales, mit seiner englischen Höflichkeit und mit seiner schmeichelhaften Bereitschaft, sich einladen zu lassen, erschien ihr — ebenfalls in dem Lichte des Champagners — als ein edler und großzügiger junger Mann, der volles Vertrauen verdiente. Und sie begann ihm ihr Herz auszuschütten. Binnen fünf Minuten wußte er den ganzen Handel mit Ramsawmy. Oder wenigstens beinahe den ganzen Handel, denn Mrs. Klaw behielt, selbst wenn der Wein sie erhitzte, immer noch etwas von ihrer angeborenen Vorsicht. Sie unterrichtete Charles York, der es allerdings ohnedies wußte, nicht darüber, was für ein Schatz es war, den sie von Ramsawmy erwerben wollte; wahrhaftig, sie gebrauchte sogar eine Lüge! Sie sagte nämlich, es handle sich um einen Stein aus einem buddhistischen Tempel, um einen kunstvoll bearbeiteten Stein, sehr heilig und ungeheuer schwer; sein Verlust würde bestimmt gleich am Morgen entdeckt werden, und sie habe — zu spät, um den Plan zu ändern — herausgefunden, daß vor Tagesanbruch kein Schiff den Hafen verlasse.

„Es war so sicher wie irgend was“, klagte sie, und die Tränen hingen schon in ihren Augen wie Regenwolken über dem Horizont, „so sicher wie der Tod, daß ein Schiff in der Nacht um elf Uhr abgeht; und jetzt habe ich herausbekommen, daß der alberne Dampfermann mich am Telephon falsch verstanden hat. Er meinte um elf Uhr vormittags! Und ich habe Klaw dazu gebracht, die Karten zu nehmen, und er kommt auch gleich zurück, weil wir um halb elf aufs Schiff wollten. — Ramsawmy packt die . . . den Stein in meinen Kabinenkoffer, den hat er sich schon heute nachmittag geholt; er will heute abend kommen . . . und was soll ich jetzt tun?!“

„Haben Sie ihm etwas bezahlt?“ fragte York vorsichtig.

„Ich gab ihm hundert Dollar für seine Auslagen, und er soll noch zweitausend Dollar haben, sobald das Ding heute abend in meinen Händen ist. Ich habe das Geld schon im Hause, alles ist in schönster Ordnung . . .“

„Zweitausend Dollar?“ York glaubte nicht recht verstanden zu haben. Der goldene Schatz auf der Pagode — die wunderbare, edelsteinprangende Flagge — für die Bagatelle von vier- bis fünfhundert Pfund!

„Ja, wahrhaftig, er soll mehr kriegen, wenn wir das Ding nur gut nach Hause bekommen.“ Ihre Augen flackerten, als sie ihn ansah. York sagte sich, daß er nicht viel von den Aussichten des Inders auf das „Mehr kriegen“ halten konnte. Was für ein elendes Mißverhältnis zwischen dem Anteil des Inders und dem der Klaw! Er war wie in einem Traum, an den er nicht glaubte, und aus dem er sich doch nicht herausreißen konnte. Er dachte, sein Zustand müsse wohl die Folge des Champagners sein; wahrscheinlich minderwertiges Zeug, die Etikette gefälscht . . .

Mrs. Klaw fuhr fort: „Die beiden sagten mit der beunruhigenden Art dieser Inder, daß unser Leben in Gefahr stände, wenn wir uns nicht schnell mit dem Stein aus dem Staube machten. Oh, Mr. York, wir müßten gerade heute nacht fort, und jetzt geht dieser verfluchte Dampfer nicht.“ Sie hielt das venezianische Spitzentuch vor die Augen und weinte durch die Löcher. „Wenn Sie uns doch irgendwie helfen könnten“, fing sie von neuem an und schneuzte sich lärmend. „Ich und Mr. Klaw wären Ihnen ja so dankbar . . . es käme uns nicht auf eine Revanche an . . .“

„Oh, lassen Sie das, bitte“, war Yorks mechanische Antwort. Er dachte ernsthaft nach; Ramsawmy hatte sich tatsächlich auf irgendeine Art in den Besitz der Flagge gesetzt. Er brachte sie hinunter zum Schiff, bereits in Mrs. Klaw's Koffer eingepackt. Er hatte wahrscheinlich auch angenommen, daß der Dampfer noch nachts abfahre. Aber das Schiff ging nicht, und es war wirklich eine große Gefahr für alle Beteiligten, wenn der gestohlene Schatz nicht fortgeschafft war, bevor die Morgensonne hoch oben auf die Spitze der goldenen Spirale des Shwe-Dagon strahlte . . .

Frau Klaw sah zu ihm hinüber, wie er in tiefes Nachdenken versunken dasaß. Sie war wirklich unglücklich, und sie fühlte für diesen reizenden jungen Mann seines offenbaren Interesses und seiner Hilfsbereitschaft wegen innigste Dankbarkeit. Wenn sie seine Gedanken hätte lesen können, dann wären ihre Geföhle wahrscheinlich andere gewesen. Denn das einzige Problem, über das York nachdachte, als er den Kopf in die Hände gestützt hatte, war, wie er, York, von der

## Unter dem Shwe-Dagon

Lücke in Ramsawmys Plänen Nutzen ziehen konnte.

„Ich will Ramsawmy aufsuchen“, sagte er schließlich.

Mrs. Klaw war überzeugt, daß er recht hatte. Sie segnete ihn und schüttelte hingebungsvoll seine Hände. Und York trat hinaus in die warme, glänzende, geschäftige Nacht von Rangoon.

### X.

Er fand Ramsawmy in einem kleinen Laden, wo Seiden aus Macclesfield als echt burmanische und Tempelgongs aus einer Fabrik in Birmingham unter irgendeinem romantischen Namen verkauft wurden.

York war wohl imstande, wenn die Umstände ihn dazu zwangen, energisch genug zu handeln. Unter dem Vorwand, gemalte Ansichtskarten ansehen zu wollen, bekam er Ramsawmy in den Hintergrund des Ladens, und dann erzählte er ihm kurz, daß er Mrs. Klaws spezieller Freund wäre. (Er mag sich darunter vorstellen, was er will, dachte York zynisch.) Und daß er ermächtigt sei, die Sache mit dem Schatz in Ordnung zu bringen, den sie heute nacht mitnehmen wollte. Er berichtete Ramsawmy von der Schwierigkeit mit dem Dampfer, aber zu seiner größten Ueberraschung war der kleine Inder gar nicht so bestürzt darüber. Es wäre sehr ungünstig, erklärte er, daß dieser Irrtum passiert sei, aber die Hafenbehörden ließen tatsächlich Schiffe von großem Tonnengehalt nach Dunkelwerden nicht mehr hinaus, aus Angst vor Zwischenfällen, durch die unter Umständen die einzige Zufahrt des Hafens unpassierbar gemacht werden konnte. Kleinere Schiffe aber konnten ohne weiteres auslaufen. Und er wußte von einem Boot, einem guten, ganz komfortablen Schiff, das den amerikanischen Sahib und die Memsahib bis zu dem nächsten Hafen der Küste bringen wollte. Der große Dampfer würde am nächsten Tag schon kommen und sie aufnehmen. Das gäbe weiter keine Umstände. Es wäre nur notwendig, vor Sonnenaufgang wegzukommen, das war alles.

### XI.

Immer wieder kam das Gefühl von etwas Unbegreiflichem, das er durchaus nicht ergründen konnte, über York. Aber er versuchte es zu unterdrücken. Es war ja alles ganz klar, und er überblickte deutlich seine Rolle in dem Schauspiel. Denn seine Absicht war, daß die Flagge, die goldene, juwelenprunkende Flagge des Shwe-Dagon, Rangoon gar nicht verlassen sollte.

Der Plan war überraschend einfach durch-

zuführen. Mrs. Klaw hatte in Rangoon einen neuen Kabinenkoffer gekauft, der ganz besonders für die sichere Aufnahme des Dinges geeignet war, das sie den „buddhistischen Stein“ nannte. Es war ein schöner, teurer Koffer aus solidem Leder, verstärkt durch feine stählerne Rippen. Ihre und ihres Mannes Initialen waren nicht auf den Koffer gemalt worden, sondern sie hatte einen Ueberzug aus dem besten Segeltuch machen lassen, und darauf stand ihr voller Name in schönen blauen Buchstaben.

Nun war zufällig Yorks Koffer — ungefähr sein einziger Besitz — auch aus Leder und hatte beiläufig dieselben Maße wie der, den Mrs. Klaw gekauft hatte. Das war kein besonders merkwürdiges Zusammentreffen, da ja Kabinenkoffer meistens nach den gleichen Maßen angefertigt werden. Aber York erkannte sehr wohl, wozu ihm das nützen sollte.

Er wußte, wo er rasch einen Ueberzug erhalten konnte, er wußte auch, wo er Blei in großen Stücken zu kaufen bekam. Denn es war nur nötig, seinen Koffer so schwer wie möglich zu belasten, die Schutzhülle darüber zu ziehen und bei der ersten möglichen Gelegenheit die Ueberzüge zu vertauschen. Die Klaws würden in aller Heimlichkeit und in größter Eile abreisen; sie würden rasch einmal nachsehen, ob Ramsawmy den Schatz auch gut verpackt habe, und dann würden sie nicht mehr daran denken, den Koffer vor dem nächsten Hafen zu öffnen. Was nun ihn, York, anlangte, so mußte er bei der Abreise mit seinem eigenen Koffer unten in der Halle sein, als ob er auch abreisen wollte. Zweifellos würde sich eine Chance für den Austausch ergeben. Wenn nicht, so war er auch bereit, ihnen zu folgen und mit demselben Schiff zu reisen. Irgendeinen Vorwand würde er schon finden.

Man mußte immerhin auch Glück haben. Aber York hatte tatsächlich das Gefühl, vom Glück begünstigt zu werden. Das Unglück hatte ihn so lange verfolgt, daß der Umschwung schließlich kommen mußte.

Solche und ähnliche Gedanken gingen York durch den Kopf, als er mit dem Taxi nach dem Hafen fuhr, um sich nach dem Schiff umzusehen, und dann wieder ins Hotel... Es war lange her, seit York sich zum letztenmal ein Taxi gegönnt hatte, aber jetzt, wo es galt, ein schätzebeladenes Schiff zu plündern, kam es nicht auf die paar Tropfen Benzin mehr an.

Als er in die Halle des Hotels trat, stand Hunter, der lange Amerikaner, vor ihm. Der rauchte eine Zigarre und sah York scharf an, sagte aber nichts. Es war spät geworden, und die übrigen Gäste schienen schon zu Bett gegangen zu sein. York hätte gewünscht, nicht gerade jetzt dem Teakholzmann zu begegnen.

Dieser repräsentierte Dinge und Ideen, die York eben über Bord zu werfen für gut hielt. Es war gewiß erfreulich, wegen seiner Kenntnisse in der Holzbranche oder wegen seines guten Blicks für Abmessungen Komplimente zu empfangen ... aber die Vision der goldenen, edelsteinstrotzenden Flagge ließ alles andere unwesentlich erscheinen. Eine fixe Idee hatte York erfaßt, geradezu eine Manie.

Hunter sah den veränderten Ausdruck auf den Zügen des jungen Mannes, den er retten wollte; die Gier, die Habsucht, die List ... es gab wenig, was Hunter nicht gesehen hätte. „Was die Klaws für eine Teufelei ausgeheckt haben mögen“, dachte er, „der Bursche sitzt auch tief drin.“

Und dieses großen Kindes wegen, das nicht sein eigenes war, beschloß Hunter, der Sache auf den Grund zu kommen.

Er ging daher nicht zu Bett, sondern setzte sich in den Lesesaal, von dem man, wie von einer Kommandobrücke, alles, was unten vorging, beobachten konnte; er nahm eine Zeitung, las aber nicht, sondern wartete.

## XII.

York war währenddessen in das Empfangszimmer der Klaws gekommen und fand auch Herrn Klaw dort vor. Er verständigte die beiden, daß ein Boot sie noch in der Nacht zum nächsten Hafen bringen sollte, wo sie dann morgen den Dampfer nehmen konnten. Er war sorgfältig darauf bedacht, nur von dem „buddhistischen Stein“ zu sprechen, aber er sah dem Gesicht Mr. Klaws an, daß dieser nicht genau zu wissen schien, um was es sich eigentlich handelte. Klaw war wohl auch über die Intervention Yorks nicht sehr erbaut.

York bemühte sich, Mrs. Klaw in ein Gespräch zu verwickeln und wartete, bis er draußen schwere Schritte hörte; es kam jemand langsam über den Gang, jemand, der ein schweres Gewicht trug.

In dieser Minute stieg noch einmal das Mysterium vor York empor und blendete ihn geradezu. Wie mochte es geschehen sein? Und warum war es geschehen? Der Mann, der den Shwe-Dagon erklimmen und die heilige Flagge gestohlen hatte, konnte sich doch unmöglich mit ein paar hundert Pfund zufrieden geben. Die Ersteigung der zwiebel-förmigen Pagode war gewiß nicht ...

Doch da erinnerte er sich, daß man die Pagode eben erst, vor einigen Wochen bestiegen hatte, um die Flagge herunter zu nehmen und nach der Reparatur wieder hinauf zu bringen. Kein Zweifel ... Ramsawmy war es, der damals ... und heute wieder ... und jetzt war er da ...

York entschuldigte sich und ging hinaus auf den dunklen Gang. Zwei Männer, die unter einer schweren Last keuchten, kamen an ihm vorbei und traten in den erleuchteten Vorraum des Empfangszimmers.

Es war schon sehr spät geworden, die Lichter des Hotels brannten nicht mehr bis auf eines bei der Treppe und eines in den oberen Stockwerken. Das eingeborene Rangoon wimmelte noch dort unten in der Strandstraße, verschacherte Waren und Liebe, disputierte und aß; aber selbst dieses Rangoon begann langsam nach Hause zu gehen. Eine feuchte, salzige Brise wehte vom Irawadistrom herüber.

York bückte sich und sah durch das Schlüsselloch. Ramsawmy hatte den Lederkoffer auf den Boden gestellt und erklärte gerade mit lebhaften Bewegungen, daß keine Zeit zu verlieren sei. Der Sahib und die Mem-sahib mußten sofort das Taxi nehmen, das unten wartete, und zum Hafen fahren, sonst könnte er für nichts eintreten. Der Mond würde bald aufgehen ... ein ganz verwünschter Vollmond! Sie waren besser schon auf hoher See, bevor der Mond kam und den Tempel beschien. Viel, viel besser! Und wenn sie ihm die englischen Banknoten geben wollten, die die Mem-sahib ihm versprochen hatte, dann würde er ihnen gleich das größte Wunder der Welt zeigen und verschwinden. Er mußte so rasch wie möglich fort, sonst könnte er in die äußerste Gefahr geraten. Und er hätte keine Lust, noch vor Morgengrauen einen Dolchstoß in den Leib zu bekommen.

York sah, wie sich der schlechtfrisierte Kopf von Mrs. Klaw senkte; er sah Mr. Klaws Glatze leuchten; der Deckel des Koffers wurde einen Augenblick lang aufgehoben; ein unterdrückter Schrei drang aus Mrs. Klaws Kehle: „Donnerwetter“, rief sie. Klaw schaute nur und sprach nichts. Dann stellte er eine kurze Frage.

Der Inder bückte sich und schien etwas zu schaben. Er hob die Hand und auf der Spitze des Messers, das er in der Hand hielt, lag ein Stückchen blinkendes Metall. Klaw nahm es, besah es gründlich, biß hinein, drehte es nochmals zwischen den Fingern und dann nickte er.

„Ich denke, du kannst ihnen das Geld geben und wir machen uns aus dem Staube“, sagte er zu seiner Frau.

Es war geradezu dramatisch anzusehen, mit welchem Griff Ramsawmy das Bündel Banknoten in Empfang nahm. Und ebenso dramatisch war sein Abgang mit dem Burmanen, der als Dolmetscher gedient hatte. Es war, als ob sie Flügel bekommen hätten, so schnell entfernten sie sich. Im Handumdrehn waren sie verschwunden.

## Unter dem Shwe-Dagon

York hatte sich vorher versteckt. Jetzt mußte das eintreten, was er vorausgesehen hatte. Der Koffer war für Mr. Klaws schlaffe Muskeln zu schwer; das Hotelpersonal schief bis auf einen Clerk, der irgendwo in der Offize sein mochte. York schlich unhörbar die Treppen hinunter, um dann geräuschvoll wieder heraufzukommen und den Klaws höflich anzubieten, ihnen bei der Fortschaffung des Gepäcks behilflich zu sein.

### XIII.

Alles ging wie geölt. Der Teufel selbst mußte seine Hand im Spiel haben, dachte York. Es konnte gar nicht besser gehen. Sein eigener Koffer lag am Fuß der Treppe im Dunkel. Den Koffer der Klaws trug er hinunter, legte ihn neben seinen eigenen und erbot sich, ihn zu bewachen,

bis Herr Klaw einen Träger für das übrige Gepäck holte. Ein großer Teil der Andenksammlungen mußte allerdings zurückbleiben, um später nachgeschickt zu werden. Was bedeutete das auch für den Besitzer der Flagge...? Sadie dankte York überströmend und sagte etwas von dem Wert — „natürlich ein rein künstlerischer Wert, Herr York. Ganz wie der Marmor im Elginsaal des britischen Museums,“



erklärte sie flüsternd, „wir retten ihn für eine Nation, die die wahre Kunst besser zu schätzen weiß.“

„Gewiß, gewiß“, bestätigte Klaw und kaute an einer Zigarre.

Dann stampfte er die Treppen hinauf, gefolgt von einem eingeborenen Träger, der auf der Straße geschlafen hatte, und durch seinen natürlichen Instinkt für lohnendes Trinkgeld aufgeweckt worden war. Der verschlafene Clerk hinter seinem Tisch sah kaum hinüber. Mr. Klaw hatte

seine Rechnung bezahlt und somit aufgehört, für ihn zu existieren.

In der Halle gab eine kleine Lampe schwaches Licht. York bückte sich aufgeregt über die Koffer; jetzt oder nie schlug seine Stunde ...

Hatte er auch genug Blei in seinen Koffer getan? Er schien ihm nicht ganz schwer genug ... na, das machte nichts ... der alte Klaw wird es schon zu eilig haben ... wie eng der Ueberzug war ... wenn er jetzt nicht herunterging ... Gott sei Dank ... jetzt seinen eigenen Ueberzug darüber ... dann der Ueberzug der Klaws über seinen Koffer ...

vorwärts, vorwärts ... die andern kamen schon die Treppe hinunter ... jetzt war es geschehen!!

„Es ist wirklich zu gütig von Ihnen“, sagte Mrs. Klaw im Flüstertone des gelernten Verschwörers. York stand keuchend und schweißbedeckt an der Treppe.



## Unter dem Shwe-Dagon

der Kabinenkoffer mit den schönen blauen Anfangsbuchstaben des Ehepaars Klaw auf dem Ueberzug lag zu seinen Füßen.

Das Auto stand vor der Tür.

„Soll ich ihn hineinheben?“ fragte er, aber er wartete keine Antwort ab, sondern hob ihn auf und beförderte ihn mit mächtigem Schwung neben den Chauffeur, daß der ganze Wagen krachte.

„Er ist doch schwer genug“, dachte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Sadie und ihr Gatte, der schweigsam seine Zigarre kaute, stiegen ein. Die Wagentüre wurde geschlossen. „Auf Wiedersehen, Herr York“, flötete Sadie durch das Fenster, „ich werde Sie nie vergessen; Sie waren so gut zu mir.“

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Lang und weiß lag die Straße da im Lichte der Bogenlampen. York sah das Taxi immer kleiner und kleiner werden, und schließlich verschwand es.

Hinter ihm aber im Dunkel, am Fuß der Treppe lag der Schatz des Shwe-Dagon...

### XIV.

Er dachte daran, den Koffer hinaufzuziehen. Er wünschte heftiger, als er je in seinem Leben etwas gewünscht hatte, diesen leuchtenden Schatz, dieses Wunder, von dem er bis jetzt kaum zu träumen gewagt hatte, bei Licht vor seinen Augen zu haben. Aber er beherrschte sich ... Nicht jetzt! Nicht hier!...

Der Nachtportier würde schließlich auch zu Bett gehen. Man hatte also nichts zu tun, als in der dunklen rauchigen Bar zu warten, bis die Offize geschlossen wurde und das einzige Licht in der Halle übrigblieb, um bis zum Morgen Wache zu halten. Hernach den Koffer die Treppen hinauf zu schleppen, ihn im eigenen, sichern Zimmer zu öffnen und zu wissen, daß einem das Heiligtum aus Gold und Edelsteinen nun wirklich gehörte.

War endlich die Stunde gekommen? Ja, es war soweit. Die Halle lag im Schweigen, der Nachtclerk war schlafen gegangen; sie kümmerten sich in diesen orientalischen Hotels nicht viel um Nachtportiers. Von Mitternacht bis zum Morgen mußte sich das Hotel selbst bewachen. — Also los!

Herrgott, war das Ding schwer; hinunter war es schon schlimm genug gewesen, aber hinauf ging es doch noch viel schlechter. York war zäh und kräftig; mit seinen sehnigen Armen hatte er den Koffer umfaßt, und mit den Knien stieß er ihn von einer Stufe zur andern.

Er hatte Angst, man könnte seinen hastigen

Atem hören. Hier war der Lesesaal, ein großer Raum mit vielen Bogen, da mußte er hinein, sich ausruhen, sonst würde er nie im obersten Stock ankommen.

Aber in der sichern Dunkelheit des Lesesaals, der nur von dem Widerschein der Lampe in der Halle etwas Licht empfing, übermannte ihn die Begierde. Wenn er jetzt den Schatz nicht zu sehen bekäme, wenn er jetzt nicht seine Hände auf ihn legen konnte, dann würde er wahnsinnig, das fühlte er. Und er war in Wahrheit ja schon halb wahnsinnig. Der Durst nach Gold hatte alle ruhige Ueberlegung in ihm unterdrückt. Er setzte den schweren Koffer auf den Boden, und bei dem kümmerlichen Licht, das von der Halle herkam, probierte und arbeitete er mit seinem eigenen Schlüsselbund an dem Schlosse; ein Schlüssel paßte tatsächlich ... das Schloß ging auf!

Er zündete ein Streichholz an und hielt es unter den Deckel des Koffers. Das Streichholz flammte auf, doch der Luftzug vom Treppenhaus her löschte es gleich wieder aus.

Aber York hatte gesehen!!

Herrgott, welch ein Schimmern und Blinken von Gold! Und diese Edelsteine! Ein Streichholz war gewiß kaum die richtige Beleuchtung, um Saphire und Rubine zu betrachten, aber York konnte doch ihre ungeheure Größe anstaunen. Der Diamant in der Mitte war mindestens so groß wie ein Schilling ... was mochte der wert sein, dachte York, der im Halbdunkel auf den Knien lag. Sollte er noch ein Streichholz anzünden? Nein. Lieber nicht; es konnte doch jemand ...

Und es war jemand da ...

Das Gefühl von der Anwesenheit eines Fremden kam über ihn, noch bevor er die Gewißheit haben konnte. Auch die Gewißheit folgte — ein leichtes Zittern des Fußbodens, ein Luftzug ... und dann — während York sich noch einreden wollte, es wären seine überreizten Nerven — legte sich eine Hand auf seine Schulter.

Einen Augenblick blieb er auf den Knien, fest gebannt, wie unter einem schweren Alpdruck, dann klappte er schnell den Deckel zu und sah sich um. Er erblickte in dem ungewissen Licht ein Paar Smokinghosen, eine weißglänzende Hemdbrust und darüber ein Gesicht, dessen Züge er nicht erkennen konnte. Die Hand, die sich auf seine Schulter gelegt hatte, war wieder aufgehoben worden; dieser späte Eindringling wollte ihn also sichtlich nicht mit Gewalt festhalten. Aber York stand doch im nächsten Augenblick wieder auf den Füßen, überraschend ruhig und doch bereit, für seinen geliebten Schatz zu kämpfen.



„Sie sind es, Mr. Hunter“, sagte er. Die hohe und breitschultrige Gestalt des Amerikaners war unverkennbar.

„Sie sind es, junger York“, erwiderte dieser. „Nun, was haben Sie denn mit diesem Zeug da zu tun?“ Eine rein rhetorische Frage, denn es war ganz klar, daß York nicht gelaunt schien, irgend jemandem mitzuteilen, was er mit „diesem Zeug“ zu tun hatte.

York sagte nichts, aber er atmete schwer. Er dachte nicht, daß der andere Zeit gehabt haben konnte, in den Koffer hineinzublicken. Und wenn er Lust hatte, in den Morgenstunden den Inhalt seines Koffers zu visitieren,

wer durfte ihm deswegen Vorhaltungen machen.

Es war einen Augenblick still; die beiden Männer sahen einander an und suchten einander in der Seele zu lesen. In der Halle unten tickte die Uhr, die man tagsüber nie hörte, und zeigte die dritte Morgenstunde; von oben her drang das Geräusch der Punkahs wie das Summen eines Bienenschwarms an ihre Ohren. Ein Auto raste knatternd die warmen, stillen Straßen hinunter...

XV.

Hunter brach das Schweigen. Er ließ eine Stehlampe aufleuchten.

„Wenn Sie Lust haben, können Sie mir erzählen“, sagte er ganz ruhig, „was Sie mit dem Trödel anfangen wollen.“

„Was für ein Trödel?“

„Ich habe es ja gesehen, wie Sie das Streichholz angezündet hatten.“

„Was wollen Sie gesehen haben?“

„Es sah aus wie ein Modell von der...“

„Ein Modell?! Verdammt!! Sie war es selbst, denke ich.“

„Das echte Stück? Hm. Kein kleiner Wertgegenstand, wie?“

York blieb stumm.

„Einige Millionen wert, sagt man. Beson-



„Nun, was haben Sie denn mit diesem Zeug da zu tun?“





# Die Reise nach der russischen Grenze

VON BÉLA BALÁSZ.

Illustriert Wilhelm Helwig

**A**nderthalb Jahre nach meinem Abenteuer mit Melusine am Wörther See kam ich zu Darja. Wieder wurde ich von einer Freundin der anderen weitergegeben. Jede scheint ihre Nachfolgerin zu bestimmen und mich ihr zuzuführen wie Mütter, die für den Sohn die Bräute wählen.

Gewiß, ich begegnete Darja durch Zufall, durch eine ganze Reihe von phantastischen Zufällen. Aber solche Zufälle sind eben nicht zufällig. Denn es war doch wieder Melusine, die mich auf die neue Liebesfährte lenkte. Und gerade der seltsame Zusammenhang dieser unwahrscheinlichen Begebenheiten erscheint mir wie eine planmäßige, romantische

Intrige, deren Geheimnis mir bis heute ein Geheimnis geblieben ist.

Das war im November 1910. Ich lebte in Berlin, sehr zurückgezogen, ganz in meine Arbeit versunken. Ich ging fast nie aus, nur an den Abenden häufig in irgendein Konzert. So daß zwischen der Traumeinsamkeit meines Arbeitszimmers und der Ekstase der Musik eigentlich fast gar keine Realität des Lebens lag. Das ist wohl auch eine Erklärung für meinen phantastischen Zustand, der mich die nachfolgenden Begebenheiten wie im Halbtraum erleben ließ.

Eines Abends saß ich im Parkett des großen philharmonischen Saals. Man spielte eine

## Die Riese nach der russischen Grenze

Bruckner-Symphonie. Beim letzten Satz wurde ich unruhig, wie wenn einer fühlt, daß er beobachtet wird. Ich blickte auf den Balkon hinauf. In der ersten Reihe saß eine Dame, die mich mit dem Opernglas fixierte. sie war mir unbekannt. Da beugte sich ihre Nachbarin zu ihr, um ihr etwas zu sagen. Die habe ich sofort erkannt. Melusine! Meine wunderliche Eintagsfreundin vom Wörther See. Nicht so braun gebrannt wie damals als sie plötzlich aus den Wellen stieg, doch ebenso kraftstrahlend und frisch lächelte sie mir zu und nickte mit ihrem hellblonden Lockenkopf. Also man sieht sich doch wieder.

Ich konnte kaum das Ende des Konzertes erwarten. Ich rannte ins Foyer, um sie zu sprechen. Doch das Gedränge war zu groß. Ich sah sie nicht, und Melusine schien diese Wiederbegegnung nicht gewünscht zu haben. Sie war verschwunden.

Ich stand dort lange im Foyer, bis die letzten Gäste gegangen waren und man die Lampen auszulöschen begann. Unweit von mir, an eine Säule gelehnt, stand noch eine Dame, die auch vergeblich auf jemand zu warten schien. Wir gingen beide zugleich fort. Da ich nur eine Viertelstunde Wegs vom philharmonischen Saale wohnte, ging ich zu Fuß. Jene Dame schien denselben Weg zu haben, was mir weiter nicht aufgefallen war. Nur als ich schon in meine Gasse einbog und sie noch immer hinter mir herging, hatte ich plötzlich die Empfindung, daß sie mir folge, und daß das mit Melusine in irgendeinem Zusammenhang sein müsse.

Beim Haustor wartete ich, bis sie an mir vorbeiging. Sie wandte das Gesicht ab, aber ich hatte doch den Eindruck, als wenn es jene Dame gewesen wäre, die am Balkon neben Melusine saß und mich mit dem Opernglas fixierte. Vielleicht hab ich mir das auch nur eingebildet.

Die nächsten Tage mußte ich immer an Melusine denken, und ich wußte, daß sie sich in irgendeiner Form bald melden würde. Ich ging jeden Abend in ein Konzert, denn ich hoffte ihr zu begegnen. Vergeblich. So verstrich eine Woche, als ich eines Abends später als sonst nach Hause kam, und meine Wirtin — was sie sonst nie tat — mich erwartete.

„Herr Doktor, eine Dame wartet schon seit zwei Stunden auf Sie im Zimmer.“

Ohne Hut und Mantel abzulegen, stürzte ich hinein. Auf dem Sofa saß, halb liegend, mit seitwärts hängendem Kopf ein Mädchen — und schlief. Auch auf mein stürmisches Eintreten wachte sie nicht auf. Es war ein armselig gekleidetes, junges Mädchen mit krankhaft bleichem, abgehärmtem, traurigem

Gesicht, das todmüde zu sein schien. Ich hatte kein Herz sie aufzuwecken. Ich setzte mich ihr gegenüber und wartete. Nach einer halben Stunde etwa erwachte sie und sprang entsetzt auf.

„Um Gottes willen, bitte, entschuldigen Sie. Ich bin eingeschlafen. Ich war so müde“, setzte sie mit schwacher Stimme hinzu.

Auch ihre Stimme war müde und traurig. Ihre Aussprache verriet die Russin.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, daß ich so spät ... aber...“ Sie kramte aus ihrem Täschchen einen Brief hervor und übergab ihn mir. „Ich habe hier einen Brief für Sie.“

Ich wußte, er ist von Melusine. Ich öffnete ihn und las:

„Lieber Freund!

Das Mädchen, das Ihnen diesen Brief übergibt, hat kein Obdach. Ich bitte, beherbergen Sie sie für eine Nacht, und seien Sie freundlich zu ihr. Sie ist gut und sehr unglücklich. Wenn Ihnen das auch sehr seltsam vorkommt, fragen Sie sie nicht, denn sie kann Ihnen keinen Aufschluß geben. Sie würden sie damit nur beunruhigen. Sie werden mir diese Bitte nicht abschlagen.

Ihre

Melusine,

die sehr froh war, Sie wiederzusehen.“

Ich blickte auf das Mädchen, die mich mit ängstlich-bekümmerten Augen beobachtete, als erwarte sie ihr Urteil von mir.

„Sie sind hier zu Hause, liebes Fräulein“, sagte ich ihr. „Ich glaube, Sie werden auf diesem Sofa gut schlafen. Ich lasse Ihnen sofort das Bett richten. Haben Sie schon Abendbrot gegessen?“

„Ach, danke, danke — ja, ich habe schon gegessen, ich bin nicht hungrig.“

Ich sagte der Wirtin etwas von einer Cousine, ließ das Bett richten und bestellte einen Tee.

Ich hätte vom Mädchen gern etwas über Melusine erfahren. Aber ich wußte ja nicht, wie Melusine eigentlich mit ihrem richtigen Namen heißt. Endlich konnte ich, trotz der Bitte, meinen Gast nicht zu befragen, der Sehnsucht doch nicht widerstehen und fragte wie beiläufig:

„Von wem haben Sie den Brief bekommen?“

Das Mädchen warf einen unruhigen Blick auf mich:

„Von Darja Fedorowna“, erwiderte sie leise und zögernd.

„So, Darja Fedorowna?“

Ich habe den Namen nie gehört. Ich wollte

eigentlich nicht weiter fragen, nur das eine noch:

„War keine blonde deutsche Dame dabei, mit einem so runden, frischen Gesicht?“

„Nein“, sagte sie mit einem schnellen, mißtrauischen Blick, „niemand. Ich kenne keine Deutsche.“

Da fragte ich nicht weiter, sondern sagte ihr gute Nacht, ging ins andere Zimmer und legte mich schlafen.

Am nächsten Morgen, als sie Abschied nahm, übergab sie mir ein Paket, das mit

einer unbekanntenen Strömung getrieben, der ich mich überlassen soll.

„Sie wollen das Paket dort auf dem Schreibtisch lassen?“ sagte das Mädchen noch, bevor sie ging. „Nicht gut. Bitte, können Sie es nicht verschließen, unter Ihre Papiere? Bitte! Ich komme bestimmt in zwei Tagen. Sie brauchen sich nicht zu fürchten.“

Das Mädchen ging erst, als sie sich mit eigenen Augen vergewissert hatte, daß ich das Paket auch versperrt habe.

Das war alles so seltsam und unbegreif-



„Entschuldigen Sie, daß ich so spät...“

einer grünen Schnur zusammengebunden und versiegelt war und anscheinend Briefe oder dergleichen enthielt.

„Ich bitte, Herr Doktor“, sagte sie, „wollen Sie so gut sein und dieses Paket zwei Tage lang aufbewahren? In zwei Tagen werde ich es selbst abholen. Sie brauchen gar keine Angst zu haben. Ich bitte.“

Ich nahm das Paket. Das alles war mir so seltsam und unbegreiflich geheimnisvoll. Fragen durfte ich nicht, aber wollte auch gar nicht. Ein phantastisches Traumgefühl überkam mich, mir war es, als wäre ich von

lich. Was hat Melusine damit zu tun? Was soll ich damit zu tun haben? Und daß ich mich nicht zu fürchten habe? Was war denn in diesem versiegelten Paket?

Zwei Tage darauf, gegen Abend, erschien tatsächlich das Mädchen und holte es ab. Sie schien noch bleicher und nervöser. Ich versuchte doch noch eine Frage, um auf die Spur Melusins zu kommen.

„Wo wohnt jetzt Darja Fedorowna?“ fragte ich so, als wenn ich ihre frühere Adresse gekannt hätte.

„Ich weiß nicht“, sagte das Mädchen mit

## Die Reise nach der russischen Grenze

einem scheuen, unruhig flackernden Blick, zurückweichend. „Sie ist umgezogen, und ich weiß nicht. Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Adieu!“

Vier Tage darauf, das war gewiß ein Zufall, aber meine erregte Phantasie wob damals alles durcheinander — also vier Tage darauf erschien in den Zeitungen die Nachricht von dem Attentat auf den russischen Ministerpräsidenten Plehwe. Ich war nun fest überzeugt, daß das russische Mädchen, das bei mir übernachtete, eine flüchtige Revolutionärin gewesen sei. Und jene Darja Fedorowna? Gott weiß... aber was hat damit Melusine zu tun? Und ich?...

Noch lange Zeit beschäftigte mich dieses kleine Abenteuer, aber allmählich habe ich es doch vergessen, weil Monate vergingen, ohne daß sich irgend etwas im Zusammenhang damit ereignet hätte. Auch von Melusine hörte ich nie mehr etwas. Aber im folgenden Frühjahr, in den ersten Tagen des Aprils, kam ich einmal zufällig, ja, wieder ganz zufällig in eine sehr elegante, mondäne Gesellschaft von hohen Beamten, Kommerzienräten und arrivierten Literaten. Da hörte ich plötzlich hinter meinem Rücken den Namen Darja Fedorowna sagen. Ich wandte mich um.

Eine schlanke, hohe Gestalt mit hochmütig zurückgeworfenem Kopf. Eine strahlend elegante Toilette mit wunderbarem Schmuck von ungeheuerem Wert, alabasterweißes Gesicht, mit großen, kalten, grünen Augen und schmalen, zusammengepreßten Lippen. Das war die Frau, die als Darja Fedorowna angesprochen wurde.

Ich ließ mich vorstellen. Gräfin Wasemskaja war ihr Name. Sie blickte mich gleichgültig und zerstreut an. Nein, die kann mit meinem nächtlichen Gast von damals, mit jener armen, flüchtigen Revolutionärin, nichts zu tun haben.

Wir sprachen eine Weile über dies und jenes, wie man eben in solcher Gesellschaft plaudert, und kamen dann auseinander. Bevor ich wegging, stand sie plötzlich wieder mir gegenüber, und nachdem wir einige Worte wechselten, sagte sie mit einem unerwarteten, freundlichen Lächeln, das mich überraschte:

„Wollen Sie mich nicht einmal besuchen, Herr Doktor?“ Und sie gab mir ihre Adresse.

In diesem Augenblick bemerkte ich um ihren lächelnden Mund einen Zug, der in mir alte Erinnerungen wachrief. War es nicht doch die Dame auf dem Balkon, neben Melusine, die mich mit dem Opernglas fixierte?

Eine Woche darauf besuchte ich Gräfin Darja Fedorowna Wasemskaja zum ersten-

mal. In ihrer Wohnung hingen auf herrlichen persischen Wandteppichen goldbeschlagene tartarische Waffen, und ihre Pariser Toiletten schienen an ihrer stolzen Gestalt steif zu werden wie byzantinische Talare. Nein, das war keine revolutionäre Studentin. Eine Bojarentochter war sie. Aus dem müden, monotonen Tonfall ihrer Rede klang eine unnahbare Gleichgültigkeit. Ihre seltsamen, fast hieratischen Gebärden dauerten solange, daß sie wie mystische Tanzformen sie von jeder Umgebung absonderten und in einen eigenen Raum einschlossen. Oft saß sie regungslos und schweigend lange da wie Tamara unter dem goldenen Schild. Nein, es war lächerlich, daran nur zu denken, daß sie etwas mit meiner kleinen, obdachlosen Revolutionärin, also mit Melusinsens Brief zu tun haben könnte. Ich erwähnte daher all das mit keinem Wort. Ich liebte Darja Fedorowna.

Ich besuchte sie oft und immer öfter, und ungefähr nach sechs Wochen sagte ich es ihr, was nicht mehr zu verschweigen war.

„Darja Fedorowna, ich liebe Sie!“

Da blickte sie mich lange schweigend an, und ihre großen grauen Augen weiteten sich.

„Ich darf Ihnen darauf nicht antworten“, erwiderte sie leise und nachdenklich, „denn ich reise morgen früh nach Rußland zurück, und wir sehen uns nie wieder.“

„Morgen? Nach Rußland? Für immer?“

„Ja, es ist plötzlich so gekommen, und ich habe schon eine Fahrkarte. Ich glaube, wir sollen uns nicht mehr Probleme aufgeben, die zu lösen wir keine Zeit mehr haben. Geben Sie mir Ihre Hand.“

Sie faßte meine Hand, und so saßen wir schweigend, lange Zeit. Ich war wie betäubt. Endlich sagte ich:

„Darja Fedorowna, darf ich Sie begleiten? Bis zur russischen Grenze, meine ich.“

Da langte sie mit der anderen Hand nach ihrem seidenen Täschchen.

„Hier ist Ihre Fahrkarte und Platzkarte“, sagte sie, „morgen um neun Uhr am Bahnhof treffen wir uns.“

„Darja!“ rief ich glücklich, „Sie wußten also, daß ich mitfahren würde?“

„Solche Dinge darf man sich vielleicht wünschen, aber das zu wissen kommt einem nicht zu. Nein. Ich kaufe immer auch den Platz nebenan, wenn ich reise.“

Darja Fedorowna kam mit zwei kleinen Handtaschen auf den Bahnhof und bat mich, die eine zu übernehmen, damit der Schaffner keinen Anstand mache. Es war ein silberbeschlagenes, sehr elegantes Köfferchen, das sicherlich Parfümerien und sonstige Toilette-

wunder enthielt. Der Alexandrower D-Zug war voll.

„Bitte, tun Sie, als wenn die Tasche Ihnen gehören würde“, sagte Darja. „Sie haben ja kein Gepäck mit, und mich läßt man sonst nicht ins Coupé damit.“

Es wäre auch anders nicht gegangen. Denn wir saßen zu sechs im Coupé. Ein Kaufmann aus Posen mit seiner Frau. Die hatten ewig den Ausdruck einer besorgten Geschäftigkeit im Gesicht. Es waren gewiß sehr brave Leute. Gegenüber saß eine alte russische Dame mit wunderbar weißem Haar, die trotz ihrer bürgerlichen Korpulenz sehr vornehm aussah. Gegenüber im Eck saß ein junger Mann, geckenhaft elegant und anscheinend parfümiert. Er mochte ein Parkettänzer an einem Orpheum sein.

Wir beide sprachen wenig. Das herbe Pathos der ostpreußischen Landschaft mit seiner naturlosen Natur dieses ertrotzten Lebens bedrückte uns. Nur der Parkettänzer schien seine volle Vitalität bewahrt zu haben, er setzte sein Monokel auf und fixierte Darja auf die unverschämteste Weise. Sie schien es überhaupt nicht gemerkt zu haben, denn sie schaute zum Fenster hinaus. Und überhaupt schien sie ja wie in einem besonderen Raum zu sitzen, denn wie langsame Tanzgebärden lösten ihre Bewegungen sich vom gemeinsamen Raum. Auch im überfüllten Eisenbahncoupé ist sie dagesessen wie Tamara unter dem goldenen Schild. Mich aber reizte diese arrogante Zudringlichkeit dieses Parkettänzers, und ich bat Darja um Erlaubnis, ihn Anstand lehren zu dürfen. Darja verbot es mir, wobei in ihrem Gesicht ein bleicher, fast wilder Hochmut erschien, der mich überraschte und ein mir unerklärliches banges Gefühl in mir weckte. Auch die alte Dame gegenüber schien diese kleine Pantomime beobachtet zu haben und reagierte darauf unbewußt mit einem warmen, fast mütterlichen, intimen Blick. Es war, als hätte sie sich mit diesem flüchtigen Blick unserer Gesellschaft angeschlossen. Auch der Parkettänzer schien die kleine Szene bemerkt zu haben, denn er lächelte mit einer ganz unverhohlenen ordinären Arroganz, so daß ich mich kaum mehr zurückhalten konnte, als der Schaffner eintrat.

„Bitte um die Fahrkarten!“ donnerte der Brandenburger Riese.

Da entstand im kleinen Abteil große Bewegung. Man öffnete Taschen und Portefeuilles. Der große Brandenburger dankte und wollte eben gehen, als der Parkettänzer mit dem Monokel, der inzwischen aufgestanden war und alle seine Taschen aufgeregt

durchsuchte, mit einer weinerlichen, dünnen Fistelstimme zu schreien begann.

„Ich bitte schön! Mir ist meine Brieftasche abhanden gekommen! Ich muß um Entschuldigung bitten, aber mir ist meine Brieftasche abhanden gekommen! Ich muß Sie, Herr Schaffner, bitten, die Angelegenheit zu überprüfen.“

Der brave Riese stutzte und brummte dann begütigend:

„Wird doch nicht, mein Herr! Sie wird aus der Tasche gefallen sein. Wir werden sie halt suchen, was? Wird doch nicht gleich ein Raubmord sein?“

Und er begann auch sofort mit seinen ungeheueren Füßen den Boden abzutasten. Das Posener Ehepaar war auch aufgesprungen:

„Wir werden die Brieftasche gewiß finden“, riefen sie zugleich wie im Takt. „So was kann doch nicht verlorengehen, es muß doch hier sein im Abteil... es ist unglaublich, wie sich so ein Ding manchmal verstecken kann... aber wir müssen schon bitten die Herrschaften da zu bleiben... auch unseretwegen schon... bis die Sache aufgeklärt ist. Aber erstens einmal muß gesucht werden, ganz systematisch“, sagten sie zugleich wie im Takt. „Ganz systematisch muß alles abgesucht werden.“

Die beiden Posener machten sich mit heißem Eifer an das systematische Suchen und schoben die Polster heraus und herein, krochen unter die Sitze und demolierten fast den Wagen. Auch ich wurde von dem allgemeinen Eifer irgendwie mitgerissen und schaute und tastete herum. Nur die alte Dame rührte sich nicht und Darja, die weiter zum Fenster hinausblickte, als hätte sie überhaupt nicht gehört, was vorgefallen war.

Aber die Brieftasche kam nicht zum Vorschein. Der Parkettänzer schrie immer aufgeregter:

„Ich muß schon um Entschuldigung bitten...“

Der gute Brandenburger sagte immerfort: „Wird doch nicht, mein Herr...“

Und die beiden Posener waren unaufhörlich der Meinung, daß man mit Geldsachen sehr gewissenhaft umgehen müsse.

Da sagte endlich der Parkettänzer in einem ekelhaft weinerlich demütigen Ton, der etwas wie einen spöttischen Beigeschmack hatte: „Es ist mir unsagbar peinlich und tut mir schrecklich leid, doch ich bin gezwungen, die Damen und Herren zu bitten und auch den Herrn Schaffner zu bitten... es wär nämlich mein ganzes Geld und alle meine Papiere in der Brieftasche — ihre Taschen und ihr Gepäck vom Herrn Schaffner durchsuchen zu lassen.“

## Die Reise nach der russischen Grenze

Kaum hatten die beiden Posener diese Worte vernommen, als sie eine wilde Ekstase des Selbstgefühls ihrer Ehrlichkeit ergriff und sie alle ihre Taschen mit pathetischen Gebärden auspackten und ihr Gepäck öffneten, als wenn sie sagen wollten: Hier, seht unser Herz, es ist rein vor Gott und Menschen. Und stolz legten sie Kalbsleberwurst, Gughupf und Orangen auf die roten Plüschlehnsessel.

Die alte Dame rührte sich nicht.

Darja stand auf, nahm zwei kleine Aluminiumschlüssel aus der Tasche, übergab sie dem Schaffner und sagte scharf betont:

„Beide Taschen gehören mir.“

Dann ging sie auf den Gang heraus und blieb vor der Türe stehen. Ich folgte ihr.

„Ich kann diesen ekelhaften Lärm nicht ertragen“, sagte sie. Und nach einer Weile wandte sie sich plötzlich zu mir:

„Haben Sie Angst?“

„Angst? Wovor sollte ich denn Angst haben?“

„So vor Ueberraschungen im allgemeinen.“

Darjas Gesicht wurde plötzlich sehr ernst, dann lächelte sie plötzlich wieder schalkhaft:

„Waren Sie auch damals nicht besorgt, als die kleine Russin mit dem Brief Melusins zu Ihnen kam?“

„Melusine?“ rief ich laut. „Also hängt das doch mit Ihnen zusammen?“

„Pst! Still!“ sagte Darja flüsternd und doch energisch und warf zugleich einen blitzschnellen, kurzen Blick nach dem Abteil.

„Ich muß die Herrschaften bitten, hereinzukommen!“ rief der Schaffner heraus. Darjas Gesicht wurde im Augenblick hochmütig und noch um ein wenig bleicher als sonst. Sie wandte sich rasch um und trat ins Abteil.

„Das ist das Gepäck des Fräuleins?“ fragte der Schaffner.

Darja nickte stumm.

Der Schaffner beugte sich über die kleine silberbeschlagene Tasche, die mir anvertraut war, und steckte den Schlüssel hinein. Die beiden Posener schauten mit heißen Gesichtern zu, der Parketttänzer stellte sich auf die Zehenspitzen, und sein Gesicht schien plötzlich merkwürdig ernst zu werden. Die alte Dame saß noch immer unbeweglich wie zu Beginn. Es war schon unheimlich.

Die Tasche wollte nicht aufgehen.

„Wie wird das Ding aufgemacht, Fräulein?“ fragte der Schaffner. Darja wandte sich um, ihr Gesicht war ganz bleich. Sie ist krank geworden, dachte ich.

Da rührte sich plötzlich die alte Dame. Mit einer raschen Bewegung beugte sie sich, griff unmittelbar neben meine Füße, so daß ich zurücktreten mußte.

„Hier haben Sie Ihre Briefftasche!“ rief sie laut und scharf, wie eine Grobheit.

Alles blickte hin. In der Hand der alten Dame war tatsächlich eine Briefftasche. Eine aus japanischem Leder gearbeitete, feine Damenbriefftasche.

„Wo war sie? Wo war sie?“ schrien die Posener. „Man sollte es nicht glauben!“

„Da schau mal an“, brummte der Brandenburger zufrieden. „Daß wir das Ding da nicht gesehen haben!“

Ich war auch sehr verwundert darüber.

Der Parketttänzer zog seine Brauen hoch und ließ sein Monokel in die Hand fallen:

„Meine Briefftasche...?“ sagte er zögernd.

„Jawohl, Ihre Briefftasche. Wem sollte sie denn sonst gehören?“ sagte die alte Dame gereizt. „So schauen Sie sie doch an.“

Und die alte Dame öffnete selbst die Briefftasche. Ein ganzes Pack zusammengefalteter Hundertrubelscheine wurde sichtbar.

„Ach ... oh ... freilich!“ lächelte der Parketttänzer demütig, „ich danke ... Freilich, es ist meine Briefftasche.“ Seine schmale Hand zitterte, als er sie entgegennahm.

Alles war so erleichtert, daß ihm niemand einen Vorwurf wegen des verursachten Ungemachs machte. Der Schaffner ging aus dem Abteil. Die alte Dame saß wieder wie eine Statue auf ihrem Platz. Der Parketttänzer senkte den Blick, und Darja schaute regungslos zum Fenster hinaus. Da bremste auch schon der Zug. Wir waren in Alexandrowo. Ich nahm die Taschen Darjas, und wir stiegen aus. Wir gingen in einem großen Gedränge, und ich war bedrückt von der Tatsache, daß nun bereits der Augenblick des Abschieds gekommen sei, ohne daß ich mich darauf vorbereiten konnte. Dieser dumme Zwischenfall im Wagen hatte meine Gefühle abgelenkt. Ich wollte Darja gerade fragen, wieviel Zeit sie noch für mich habe, als Darja plötzlich stehenblieb, dann, ohne mir etwas zu sagen, von mir ging, sich durch die Menge drängte und jemanden ansprach. Es war die alte korpulente Dame. Sie sprachen wenige Worte, dann küßten sie sich und Darja kam zu mir zurück.

Das Ganze hatte nur wenige Sekunden gedauert. Darjas Augen waren voll Tränen. Ich hatte sie noch niemals weinen sehen.

Darja führte mich — sie schien sich sehr gut auszukennen — in das Eisenbahnrestaurant der deutschen Seite. Wir setzten uns in eine Ecke. Ich war so verwirrt, daß ich nichts sagen und nichts fragen konnte. Darja blickte nachdenklich vor sich hin. Lange saßen wir so, da sagte sie leise, wie verträumt:

„Grüßen Sie Melusine von mir, wenn Sie ihr doch wieder einmal begegnen.“





„Wie wird das Ding  
aufgemacht, Fräulein?“

Doch es war etwas anderes, was mich jetzt beunruhigte, nicht Melusine.

„Wer war die alte Dame?“ fragte ich.

Da wandte sich Darja mit einem guten Lächeln zu mir, etwa so wie man ahnungslose Kinder anlächelt: „Ich weiß es nicht, ich war ihr nur dankbar, daß sie die Brieftasche jenes Herrn rechtzeitig fand. Denn dir, lieber Freund“ (das war erstes und letztes Du), „wär' es sehr peinlich gewesen, wenn der Schaffner diese Tasche geöffnet hätte.“

Und mit einem Griff öffnete sie die silberbeschlagene, elegante Ledertasche, so daß der Deckel den Inhalt vor den anderen Leuten im Saal verdeckte. Fünf dicke Kupferröhren lagen dort in Watte nebeneinander. Sie schloß die Tasche wieder sofort.

„Was ist das?“ fragte ich atemlos.

„Du wirst es ja niemandem sagen, Liebster“, Darja Fedorowna Wasemskaja lächelte verschämt und errötend wie ein Schulmädchen, „es sind Ekrasitbomben.“

Ich ergriff entsetzt ihre feine, zarte Hand. Da stand sie auf und sagte:

„Jetzt müssen wir Abschied nehmen. Behüt Sie Gott. Die Grenze damit zu passieren wird schwieriger sein. Dabei kann ich Sie nicht brauchen.“



sich, gut einstudiert, jeden Abend wiederholte: sie riß einem der abgehenden Jazzmusiker das Saxophon aus den Händen und blies einen ohrenbetäubenden Mißton darauf, dann warf sie es ihm, der grinsend die Zähne zeigte, mit kühnem Schwung wieder zu und er fing es unter einer geschickten Verrenkung auf. Uebrigens war Clary wirklich ein reizendes Mädels, und der Stuhlrichter hatte keine Ursache, etwa den Geschmack des Zahnarztes zu bezweifeln. Sie konnte sehr wohl nicht bloß einem Stuhlrichter aus der Provinz, sondern Leuten aus den besten Kreisen der Hauptstadt gefallen, einem Ministerialsekretär oder gar einem Bankdirektor! Was ihr Aussehen betrifft, so hatte sie kurz geschnittene weiche Locken von der Farbe einer reifen Kastanie, eine blasse, kleine Nase mit begehrtlich schnuppernden Flügeln und quer darunter einen karminroten Strich, hinter dem ihre Lippen verborgen lagen. Es versteht sich von selbst, daß ihre Gestalt keinerlei verpönte Rundung zeigte und sich in nichts von der eines schönen Knaben unterschied. Auf diesen ephebenhaften Formen haftete knapp, wie angeschmiedet, silberglänzender Brokat, und um ihren schmalen Hals lag eine Schnur Perlen. Große, ebennmäßige Perlen, im blassesten Rosa schimmernd, fast gleich im Ton mit dem zarten Nacken, den sie umgaben.

Die Feldös Clary sang zu der Begleitung eines schwarzhaarigen Herrn, der die Hände mit überlegenem Lächeln ganz von oben auf die Tasten fallen ließ, zwei Lieder: ein schwermütiges und ein heiteres. In beiden kam die Pußta vor, Reiter, Hirten, Zigeuner und die Theiß, auch fehlten nicht Momente, in denen die Sängerin, bald schmachtend, bald verwegen, die Hüften bog und die Hand kühn auf den Hinterkopf stützte. In solchen Momenten entlockte der schwarzhaarige Herr dem Klavier scharf skandierende, zimbelartige Tonfolgen, und im Publikum begannen unwillkürlich Füße im Takt zu scharren, Köpfe sich mit Empfindung zu wiegen, Gliedmaßen wurden mühsam beherrscht, der nationale Rhythmus entflammte alle. Es war denn auch ein Toben der Begeisterung, als das heitere Lied mit einem letzten, jauchzenden Schrei geendet hatte; man entriß den Blumenmädchen, deren Gesichter unter der dicken Schminke so verwelkt waren wie ihre Waren, ganze Bündel der kränklichen Treibhausrosen und bombardierte die Feldös Clary damit; man klatschte wie besessen, man schrie sich mit Dakapos heiser. Was aber gar nichts nützte, denn die Clary war trotz ihrer charmanten Maske eine kühl berechnende, kleine Person und sah nicht ein, wozu sie ihrem kostbarsten Kapi-

tal, ihrer gesunden Jugend, etwa durch Ueberanstrengung Abbruch tun sollte. Sie sang ihre zwei Lieder, ein trauriges und ein lustiges, so stand es in ihrem Vertrag, und damit basta! Zu mehr war sie nicht verpflichtet! Denen dort unten zuliebe, den ältlichen Aristokraten, den Provinzlern, den Spießbürgern, würde sie kein übriges tun. Mit Nachlässigkeit, fast mit Verachtung, wirklich gefühlt, und doch von den Zusehern bloß als pikante Nuance aufgefaßt, verbeugte sie sich und verschwand, ein schmaler Silberstreif, in der Tür zum Künstlerzimmer.

Der Stuhlrichter Geza Wohl starrte ihr mit weit aufgerissenen Augen nach, dann lehnte er sich tief atmend zurück.

„Donnerwetter!“ sagte er und dann, da ihm im Augenblick nichts anderes einfiel, um seinen Gefühlen Luft zu machen, noch einmal: „Donnerwetter!“

Der Zahnarzt betrachtete ihn überlegen: „Eine schicke Person!“ wiederholte er seinen früheren Ausspruch.

„Schick!“ Der Stuhlrichter war ganz gekränkt. „Schick! Ist das ein Ausdruck für so ein Weib! So stell' ich mir, also ausgesprochen so stelle ich mir eine Pariser Kokotte vor. Was meinst du, Rado?“

Der Zahnarzt machte ein Gesicht, als ob ihn täglich zehn Pariser Kokotten besuchten und begnügte sich im übrigen damit, von oben herab zu lächeln.

„Und wie sie angezogen war!“ fuhr der Stuhlrichter fort, „diese Toilette, diese Perlen ...!“

„Die Perlen sind das einzige, was ich an ihr auszusetzen habe“, erklärte der Zahnarzt in beherrschendem Ton.

„Auszusetzen? Wieso? Warum? Bist du verrückt?“ sprudelte der Stuhlrichter hervor.

„Für eine so schicke Person“ — dem Zahnarzt gefiel sein nun einmal geprägtes Wort — „ist es nicht geschmackvoll, falsche Perlen zu tragen, wie eine kleine Provinzschauspielerin.“

„Falsch, falsch!“ stieß der Stuhlrichter in den höchsten Tönen hervor und dann um einige Lagen tiefer und betrübt: „Ja, du hast recht! Sie können nicht echt sein, sie sind zu schön, zu gleichmäßig, zu kostbar! Wer ist denn heute in der Lage, so einem kleinen Mädels — ja, ja, du hast recht, die Perlen sind sicher falsch!“

„Die Perlen sind echt“, ließ sich jetzt der Juwelier vernehmen, der bis dahin schweigend an seinem Cocktail genippt hatte.

„Echt? Lass' dich nicht auslachen!“ sagte der Zahnarzt gereizt. „Sie ist ja eine schicke Person, ich sage es selbst, aber das kann niemand, so große Perlen ...“

„Höre, du wirst doch zugeben, daß ich

## Die Frau und die Perlen

mich darauf verstehe“, warf der Juwelier ruhig ein.

„Gewiß gebe ich das zu, aber von einer gewissen Entfernung aus kannst du es schwer beurteilen — es gibt Nachahmungen, die selbst Kenner täuschen ...“

„Und wenn ich dir sage,“ erklärte Latos, „daß die Perlen von mir gekauft worden sind, aus meinem Geschäfte stammen, wirst du mir dann glauben?“

„Dann allerdings!“ Der Zahnarzt mußte sich geschlagen bekennen und saß mit offenem Munde da. Des Stuhlrichters Neugierde war heftig gereizt. „Erzählen“, rief er. „Erzählen! Wem hast du die Perlen verkauft? Wer ist der Glückliche, der ...?“

„Ich will euch die Sache gern erzählen“, beruhigte ihn Latos. „Die Feldös Clary wäre darüber gewiß nicht böse, da die Verbreitung der Geschichte ihr nur Reklame machen kann, und die Namen der übrigen Beteiligten will ich verschweigen.“

„Geschichte?“ fragte der Stuhlrichter. „Ist es denn eine Geschichte?“

„Ja, eine Geschichte, wahr, und doch so lustig, als ob sie ausgedacht wäre. Habt ihr sie gehört, so werdet ihr mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß mein Beruf mitunter sehr unterhaltend ist.“

„Also, los!“

Auf der Estrade war mittlerweile ein tadellos angezogener, schwarzer Gentleman erschienen, der mit manischer Besessenheit seine Glieder auseinanderriß und sich in verkrampften Stellungen wand. Während seines Tanzes und zu den Klängen der wieder in ihre Rechte getretenen Jazzkapelle begann Latos zu sprechen:

„Ihr wißt oder ihr wißt auch nicht, daß ich um die Mittagszeit meistens allein im Geschäft bin.“

„Ich weiß es nicht“, brummte der Stuhlrichter. „Habe wahrhaftig keine Gelegenheit, dich als Käufer aufzusuchen. Denn, hätte ich selbst das Geld dazu, die Weiber in Esztergom sind nicht danach ...“

„Und ich käme höchstens, was das Gold für meine Zahnfüllungen betrifft, in Betracht“, sagte der Zahnarzt. „Na, und du, in deinem eleganten Lokal, möchtest dich für eine solche Kundschaft schönstens bedanken!“

„Ich bin also,“ fuhr Stefan lächelnd fort, „mittags immer allein in meinem Laden, wo ich mich dann, ehrlich gestanden, sehr langweile, denn um diese Zeit herrscht fast vollständige Geschäftsstille. Nun, es ist schon viele Wochen her, da hörte ich auf, mich zu langweilen und begann eine sehr reizvolle Beobachtung zu machen. Täglich, so gegen halb eins, kam eine junge Dame in dem an-

scheinend sorglosen Schritte einer Spaziergängerin bis vor mein Geschäft geschlendert und blieb dann, wie zufällig, vor meiner Auslage stehen. In dieser Auslage waren die üblichen Diamantenhänger, Armbanduhr, Nadeln und Ringe, und in ihrer Mitte, als Prunkstück, auf weißem Sammet gebettet, dessen stumpfen Schimmer es rosig überstrahlte, eine selten wertvolle Perlenschnur aus ganz gleich großen, regelmäßigen Perlen.“

„Eben dieses Halsband, das die Feldös Clary ...?“ unterbrach ihn der Stuhlrichter eifrig.

„Eben dieses Halsband. Durch die Glasscheibe konnte ich die Dame genau betrachten. Sie war jung, von knabenhafter Schlankheit, hatte kurze Locken, ein blasses, hübsches Gesicht, karminrot gefärbte Lippen ...“

„Ja, ja, wir wissen schon,“ rief der Zahnarzt ungeduldig, „wir haben ja die Feldös Clary eben gesehen!“

Latos lächelte. „Die Dame hielt die Augen stets fest, wie hypnotisch beeinflusst, auf die Perlen und nur auf die Perlen gerichtet. Diese Augen waren weit und sehnsüchtig aufgerissen, ihre feinen Nasenflügel vibrierten begehrlieh wie die eines jungen Tierchens, das Zucker schnuppert, ihre Hände wanden sich bald wie flehend ineinander, bald öffneten sie sich, gleichsam verlangend, ihr ganzer Körper drückte durch sein Spiel bloß eines aus, was ich als alter Geschäftsmann manches liebe Mal an Frauen gesehen hatte: Begierde, Begierde nach dem Besitz des Schmuckstücks!“

„Und dann — dann trat sie ein?“ erkundigte sich neugierig der Stuhlrichter.

„Sie trat noch lange nicht ein“, antwortete Stefan. „An diesem ersten Tage nicht, auch nicht am zweiten und nicht die folgenden. Ich mußte annehmen, daß der Erwerb des heiß Gewünschten außerhalb ihrer Möglichkeiten lag, und ich bedauerte es, denn ich hätte das mit großer Sorgfalt zusammengestellt, herrliche Kollier gerne just an ihrem Halse gesehen.“

„Aber sie trat doch ein, sie trat doch eines Tages ein?“ drängte der Stuhlrichter.

„Ja, sie kam eines Tages herein. Mit ihr kam ein angenehmer, feiner Duft: Chypre von Coty glaube ich.“

„Das Modeparfüm“, belehrte der Zahnarzt mit wissender Miene.

Der Stuhlrichter schlug entzückt die Augen zur Decke.

„Sie war in der Nähe noch hübscher, als durch die Glasscheibe gesehen. Ganz jung, reizende Züge unter dem Pagengelock ...“

„Schon gut; wir kennen sie doch!“

„Das ganze Persönchen war ein Gemisch aus Spitzbub und großer Dame.“

„Na, na, große Dame ist wohl etwas übertrieben!“ meinte der Zahnarzt skeptisch, und selbst der Stuhlrichter sah sich genötigt, ihm zuzustimmen.

Latos fuhr unbeirrt fort: „Die Kleine schien wirklich ein Spitzbub zu sein und ein schlauer noch dazu. Versteht mich, sie fürchtete wohl im Preise überhalten zu werden, wenn sie selbst den Wunsch nach einem besonderen Stück äußerte; deshalb ließ sie sich zuerst alles mögliche vorlegen und fragte zum Schlusse ganz beiläufig nach Perlenhalsbändern. Warte nur, dachte ich und

schmunzelte in mich hinein, so schlau wie du bin ich auch noch! Und ich entnahm meinen Kästen allerlei Kolliers; billigere, unregelmäßige; wertvollere mit ein paar großen Perlen bloß in der Mitte, das Halsband aus der Auslage holte ich nicht herein. Sie mußte selbst danach verlangen, und endlich tat sie es. Ich legte das weiße Sammetkissen vor sie hin. Sie zog die Handschuhe aus und nahm die Perlen in ihre schlanken, blassen Finger. Bei jeder einzelnen verweilte sie, fast liebkosend, ein Lächeln ging über ihr Gesicht und machte sie noch hübscher. Dann erwachte sie gleichsam wie aus einem Traume, und wieder ganz große Dame — lache nicht, Rado! — fragte sie von oben herab nach dem Preise. Ihr werdet nicht fordern, daß ich Ziffern nenne ...“

„Du hast ja in allem, mit Ausnahme dessen, was die Dame betrifft, Diskretion in Aussicht gestellt“, lachte der Zahnarzt ironisch.

„Ganz richtig. Nun, der Preis war hoch, ungewöhnlich hoch, das muß euch genügen. Er war höher, als die kleine Dame ihn erwartet haben möchte, trotzdem sie die Kostbarkeit des Schmuckes wohl zu würdigen verstand. Sie zuckte leicht zusammen und löste die Finger langsam und widerwillig von den Perlen. Ihre Lippen öffneten sich zu einem leisen Seufzer, und wieder sah ich um ihre Nasenflügel das begehrlische, kätzchen-

hafte Schnuppern. Dann nahm sie sich zusammen, schaute mir mit einem ‚danke, ich werde mir's überlegen‘ trotzig ins Gesicht und — draußen war sie.“

„Aber, wie ging's weiter?“ Wollte der Stuhlrichter wissen. „Sie hat doch die Perlen.“

„Warte. Es vergingen Tage, eine Woche, noch eine — sie kam nicht mehr. Ich konnte mich von zwölf bis eins nach Herzenslust langweilen, keine schlanke Silhouette verdunkelte mein Glasfenster, kein begehrlisch schnupperndes Näschen spiegelte sich darin.“

„Und dann?“

„Dann ist sie doch gekommen. Ich erinnere mich genau an den Tag.

Es war inzwischen Frühling geworden und draußen ging ein warmer Wind, wißt ihr, so ein weicher und heimlich beunruhigender. Sie war hübscher denn je!“

„Natürlich!“ belehrte der Zahnarzt, „im Frühjahr sind die Frauen immer hübscher.“

Und der Stuhlrichter

stimmte zu: „Sogar in Esztergom!“

„Sie trug einen kleinen, lichten Hut und ihr Hals wuchs mattleuchtend unter dem geöffneten Kragen ihres Mantels hervor. Diesmal ersparte sie sich jede Komödie und fragte gleich nach den Perlen. Sie lagen noch immer im Schau-

fenster; es vergeht fast immer geraume Zeit, bis ein so teures Stück einen Käufer findet. In diesem Augenblick bekümmerte mich dieser Umstand wenig, es wäre mir fast wie ein Raub an dem reizenden Geschöpfchen erschienen, wenn ich das Halsband irgendeinem gleichgültigen Fremden hätte ausliefern müssen. Sie schien mir durch eine geheime Sympathie ein persönliches Verhältnis zu den Perlen, fast ein Recht auf sie zu haben. Mit einem Seufzer der Erleichterung griff sie nach ihnen, hob sie spielend gegen das Licht und bat mich dann, sie ihr einmal probeweise um den Hals zu legen. Jetzt muß ich etwas richtigstellen: ich habe früher gesagt, daß sie diesmal auf jede



Die Art, wie sie den Nacken senkte ...

## Die Frau und die Perlen

Komödie verzichtete, das stimmt nicht ganz!“

„Selbstverständlich nicht,“ sagte der Zahnarzt, „die Weiber können das Komödienspielen ebensowenig lassen, wie die Katze das Mäusen!“

„Es war die große Liebenswürdigkeit, die fast vertrauliche Weise, mit der sie mich behandelte — die schien mir nicht geheuer! Die Art, wie sie mich beim Anlegen der Perlen streifte, wie sie den Nacken senkte, daß ich unter dem kurz geschnittenen Haar seine feinen Linien genau sehen konnte, das Lächeln, mit dem sie sich mir wieder zuwandte, um mir zu zeigen, wie die Perlen gut zu ihrem Teint stünden! Ein anderer Mann, ein Mann mit mehr Selbstgefühl wäre vielleicht auf ganz merkwürdige Gedanken gekommen!“

Der Zahnarzt zwirbelte seinen Schnurrbart in die Höhe: „Kommt auf die Erfahrungen an, die hinter einem liegen, mein Lieber!“

„Ich jedenfalls schloß aus ihrem Benehmen nichts anderes, als daß sie auf meine Eitelkeit spekulierte, mir schmeicheln wollte, mich gewinnen; daß sie mich zu irgendeinem Zwecke brauchte. Und daß sie dazu die alten erprobten Methoden anwendete, die jeder Frau geläufig sind.“

„Sehr richtig gesagt“, lobte der Zahnarzt.

„Und wirklich — ich täuschte mich nicht. Sie beugte sich zu mir, nahe, ganz nahe. Um aufrichtig zu sein, mir schwindelte ein wenig. Dieses Parfüm, dieses Chypre, und ihr Mund so vor meinen Augen ...“

„Ich verstehe dich, ich verstehe dich vollkommen!“ versicherte ihn der Stuhlrichter.

„Herr Latos,“ sagte sie, „Sie scheinen ein Ehrenmann zu sein, und, wenn mich nicht alles trügt, besitzen Sie auch Humor!“

Was sollte das? Warum sprach sie so?

„Ich bedarf Ihrer Diskretion,“ fuhr sie fort, „und Ihrer Geschicklichkeit. Außerdem ist die Sache noch ein gutes Geschäft für Sie.“

Ich verbeugte mich leicht. „Wenn ich Ihnen dienlich sein kann!“ sagte ich. Ich sagte es nüchtern, aber ich war in jenem Moment alles andere, nur nicht nüchtern.

„Sie haben wohl schon von dem Bankdirektor — hier nannte sie seinen Namen, den ich verschweigen will — sprechen gehört?“

Der Name war in der Gesellschaft wohlbekannt! Ich bejahte.

„Nun,“ und dabei blickte sie mir keck in die Augen, „dieser Herr ist sehr wohlhabend und recht gut imstande, die Perlen hier,“ sie zeigte auf ihren Hals, „zu erwerben. Aber, er hat einen kleinen Fehler: er ist ein bißchen, wie soll ich sagen, ein bißchen kleinlich, ein bißchen engherzig, man könnte

es fast knauserig nennen. Ja, knauserig ist das richtige Wort. Darum werden Sie, wenn er in irgendeiner Angelegenheit in Ihren Laden kommt — daß dieses geschieht, dafür werde ich sorgen —, ihm die Perlen als besonderen Gelegenheitskauf vorlegen und ihm bloß den halben Preis nennen. Den halben Preis, verstehen Sie!“

„Den halben Preis!“ stotterte ich entsetzt. „Unmöglich, meine Gnädige!“ Ihr müßt wissen, daß ein hübscher Teil meines Vermögens in dem Halsband steckte.

„Nur Geduld“, sagte das Persönchen und sah mich spöttisch an. „Ich glaube, daß ich Ihnen den Bankdirektor früher mit dem Worte knauserig richtig charakterisiert habe. Aber in diesem Falle wird ihn der niedrige Preis, den Sie mit irgendeiner Ausrede begründen müssen, locken, und überdies weiß er, daß ich mir seit langem nichts sehnlicher wünsche, als eine Perlenkette. Da ich bald Geburtstag habe, wird er die Perlen also wahrscheinlich kaufen, und Sie werden in diesem Falle so gut sein, sie mir zuzuschicken.“

„Das werde ich nicht tun, meine Gnädige!“ rief ich empört. „Das kann und will ich nicht tun!“

„Sie werden es tun“, versicherte mir die junge Dame mit Nachdruck. „Aber nicht eher, als bis ...“

„Nicht eher, als bis ...?“

„Als bis der Ministerialsekretär,“ auch hier schweige ich über den Namen, „bei Ihnen gewesen sein wird.“

„Ich verstehe nicht,“ rief ich kläglich, „was hat der Ministerialsekretär in dieser Angelegenheit zu suchen?“

„Das ist sehr einfach erklärt: er wird Sie fragen, ob der Bankdirektor die Perlen erstanden hat. In diesem Falle wird er Ihnen die andre Hälfte des Kaufpreises bar erlegen.“

Ich muß ein seltsames Gesicht gemacht haben, denn die kleine Dame lachte hell auf. Dann hielt sie mir die Hand hin: „Also es gilt?“ sagte sie. „Abgemacht? Ja? Sie erweisen mir den kleinen Dienst?“

Der Stuhlrichter schlug sich vergnügt auf die Knie: „Ausgezeichnet!“ rief er. „Ein Prachtmädel, diese Feldös Clary!“

„Was sie von mir verlangte,“ sprach Stefan weiter, „vertrug sich, streng genommen, nicht mit meinen Geschäftsprinzipien. Und eigentlich auch nicht mit meinen Begriffen von Moral ...“

„Bah“, meinte der Zahnarzt gering-schätzend.

„Ihr hättet also eingeschlagen?“

„Unbedingt“, riefen die beiden andern im Chor.

„Nun,“ sagte Latos in kleinlautem Ton,

„ich tat es auch. Weiß der Teufel, ich war nicht ganz Herr meiner Nerven. Das erschlaffende Frühjahrs Wetter, das Parfüm, ihre Augen, die, als sie sah, daß ich zögerte, einen ganz weichen, flehenden Ausdruck bekamen, endlich — ich will mich nicht besser machen, als ich bin — die Aussicht, das teure Auslagestück günstig zu verkaufen, kurz, ich versprach ihr alles, was sie wollte.“

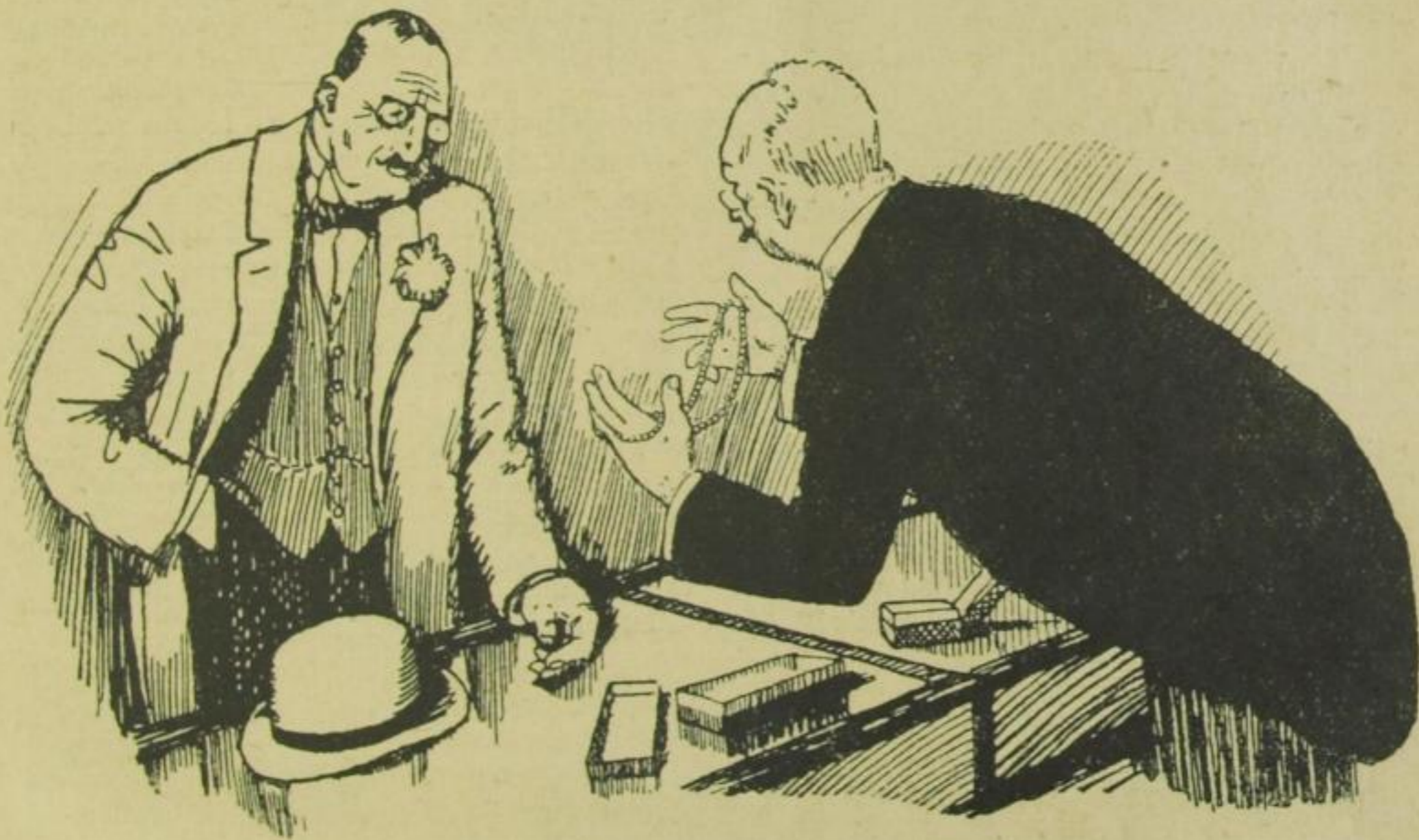
„Ein guter Spaß!“ gab der Zahnarzt zu. „Und ein kluger Gedanke von dem kleinen Racker! Es verlief doch alles programmgemäß, was? Nachdem sie die Perlen trägt...“

„Gewiß. Es verlief alles programmgemäß. Der Bankdirektor, dessen Gesicht mir vom

Fräulein Feldös Clary, Waitzner Boulevard 68.“

„Und der Ministerialsekretär?“ fragte vergnügt grinsend der Zahnarzt.

„Der Ministerialsekretär ließ, wie mir zugesagt worden war, ebenfalls nicht auf sich warten. Was Alter und Aussehen betrifft, unterschied er sich sehr vorteilhaft von dem Bankdirektor. Ich konnte nicht anders: ich mußte der kleinen Dame für die Rolle, die er wahrscheinlich in ihrem Leben spielte, mildernde Umstände zubilligen. Ein ungewöhnlich sympathischer, junger Mann, der Ministerialsekretär! Er erkundigte sich schüchtern, ob der Bankdirektor abgeschlossen



*Der Bankdirektor besuchte mich.*

Turf her bekannt war, besuchte mich und fragte um Rat wegen der Umfangung einer Krawattennadel. Ich mußte wohl oder übel mein Versprechen halten und ihm die Perlen vorlegen. Den niedern Preis erklärte ich damit, daß eine Aristokratin, die dringend Geld brauche, genötigt sei, sich von den Perlen zu trennen. So was kommt in unserem Geschäft jetzt oft vor. Er kämpfte ein bißchen mit sich. Ich konnte ihm ansehen, daß ihm zwar einerseits die Ausgabe Ueberwindung kostete, der Preis ihm aber andererseits ungemein verlockend erschien. Mir etwas abzuhandeln versuchte er nicht einmal, und so kam das Geschäft zustande. Mit einem Lächeln, so halb prahlerisch, halb verlegen, aber jedenfalls auf Verständnis rechnend, gab er mir die Adresse seiner kleinen Freundin:

habe, zog, förmlich als ob er sich schäme, die Briefftasche und gab mir das Geld ohne Zögern, mit fast freudiger Hast.“

„Also, ausgezeichnet, wirklich eine ausgezeichnete Geschichte!“ wiederholte der Stuhlrichter immer wieder. „Aber, es ist spät geworden; kommt, meine Herren, gehen wir!“

Man hatte unterdessen in dem engen Raum zwischen den Tischen zu tanzen begonnen. Geschickt wanden die Paare sich aneinander vorbei. Dicke Rauchschwaden hingen in der Luft, durch den Nebel schienen die Umrisse der Tanzenden, die Gesichter der mit letzter Kraft und Leidenschaft lärmenden Jazzmusiker, die Fräcke der noch immer Flasche um Flasche herbeischleppenden Kellner undeutlich und phantastisch.

„Zahlen!“ rief der Zahnarzt ungeduldig.

## Die Frau und die Perlen von Marie Lucy

„Erlaube“, sagte der Juwelier und legte ihm die Hand auf den Arm. „Meine Geschichte ist noch nicht aus.“

„Wie, sie ist noch nicht aus?“ kam es erstaunt von den beiden andern. „Was kann es da noch geben? Also, laß hören!“

„Einen Augenblick noch, ich bin gleich zu Ende. Acht Tage nach dem Verkauf der Perlen sah ich zu meiner Ueberraschung in der Mittagstunde die kleine Dame wieder vor meiner Auslage. Ich hatte geglaubt, sie würde mir nie wieder in die Nähe kommen. Weit gefehlt — heftig riß sie die Tür des Ladens auf und stand vor mir.“

„Die Perlen“, sagte sie, heftig atmend. „Wo sind die Perlen aus dem Schaufenster hingekommen?“

„Ich verstehe nicht, meine Gnädige.“

„Sie verstehen nicht! — Wissen Sie, was mir der Herr Direktor zum Geburtstag geschenkt hat? — Einen Zwergbully!“

Ich war starr. „Ich verstehe nicht,“ wiederholte ich, „die Herren waren doch hier, es ging alles in Ordnung ...“

„Was?! — Sie behaupten also, Sie wagen zu behaupten, der Herr Direktor hätte die Perlen wirklich gekauft?!“

„Jawohl! Natürlich!“

„Und wieso hätte ich sie dann nicht bekommen?“

„Aber, das ist ja ganz unmöglich! Ich habe meinen alten, zuverlässigen Diener mit den Perlen zu Ihnen geschickt — und richtig, Sie

haben ihm den Empfang ja sogar selbst bestätigt!“

„Ausgeschlossen! Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Da ist etwas geschehen! Ein Raub? Ein Diebstahl? ...“ Vor Aufregung standen ihr die Tränen in den Augen.

„Beruhigen Sie sich,“ bat ich sie, „ich werde gleich einmal nachsehen.“

Ich brauchte nicht lange zu suchen, um die Quittung zu finden. Mit Befriedigung hielt ich sie in der Hand und atmte erleichtert auf, denn ich war bei der Sache schon selbst unruhig geworden. Aber es stimmte alles: der Gegenstand, der Tag des Verkaufs, und da, in großen Buchstaben, kühn und freudig hingeworfen, stand die Unterschrift der Empfängerin: Feldös Clary.

Die junge Dame blickte mir erregt über die Schulter, sie las das Blättchen, wurde erst rot und dann blaß und lehnte sich fassungslos gegen den Ladentisch.

„Das ist ja,“ stieß sie hervor, „das ist ja — unmöglich! Da hat der Sekretär ja sein Geld für diese Person — und das Schlimmste ist, man kann das Geld nicht zurückverlangen — wir müssen still sein — denn sonst würde mein Mann mir darauf kommen, daß ich mit — oh, mein Gott ...!“

„Ihr Mann, Gnädigste!“

„Jawohl, mein Mann! Ich bin — ich bin nämlich die Frau des Bankdirektors!“

„Und so, meine Herren,“ schloß Stefan Latos und erhob sich, „so ist die Feldös Clary zu den Perlen gekommen.“







# DAS TIER IM WALDE

EINE ERZÄHLUNG VON L. ANDRO (TH. RIE)

ILLUSTRIERT VON KARL BLOSSFELD

Ich, Ambrosius Kettenmeier, schreibe in meinem vierundsiebzigsten Lebensjahre dies, mein seltsamstes Erlebnis nieder. Ich schreibe es im Sommer des Jahres 1886, genau fünfzig Jahre nach seinem Geschehen und ich muß es tun, weil niemand auf meine Reden hören will. Denn meine Kinder meinen mit einem Lächeln, all dies wäre das törichte Gefasel eines Greises und sie haben mir verboten, ihren Kindern davon zu erzählen, auf daß ich ihnen ja nicht dergleichen Köhlerglauben in den Kopf setze. Sie ist freilich arg gescheit geworden, ihre Zeit: man setzt sich in das wohlgepolsterte Kämmerlein eines eisernen Häuschens, das durch Dampfkraft getrieben wird, und am nächsten Morgen wacht man in einem fremden Lande auf und hat gar nichts von der Reise gemerkt. Man drückt an einem Ende der Welt auf einen Taster und am andern entstehen lauter Punkte und Striche, aus denen genau zu ersehen ist, was der erste gemeint hat. Sie haben viel gewonnen in dieser Zeit, das ist wahr, aber sie wissen nicht, was sie verloren haben. Sie haben es verlernt, die geheimnisvollen Stimmen der Natur zu verstehen, sie kennen die guten und bösen Gewalten nicht mehr, die dort ihr Spiel treiben. Sie werden alle reich in unsern Tagen und wissen nicht, wie arm sie geworden sind. Doch das sind, wie meine Kinder sagen würden, törichte Gedanken eines alten Mannes, der in diese Welt nicht mehr hineinpaßt. Ich schreibe dies des Abends beim Schein einer kleinen Oellampe. Es ist schwül in dem Dachkämmerchen, das sie dem Alten eingeräumt haben. Von unten

höre ich gedämpft das Klavierspiel meiner Enkelin, ihre Finger sausen stürmisch von einem Ende der Klaviatur zum andern. Ich kann keine rechte Musik heraushören, aber man sagt mir, sie spiele virtuos und das Stück wäre eine glänzende Paraphrase von Liszt. In meiner Jugend spielten wir Mozart; mir klang das anders. Aber ich muß mich beeilen. Meine Augen sind schwach, meine Finger zitterig. Wer weiß, ob ich mit meiner Arbeit zu Ende komme.

Ich bin ein Försterssohn. Meine erste Kindheit habe ich in Wäldern verbracht, die mir wunderbar schienen, die voll von schönen und unheimlichen Märchen waren, welche sich die wenigen Menschen, die ich kannte, mit leiser Stimme erzählten. Ich war noch sehr klein, als mein Vater starb. Er wurde eines Nachts tot aus dem Walde nach Hause gebracht, und es scheint, der Schlag habe ihn gerührt. Ich habe mich freilich später zuweilen gefragt, ob denn ein kräftiger Mann so ohne weiteres umsinken könne und tot sein, oder ob nicht dunklere Mächte ihre Hand dabei im Spiel gehabt haben. Doch das gehört nicht hierher.

Der unverheiratete ältere Bruder meiner Mutter, ein angesehener Baumeister aus Wien, holte uns nun zu sich in die Stadt. Meine Mutter, selbst ein Stadtkind, das nie gern auf dem Lande gelebt hatte, fand sich, nachdem der erste Schmerz vorüber war, rasch genug in ihr Leben, das von Haushalt und Familienbeziehungen ausgefüllt war. Mir ward das Dasein wesentlich schwerer. Eine unbändige Sehnsucht nach dem Rauschen der Bäume trieb mich hinaus, wenig-

## Das Tier im Walde

stens auf das Glacis, wo ich etwas Grünes sehen konnte, wiewohl diese wohlgehaltenen Anlagen weltenweit von der geliebten Wildnis verschieden waren. Des Sonntags unternahm ich zuweilen eine Wanderung in die Umgegend, die damals noch nicht durch ein Eisenbahnnetz mit der Stadt verbunden war, allein ich kam nie weit genug, um es ganz still, wild und einsam genug haben zu können. Die Sehnsucht nach der geheimnisvollen Welt meiner Kinderjahre beherrschte meine ganze Jugend. Indessen ging ich fleißig zur Schule und da ich recht geschickt im Zeichnen war, meinte mein Onkel, ich möchte Maler werden, was sich zu seinem eigenen Baumeisterberuf wohl schicken und mir zu mancherlei Aufträgen verhelfen könnte, da das Ausschmücken der Häuser mit Fresken damals recht beliebt zu werden begann. Ich kam also auf die Akademie, in die Schule Meister Rahls, aber obwohl ich ganz leidlich mitkam, fühlte ich bald, daß die großen Kartons und Bilder, die wir da entwerfen lernten, meine Sache nicht seien. Es zog mich zum Kleinen, zum Kleinsten in der Malerei, ich malte auf talergroßen Elfenbein- und Metallplättchen, die ich von meinem Ersparnen erwarb, ich malte immer nur Heilige, am liebsten aber die Mutter Gottes, und ich bemühte mich, sie so zart, so liebevoll, so fein zu bilden, daß es auch im allerkleinsten an nichts fehle. Meine Kameraden verlachten mich ob dieser Kunst, die nur mit der Lupe zu würdigen sei, mein Oheim schalt über die Spielerei, aber er beruhigte sich, als er eines Tages solch ein Elfenbeinplättchen zufällig einem vornehmen Herrn gezeigt hatte und dieser es nicht nur sofort erwarb, sondern mir noch einige neue Aufträge gab. Ohne daß ich recht wußte, wie es kam, folgte nun eine Bestellung auf die andere. Ich malte auch Porträts, wobei ich mich bemühte, die Gesichter immer ein wenig hübscher und vollkommener zu machen, als die Natur sie gebildet, am häufigsten aber malte ich die allerheiligste Mutter Gottes im blauen Schleier mit der Sternkrone und es wurde unter den vornehmen und frommen Damen der damaligen Zeit eine förmliche Mode, solch ein Bildchen von mir, mit Edelsteinen umsäumt, auf der Brust zu tragen.

So kam es, daß ich bald von der Unterstützung meines Oheims unabhängig wurde, der als ziemlich geiziger Mann solches wohlthätig empfand. Aber auch ich war geizig. Denn alles Geld, das ich nicht zum Lebensunterhalt brauchte oder meiner Mutter gab, sparte ich in einem alten Strumpf sorgsam zusammen, um mir endlich jene Reise in Wälder und Berge gönnen zu können, von der ich seit meiner Kindheit träumte. Als ich mein

vierundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, war mir der Strumpf endlich schwer genug. Ich fand auch einen Reisegefährten in einem jungen Gehilfen meines Onkels, einem munteren Burschen, den es gleichfalls aus der Stadt hinaustrieb. Wir wollten in jene Gegend, die man das Salzkammergut nennt, die überreich ist an Bergen, Seen und Wäldern, und in der damals noch nicht wie heute ein wohlgepflegter Kurort neben dem andern lag, sondern wo noch Stille, Wildnis und Einsamkeit zu finden war. Allerhand Umstände verzögerten jedoch unsere Reise und es ging schon auf den Spätsommer zu, als wir aufbrachen. Meine Mutter war sehr ängstlich, denn in jenem Sommer waren viele Nachrichten über kühne Bergsteiger gekommen, die gerade in jenen Gegenden verunglückt waren, ich beruhigte sie jedoch, daß wir keinerlei sonderliche Kühnheiten, sondern nur mäßige Wanderungen zu unternehmen gedächten, und so ließ sie uns endlich ziehen. Wir fuhren mit der Post bis Linz und wanderten von da landeinwärts bis zu einem freundlichen Städtchen an einem blauen See, wo wir einen Tag rasten und den berühmten Schnitzaltar der Kirche besichtigen wollten, worauf dann die eigentlichen Höhenwanderungen beginnen sollten.

Der dicke und geschwätzige Wirt unseres Gasthofes riet uns jedoch sehr von unserem Vorhaben ab. In der Tat seien in diesem Sommer die Bergwanderer von einem merkwürdigen Verhängnis verfolgt und nicht nur sie, nein, auch Landeskinder, die Weg und Steg wohl kannten, hätte man tot aufgefunden, alle rücklings abgestürzt, mit gebrochenem Genick und völlig ausgeblutet. Es sei dies wohl auf die besondere Unbeständigkeit des Wetters zurückzuführen, das an scheinbar schön beginnenden Tagen oft Schneestürme und namentlich schwere und gefährliche Nebel sende, die keinen Blick vor- oder rückwärts zuließen. Wir seien unerfahrene Stadtherren und er rate uns, unsere Erholungszeit hier in seinem sicheren Gasthofe zuzubringen, wo er bestens für uns sorgen wolle, und wo der Blick auf See und Berg, sowie kleine Spaziergänge uns bekömmlicher sein würden, als wagehalsige Unternehmungen.

Mich dünkte es, als ob der Wirt im Interesse seiner augenblicklich schon recht leeren Herberge spräche, aber auf meinen Gefährten schienen seine Worte Eindruck zu machen, und am Abend geschah etwas, was ihn noch mehr zum Hierbleiben bestimmte: es war nämlich eben Bürgermeisterwahl gewesen, und die Honoratioren des Städtchens vereinigten sich im Wirtshause zu einem Festessen mit Tanz, an dem auch wir beiden

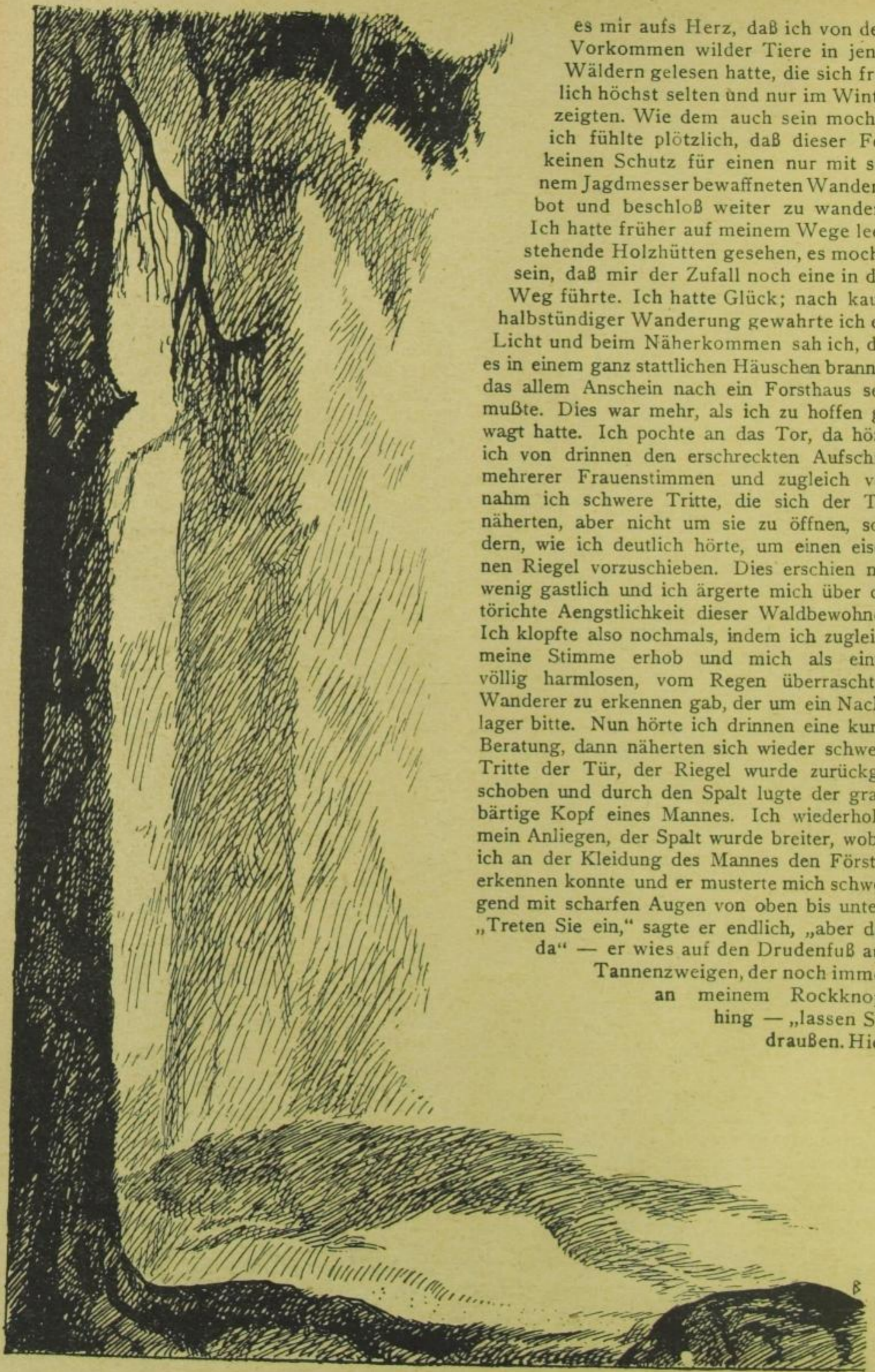
Städter uns eifrig beteiligten. Hier fiel mir ein besonders hübsches Mädchen, die Tochter des Kaufmannes auf, der mein Freund sehr zum Aerger der ortsansässigen Burschen nicht von der Seite wich und von der er eifrig bestrebt war, mich fernzuhalten. Als ich nun am nächsten Morgen mein Ränzel schnürte und ihn aufforderte, ein gleiches zu tun, erklärte er mit allen Zeichen der Verlegenheit, daß er gern noch geblieben wäre; er spüre die Wanderung der letzten Tage noch in allen Gliedern und die Worte des Wirtes schienen ihm vernünftig. Ich begriff sofort, daß er sein Abenteuer mit der Schönen noch nicht abbrechen wünsche und erklärte, die Wanderung allein fortsetzen zu wollen, wovon er mir nur schwach abriet, denn es war ihm offenbar darum zu tun, sich einen möglichen Rivalen vom Halse zu schaffen. Auch mir war es nicht unlieb, meine Reise allein zu machen, denn schon die wenigen Tage mit dem immer gesprächigen Gefährten hatten mir gezeigt, daß in seiner Gegenwart an eine beschauliche und verträumt schweigsame Wanderung, wie ich sie erhofft hatte, nicht zu denken war. So verabredeten wir, uns erst in Salzburg, dem Schlußpunkt unserer Reise an einem bestimmten Tage wieder zu treffen, dann zog ich bei herrlichem Wetter fürbaß, die Warnung des Wirtes verlachend, der gerade von solchen morgenwarmen Tagen Tücken verhiß.

Mein Weg war mir auf der Karte sauber und genau vorgezeichnet. Ich sollte erst die Waldstraße nehmen, dann auf einen Fußpfad abbiegen und endlich, diesen verlassend, indem ich mich immer bergauf hielt, am Nachmittag aus dem Hochwald ins Krummholz gelangen, bis ich schließlich auf eine Hochwiese kommen mußte, wo ich in einer Sennhütte nächtigen konnte. Am nächsten Morgen würde ich dann den Gipfel eines Berges besteigen, der eine märchenhafte Aussicht über die Gebirgsketten und Seen ringsum verhiß und so nach und nach ohne Anstrengung, mit genau vorgesehenen Nachtlagern und Ruhepausen das ganze herrliche Gebiet durchstreifen. Schon lagen die Häuser und Felder hinter mir, ich hatte das Seeufer verlassen und die wunderbare Welt des Waldes umfing mich mit ihrem vollen Zauber; hier schien es mir noch harziger, noch duftender, noch einsamer als in der Heimat meiner Kinderjahre. Erst traf ich ein paar Holzfäller, dann wurde es ganz still. Ich war ein paar Stunden glücklich, wie ich es nie vorher noch nachher im Leben gewesen bin.

Als es jedoch auf den Nachmittag zuing, konnte ich mir nicht verhehlen, daß ich nicht mehr so rüstig ausschnitt, wie zu Beginn. Es war schwül geworden, der Himmel hatte sich

grau umzogen und allmählich fühlte ich mich von einem feuchten Nebel umrieselt, der den Worten des Wirtes recht zu geben schien. Dies war unerfreulich, aber Wetterlaunen dürfen den Wanderer nicht schrecken. Noch war es nicht dunkel, aber eigentümlich grau und lustlos und ich sagte mir nicht ohne Bedenken, daß ich nun nachgerade schon ins Kurzholz hätte kommen müssen. Noch aber dehnten sich hohe Stämme in unabsehbaren gotischen Bogen, der Regen rieselte dichter, die Schwüle hatte nasser Kälte Platz gemacht und ich mußte mir endlich gestehen, daß ich mich, obwohl ich mich genau an meine Richtung zu halten geglaubt hatte, vergangen haben mußte. Meine Kleider hingen feucht und schwer an mir, ich war müde und es deuchte mir, als sollte ich mich mit dem Gedanken vertraut machen, die langsam einbrechende Nacht im Walde zu verbringen. Ich sah mich nach einem Unterschlupf um und fand endlich einen etwas überhängenden moosigen Felsen, der freilich nur ein unvollkommenes Obdach bot. Indessen hatte ich das Bedürfnis, ein wenig zu ruhen. Ich versuchte, mich an den Resten meines Proviantes zu erlaben, der naß und unschmackhaft geworden war, dann starrte ich in den Regenschleier vor mir, der immer dichter wurde und empfand zwar keine Furcht, aber Oedigkeit und Langeweile. Vor mir lagen ein paar dürre Tannenzweiglein. Ich nahm sie auf, knickte und verflocht sie zu allerhand geometrischen Figuren und versuchte, mich auf diese Art zu zerstreuen. Dabei kam ich ganz zufällig auf die Figur des Drudenfußes und dabei fiel mir die Erzählung eines alten Weibes aus meiner Kindheit ein, daß diese Figur vor den bösen Geistern des Waldes schütze. Lächelnd hängte ich die fest verflochtenen Zweiglein an den Rockknopf auf meiner linken Brust.

Da geschah etwas höchst Seltsames: In dem Augenblick, in dem die Figur meine Herzgegend berührt hatte, ging ein Lichtstrahl blitzend und jäh vor mir in die Erde nieder. Ich hätte, trotzdem dieser Landregen keinerlei Gewittercharakter trug, an einen Blitz glauben müssen, wenn sich ein Donnerschlag hätte vernehmen lassen, was bei der Nähe des Geschehens unmittelbar darauf hätte erfolgen müssen. Allein, es erfolgte keiner, dafür hörte ich ein eigentümliches Knacken in den Aesten des Gebüsches und sah ein sehr großes Tier herausbrechen und in hastigem Lauf davonjagen. Die Schnelle des Geschehens, Dämmerung und Nebel hinderten mich, seine Form genau zu erfassen, aber soviel glaubte ich an seinen schwerfälligen Sprüngen zu erkennen, daß dies kein leichtfüßiges, harmloses Rotwild war. Zugleich fiel



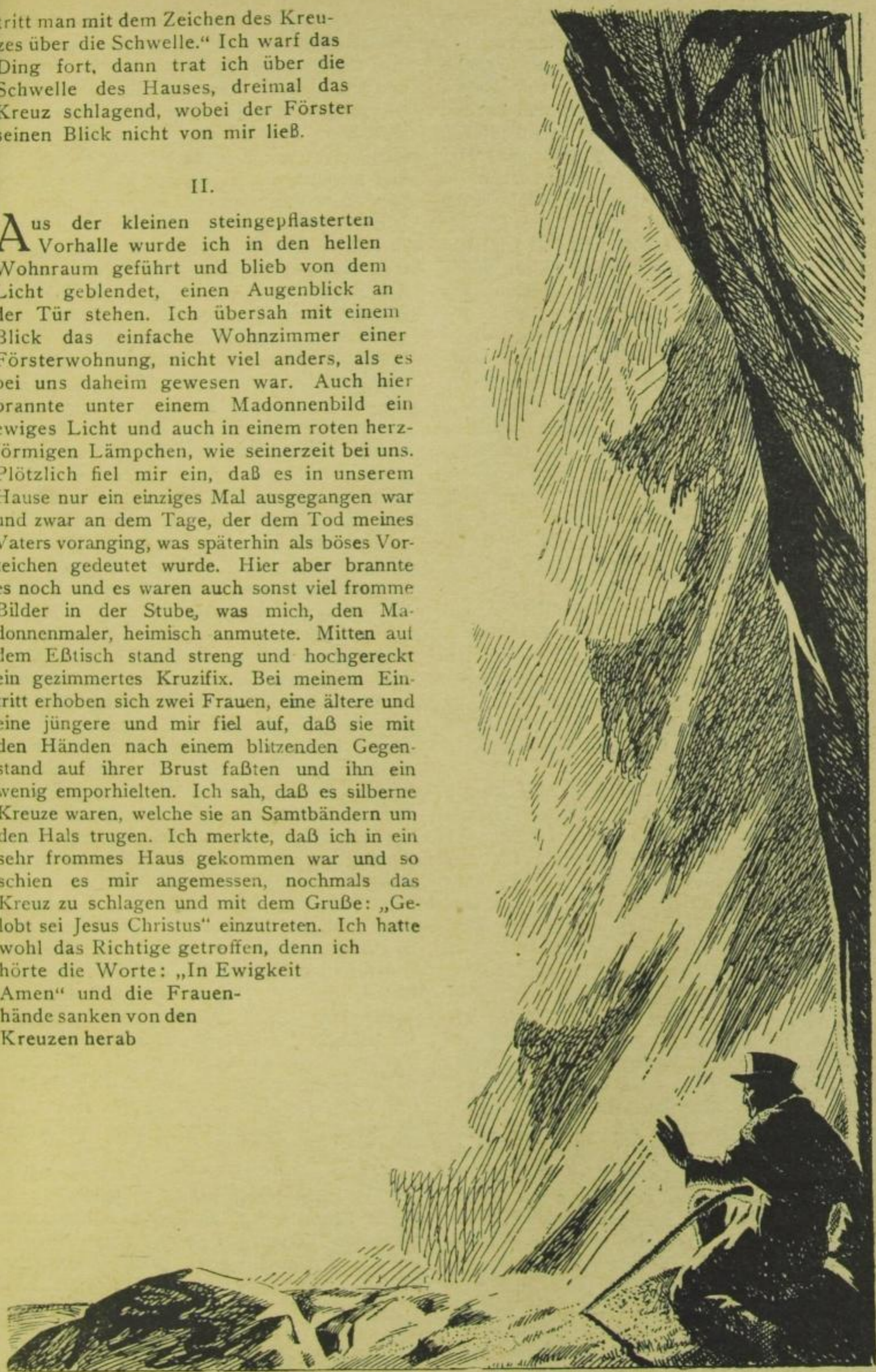
es mir aufs Herz, daß ich von dem Vorkommen wilder Tiere in jenen Wäldern gelesen hatte, die sich freilich höchst selten und nur im Winter zeigten. Wie dem auch sein mochte, ich fühlte plötzlich, daß dieser Fels keinen Schutz für einen nur mit seinem Jagdmesser bewaffneten Wanderer bot und beschloß weiter zu wandern. Ich hatte früher auf meinem Wege leerstehende Holzhütten gesehen, es mochte sein, daß mir der Zufall noch eine in den Weg führte. Ich hatte Glück; nach kaum halbstündiger Wanderung gewährte ich ein Licht und beim Näherkommen sah ich, daß es in einem ganz stattlichen Häuschen brannte, das allem Anschein nach ein Forsthaus sein mußte. Dies war mehr, als ich zu hoffen gewagt hatte. Ich pochte an das Tor, da hörte ich von drinnen den erschreckten Aufschrei mehrerer Frauenstimmen und zugleich vernahm ich schwere Tritte, die sich der Tür näherten, aber nicht um sie zu öffnen, sondern, wie ich deutlich hörte, um einen eisernen Riegel vorzuschieben. Dies erschien mir wenig gastlich und ich ärgerte mich über die törichte Aengstlichkeit dieser Waldbewohner. Ich klopfte also nochmals, indem ich zugleich meine Stimme erhob und mich als einen völlig harmlosen, vom Regen überraschten Wanderer zu erkennen gab, der um ein Nachtlager bitte. Nun hörte ich drinnen eine kurze Beratung, dann näherten sich wieder schwere Tritte der Tür, der Riegel wurde zurückgeschoben und durch den Spalt lugte der graubärtige Kopf eines Mannes. Ich wiederholte mein Anliegen, der Spalt wurde breiter, wobei ich an der Kleidung des Mannes den Förster erkennen konnte und er musterte mich schweigend mit scharfen Augen von oben bis unten. „Treten Sie ein,“ sagte er endlich, „aber das

da“ — er wies auf den Drudenfuß aus  
Tannenzweigen, der noch immer  
an meinem Rockknopf  
hing — „lassen Sie  
draußen. Hier

tritt man mit dem Zeichen des Kreuzes über die Schwelle.“ Ich warf das Ding fort, dann trat ich über die Schwelle des Hauses, dreimal das Kreuz schlagend, wobei der Förster seinen Blick nicht von mir ließ.

II.

Aus der kleinen steingepflasterten Vorhalle wurde ich in den hellen Wohnraum geführt und blieb von dem Licht geblendet, einen Augenblick an der Tür stehen. Ich übersah mit einem Blick das einfache Wohnzimmer einer Försterwohnung, nicht viel anders, als es bei uns daheim gewesen war. Auch hier brannte unter einem Madonnenbild ein ewiges Licht und auch in einem roten herzförmigen Lämpchen, wie seinerzeit bei uns. Plötzlich fiel mir ein, daß es in unserem Hause nur ein einziges Mal ausgegangen war und zwar an dem Tage, der dem Tod meines Vaters voranging, was späterhin als böses Vorzeichen gedeutet wurde. Hier aber brannte es noch und es waren auch sonst viel fromme Bilder in der Stube, was mich, den Madonnenmaler, heimisch anmutete. Mitten auf dem Eßtisch stand streng und hochgereckt ein gezimmertes Kruzifix. Bei meinem Eintritt erhoben sich zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere und mir fiel auf, daß sie mit den Händen nach einem blitzenden Gegenstand auf ihrer Brust faßten und ihn ein wenig emporhielten. Ich sah, daß es silberne Kreuze waren, welche sie an Samtbändern um den Hals trugen. Ich merkte, daß ich in ein sehr frommes Haus gekommen war und so schien es mir angemessen, nochmals das Kreuz zu schlagen und mit dem Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus“ einzutreten. Ich hatte wohl das Richtige getroffen, denn ich hörte die Worte: „In Ewigkeit Amen“ und die Frauenhände sanken von den Kreuzen herab



## Das Tier im Walde

und streckten sich mir zu freundlichem, wenn auch zurückhaltendem Gruße entgegen. Ich nannte kurz Namen und Herkunft, erzählte ohne näheres Eingehen, daß ich vom Regen im Walde überrascht worden sei und bat um Unterkunft und ein wenig warmes Abendbrot, da ich hungrig und durchgefroren sei. Der Förster meinte, sie hätten zwar schon zu Abend gegessen, aber etwas für mich würde wohl noch da sein und während die Tochter in die Küche ging, betonte ich, daß ich nicht als Bettler komme, sondern gewillt sei, meine Nahrung und Unterkunft zu bezahlen, was das Ehepaar jedoch gleichgiltig ließ. Das junge Mädchen brachte eine Schüssel Kartoffeln in dampfender Milch und ich wollte mich eben heißhungrig darüber hermachen, als mich der Vater streng verwies: „In diesem Hause pflegen wir für jede Mahlzeit Gott zu danken.“ Wiewohl ich stets von herzlicher Frömmigkeit erfüllt gewesen war, erschien mir dies Verfahren ein wenig umständlich, allein ich willfahrte dem Begehre, wobei ich bemerken konnte, daß die Blicke aller Anwesenden scharf an meinen Lippen hingen. Als ich gegessen hatte, nahm der Förster ein Licht, führte mich eine Treppe höher und wünschte mir gute Nacht. Beim flackernden Schein des Talglichts sah ich nur soviel, daß das kleine Kämmerchen einfach und sauber war, wie alles hier im Hause; auch hier fehlte ein gezimmertes Kreuz nicht. Ich entkleidete mich, warf mich ins Bett und verfiel alsbald in tiefen Schlaf.

Ich sollte mich jedoch seiner nur wenige Stunden erfreuen, denn um Mitternacht — ich konnte es mit einem raschen Blick auf meine Uhr feststellen — erwachte ich von einem furchtbaren Schrei. Ein Schrei ist im Grunde nicht das richtige Wort für das entsetzliche Heulen, von dem man nicht unterscheiden konnte, ob es von einem Menschen oder von einem Tier ausgestoßen worden war. Etwas wie rasende Verzweiflung, wie wüste Gier und wilder Triumphklang daraus. Ich konnte es mit vollkommener Deutlichkeit vernehmen, obwohl es in beträchtlicher Entfernung ausgestoßen worden sein mußte und mir gefror das Blut. Aber auch die anderen mußte es erweckt haben, denn ich hörte von unten Frauenstimmen und das Durcheinander aufgeregter Menschen. Besorgt, es könnte der Familie meines Gastfreundes etwas zugestoßen sein, fuhr ich hastig in meine Kleider und eilte hinab. Vor der Tür des Wohnzimmers vernahm ich Fetzen eines Gesprächs. „Er ist es, er ist es!“ rief jammernd eine Stimme, offenbar die der Frau, „das Unheil ist nun bis zu uns ins Haus gekommen!“ „Nein,“ erwiderte eine dunkle Stimme, vermutlich die des Mädchens beruhigend, „er ist

es nicht. Träte solch einer mit dem Zeichen des Kreuzes über die Schwelle?“ Es schien mir, als sprächen die beiden Frauen von mir und ich stieß die Türe auf. Bei meinem Eintritt ging es wie eine Erleichterung über ihre Gesichter. Mir fiel auf, daß sie vollständig angekleidet waren, aber ein wenig zerdrückt und zerzaust, als ob sie sich in den Kleidern aufs Bett geworfen hätten. Nun ging die Haustür und der Förster kam aus dem Walde zurück. Schweigend stellte er seine Büchse fort, seine Tochter blickte ihn an, er schüttelte den Kopf. Auch ich wollte reden. „Fragen Sie nicht,“ sagte er fast feierlich zu mir, „und sprechen Sie mit uns ein Gebet für eine arme Seele, deren ferneres Schicksal wir nicht mehr kennen.“ Ich wollte dennoch fragen, er aber legte den Finger an die Lippen. Dann traten wir um das Kruzifix und sprachen ein stilles Gebet. „Nun mögen Sie sich zur Ruhe legen“, sagte der Förster. „Heut' nacht wird nichts mehr Sie stören.“ Ich begab mich nach oben, aber das Bewußtsein eines rätselhaften Geschehens bedrückte mich und ich wälzte mich lange grübelnd hin und her. Endlich aber siegten Jugend und Ermüdung und ich schlief bis tief in den Morgen.

Der Regen hatte aufgehört, aber die Luft war so grau und freudlos, so wenig einladend zum Wandern, daß ich schon bereute, mich in das Abenteuer dieser Fußreise eingelassen zu haben. Unter meinem Fenster lag das zum Hause gehörige Gärtchen, aber wiewohl es sorgsam gepflegt schien, kam das Gemüse hier nur spärlich fort und keine Blume zeigte sich an den Stöcken. Der Wald stand zu hart daran und nahm ihnen die Sonne. Eine große Traurigkeit schien mir über allem zu liegen. Ich ging hinab ins Wohnzimmer, wo ich das junge Mädchen beim Aufräumen beschäftigt fand und sie brachte mir Frühstück. Ich fragte sie, ob sie und die Ihren etwas dagegen hätten, wenn ich noch einen Tag hierbliebe, da das Wetter so gar nicht zur Weiterreise locke. „Bleiben Sie nur“, sagte sie hastig. „Es ist besser für Sie, wenn Sie bleiben — und am Ende auch für uns.“ Nach dieser Aeußerung glaubte ich eine Frage über die Vorgänge der Nacht an sie richten zu dürfen, allein sie fuhr zusammen und gebot mir Schweigen.

„Mißverstehen Sie mich nicht“, sagte ich. „Es ist nicht Neugierde allein, die mich zu dieser Frage treibt, sondern es scheint mir, als wären Sie und die Ihren, ja alles ringsum im Banne eines furchtbaren Geschehens, das ich nicht enträtseln kann.“

„Fragen Sie nicht“, bat sie erbleichend. „Wenn ein Fremder danach fragt, könnte es sein, daß es...“

„Daß es...?“

„Daß es erscheint“, sagte sie zusammenfahrend.

„Diese Macht wird es wohl nicht haben,“ sagte ich, „es müßte rein ein Teufel sein oder ein böser Geist...“

„Still!“ rief sie aus. In diesem Augenblick wurden wir unterbrochen. Ein Mann im Uniformrock kam vorbei, blieb am Fenster stehen, grüßte und fragte kurz: „Es soll heut' nacht wieder was gegeben haben, sagen mir die Holzhauer.“

„Jawohl, Herr Forstinspektor“, versetzte das Mädchen knapp. Der Inspektor, ein langer magerer Mann mit blondem Backenbart und einem kalten nichtssagenden Amtsgesicht fragte weiter: „Wo ist der Vater?“

„Schon in der Früh mit dem Martin auf Suche gegangen“, sagte das Mädchen und es fiel mir auf, wie stramm und sachlich die vorhin so Erregte auf seinen Amtston einging.

„Schön. Wenn er zurück ist, soll er sich bei mir melden“, sagte der Forstinspektor und griff mit zwei Fingern an seine Kappe, da kam von der anderen Seite der Förster heran. Ich war überrascht, wie machtvoll und hochgerecht seine Gestalt wirkte, mir war das am Abend gar nicht so aufgefallen, aber sein Gesicht schien mir noch gramvoller zu sein. „Gefunden?“ rief ihm der Inspektor entgegen.

„Zu Befehl, Herr Forstinspektor.“

„Wer war's?“

„Die Sennen-Marie. Sie ist bei ihrem Geliebten, dem Holzhacker-Alois gewesen, der mit einer Fußwunde in seiner Hütte liegt und hat wohl in der Nacht den Weg hinauf verfehlt.“

„Tot?“

„Natürlich“, sagte der Förster mit einer Bitterkeit, die ganz von seinem bisherigen sachlichen Ton abwich.

„Wo?“

„Am Rockenstein.“

„Wie hat man sie gefunden?“

„Wie man sie alle findet.“

„Was soll das heißen?“ fragte der Forstinspektor scharf.

„Nach rückwärts abgestürzt, der Hals gebrochen, der Knochen durch die Schlagader gestoßen, ausgeblutet — hat man je gehört, daß das fürchterliche Geschöpf jemanden anders zugerichtet hat?“

„Nun ist's aber genug!“ rief zornig der Inspektor. „Da bemüht man sich, euch abergläubischem Volk Vernunft beizubringen und ihr bleibt bei euren Köhlermärchen. Ich weiß schon, Herr Förster,“ sagte er plötzlich in respektvollerem Tone, „daß Sie nicht zum Volk gehören — aber es ist schlimm genug, daß Sie, ein intelligenter Mensch, nichts von

Aufklärung wissen wollen. Abstürze sind in jeder Alpengegend unvermeidlich und augenblicklich knüpft ihr eure Schaudergeschichten daran. Ich glaube noch immer an die Zufälligkeit dieser Geschehnisse. Sie, als Waidmann, wissen am besten, daß sich keine Spur eines Tieres findet, und was die Menschen betrifft, so spricht auch vieles dagegen. Sollte aber ein Mensch der Schuldige sein, so wird er unserer Wachsamkeit nicht entgehen.“

„Sie wissen selbst, Herr Forstinspektor,“ sagte der Förster und sah dem andern fest ins Gesicht, „daß ein Mensch nicht der Schuldige ist.“

„Schweigen Sie und schämen Sie sich!“ rief der Inspektor und stampfte zornig mit dem Fuß. Dann richtete er seinen kalten Amtsblick auf mich, der noch immer am Fenster stand und fragte: „Wer ist der Herr?“

Ich gab Auskunft.

„Haben Sie Papiere?“

Ich hatte sie bei mir und er überflog sie. „Ist gut“, sagte er und gab sie mir zurück, wobei er seinen harten Blick nicht von mir ließ. Dann gab er dem Förster noch eine Anweisung zur Bergung der Leiche und ging. Mir fiel auf, daß er vor dem Hause plötzlich stehen blieb und ins Gebüsch griff. Ich sah dort den Drudenfuß aus Tannenzweiglein hängen, den ich am Abend vorher weggeworfen hatte. Er hob das Ding an seine Augen, lachte höhnisch und zermalmte es unter seiner Stiefelsohle zu kleinen Stücken.

Der Förster war ins Zimmer getreten und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Da haben wir die hohe Behörde!“ rief er zornig. „Das gestempelte Amtspapier ist ihnen wichtig — das Grauensvolle, das sich in unserer nächsten Nähe zuträgt, soll Zufall oder verbrecherische Menschentat sein!“

Das Mädchen war in die Küche gegangen und es schien mir nun der Augenblick gekommen, endlich zu hören, was ich zu hören brannte. Doch kaum hatte ich meine Fragen gestellt, als der Mann verschlossen wurde und sie abwies. Soviel hatte ich schon begriffen, daß die Untaten ringsum einem Wesen mit besondern Kräften zugeschrieben wurden, und blitzartig fiel mir mein unheimliches Erlebnis von gestern ein mit dem plötzlich niedergehenden, donnerlosen Blitz und dem davonjagenden fremdartigen Tier. „Es gibt wohl viele dunkle Dinge im Walde“, fragte ich.

„Sehr dunkle. Sie sind nicht nur im Walde, sie sind auf der ganzen Welt. Aber hier spürt man sie besser, weil hier Naturkräfte leben, die sonst von überall vertrieben sind.“

„Ist nicht Gott die Natur?“ fragte ich.

## Das Tier im Walde

„Welchen Gott meinen Sie?“ gab er zurück. „Es gibt viele.“

Ich sah auf das Kruzifix vor mir. „Sind das nicht heidnische Worte in einem so frommen Hause?“

„Was ist Heidentum? Auch das ist Glaube.“

„Aber ein böser.“

Er sah mich groß an. „Die Natur kennt gut und böse nicht. Hier geschieht, was geschehen muß. Das Christentum kommt nicht aus der Natur. Darum flüchten wir zu ihm, wenn wir vor Unbegreiflichem flüchten müssen — um uns und in uns.“

Ich verbarg meine Ueberraschung nicht. „Sie wundern sich über solche Worte hier“, meinte der Förster. „Im Walde lernt man über manches nachdenken. Uebrigens war ich nicht immer im Walde. Und vielleicht,“ sagte er düster, „wäre es besser für mich gewesen, ich wäre nie hergekommen.“

Ich war etwas beklommen. „Uebrigens,“ fuhr er fort, „möchte ich Sie darüber beruhigen, daß Sie sicherlich in kein heidnisches Haus gekommen sind. Ich selbst bin sogar Mönch gewesen — wenigstens Novize. Ich stamme aus einem sehr frommen Hause. Ich selbst sehnte mich nach Stille, Andacht und Beschaulichkeit. In dem Kloster, in das ich eintrat, war freilich nicht viel davon zu finden. Die Leidenschaften trugen andere Namen, aber es waren die gleichen wie in der Welt draußen. Aber selbst, wenn ich ein ideales Kloster gefunden hätte, deren es ja geben mag — ich hätte nicht bleiben können.“

Er schwieg. Ich wollte zu meinem ursprünglichen Thema zurückkehren. „Sie sprachen vorhin zu dem Inspektor von einem Wesen, das ein seltsames Ungetüm sein muß. Er schien es für eine Spukgeschichte zu halten.“

„Er ist die Behörde“, sagte der Förster verächtlich. „Ob er nicht noch Schlimmeres ist — das wird sich zeigen. Spuk freilich, davon habe ich gewiß nicht gesprochen. Das gibt es nicht. Es gibt nur einen ungeheuren Kampf zweier Mächte, die gleich stark sind.“

„Wir kennen nur die Macht unseres Gottes.“

„Unser Gott war nicht immer Herrscher hier.“

„Und doch haben Sie, Herr Förster, Ihr ganzes Haus in die Macht dieses Gottes gestellt. Sie vertrauen also auf seinen Schutz.“

„Mich wird er nicht schützen“, sagte er düster. „Denn ich habe ihm mein Wort gebrochen. Zweimal sogar. Später geschah das mit Agnes...“

Ich wagte nicht zu fragen, aber er selbst

gab mir die Erklärung. „Ich habe meine Agnes, als sie als Kind todkrank war, dem Kloster Maria von Loreto verlobt, wenn sie gesund würde. Ich habe auch dieses Wort nicht gehalten. Es geschah aus Ehrfurcht vor Gott. Das Kind war wie ich. Ich wollte keine Seele zu ihm zwingen, die nicht dazu taugte. Dennoch grollt er seitdem. Ich kann Ihnen nicht von allem Ungemach erzählen, das mich traf, bis ich vor einigen Jahren in dieser Försterei ein Asyl fand. Das Kruzifix hier hat keine Macht. Gott läßt sich nicht bestechen. Er schützt uns nicht.“

„Gott ist gütig.“

„Jede Gottheit ist streng und grausam“, sagte er. „Sonst wäre es keine Gottheit.“

„Gott ist die Liebe.“

„Gott ist der Haß.“

„Und dennoch flüchten Sie zu ihm?“

„Wohin denn soll man flüchten — vor dem Unbegreiflichen in sich?“

Er stand vor dem gezimmerten Kruzifix. Mir war es, als ob er und der Gekreuzigte einander messen würden als Feinde. Mich überlief es.

Die Försterstochter kam herein und stellte eine Schüssel mit Essen vor den Vater hin. Und er, der noch eben Worte gesprochen, die mehr als Zweifel waren, schlug fromm das Kreuz und murmelte ein paar Gebetsworte, ehe er den Löffel zum Munde führte.

Zum ersten Male sah ich Agnes näher an und sie schien mir schön. Sie war schlank mit feinen Gliedern, ihr Gesicht fremdartig, dunkel und zart. Ueber der Nasenwurzel stießen die Brauen zusammen, was nur bei Menschen der Fall ist, die zu merkwürdigen und dunklen Schicksalen bestimmt sind. Nein, ins Kloster hätte sie nicht gepaßt. Sie schien anders, als die jungen Mädchen, die ich sonst kannte, sie sprach wenig und es war etwas um sie, was mir geheimnisvoll und anziehend schien.

Nun trat eine für mich neue Figur in das Bild und das war der Jagdgehilfe Martin, ein großer, schwarzäugiger und im übrigen auffallend hübscher Bursche, dessen Lebhaftigkeit mich ein wenig an meinen im Tal zurückgebliebenen Gefährten erinnerte, an den ich, weiß Gott, jetzt zum ersten Male wieder dachte. Der Forstgehilfe hatte von meiner Ankunft schon gehört und sprach seine Freude darüber aus, daß mir bei diesen Zeitläuften nichts Schreckliches passiert sei. Dabei schoß er einen spöttischen Blick nach dem Förster hinüber, der jetzt schweigend seine Pfeife rauchte. Er selbst sei wenig im Hause, das ausgedehnte Revier mache seine Anwesenheit an entfernten Punkten desselben nötig, und er habe sich da und dort ein paar Schlafstellen errichtet, da seine



Spezialität das Abfassen von Wild- und Holzdieben sei. Agnes hatte bei seinem Eintritt das Zimmer verlassen, nun kam sie zurück und stellte schweigend sein Essen vor ihm hin. Auf den ersten Blick war zu merken, daß zwischen den beiden ein etwas gespanntes Verhältnis bestand, denn er dankte ihr mit einer ironischen und übertriebenen Höflichkeit, die sie mit völliger Nichtachtung erwiderte, doch fiel mir der mißtrauische Blick auf, den sie zuweilen nach ihm sandte. Dann schickte er sich mit entschiedener Abneigung an, die hier üblichen Gebetsworte zu murmeln, ehe er sein Essen verzehrte. Agnes ging wieder in die Küche, der Förster in seine Gewehrkommer und Martin, der inzwischen seine Mahlzeit beendet hatte, forderte mich auf, mit ihm zu kommen. „Sie sind da in ein nettes Tollhaus geraten“, sagte er, als wir nebeneinander hinschritten.

„So toll kann ich es just nicht finden“, meinte ich.

„Der Alte wird Ihnen wohl allerhand wunderliche Ammenmärchen aufgetischt haben.“

„Er hat mir eigentlich nichts über die seltsamen Vorgänge gesagt.“

„Seltsam sind sie in der Tat, aber nur, weil wir die natürliche Erklärung noch nicht haben. Sie wird aber wohl kommen. Ein wildes Tier, das müssen Sie dem Jäger schon glauben, fällt sein Opfer anders an, auch fehlt uns jede Spur, die selbst in diesem Regensommer, wo die elastische Schicht der feuchten Tannennadeln uns ungünstig ist, doch nicht zu verwischen wäre. Daß ein Mensch der Schuldige ist, wäre schon eher denkbar, aber auch der Mensch könnte seine Spur nicht verwischen. Ueberdies hätte ein solcher auch seine Opfer nicht im Besitz ihres Geldes und Schmuckes gelassen, wie es immer der Fall war. Selbst die arme Sennen-Marie hat ihr dünnes silbernes Kreuzlein noch umgehabt, das ihr ein Mensch sicherlich abgerissen hätte; denn auch ein Wahnsinniger wäre vermutlich von seinem Blinken angezogen worden.“

„Sie hat ein Kreuz gehabt und es hat sie nicht geschützt?“

„Leider nicht, wie Sie sehen. Die einzige natürliche und vernünftige Erklärung ist es, hier an böse Zufälle zu glauben, wie sie ja oft reihenweise vorkommen. Der Schrei des Abstürzenden aber tönt, durch das Echo vergrößert, schrecklich genug. Das meint unser Forstinspektor auch. Der Inspektor ist ein tüchtiger und vernünftiger Mann, der sich und den andern keine Mätzchen vormacht, er mag das phantastische Wesen nicht und er steht sich nicht sonderlich gut mit dem

Förster, den er als vornehmen Dilettanten betrachtet, welches Mißtrauen der Förster fühlt und ihm zurückgibt. Es ist nicht gut, wenn sich allzuviel Aberglauben festsetzt, der im Walde schon groß genug ist. Der Förster spricht in seiner Art nicht viel anders, als der alte Köhler-Michel, dessen Meiler Sie dort unten rauchen sehen. Ist nicht schon seine Art, sich mit Heiligenbildern zu umgeben und keinen Bissen ohne Augenverdrehen zu sich zu nehmen, mehr als töricht? Das ist nichts für uns junge Menschen, die wir Freiheit, Wahrheit und Aufklärung wollen. Das meint auch der Forstinspektor. Ich bin darum froh, daß ich nicht viel im Hause bin.“

„Nun sagen Sie mir aber endlich: wen bezichtigt der Förster der Verbrechen? Wer ist das Ungetüm, dessen Name nie genannt wird?“

„Ach“, sagte der hübsche Bursche und wurde ein wenig rot, „davon soll man lieber nicht sprechen. Nicht daß ich mich davor fürchte, Gott behüte, ich habe Ihnen doch eben gesagt, wie aufgeklärt ich bin. Aber zwischen Johannismacht und Tag- und Nachtgleiche muß man im Walde nicht über alles reden. Besonders nicht an so eigentümlich grauen Tagen wie sie jetzt sind.“

„Also sind auch Sie abergläubisch?“

„Gott bewahre! Aber der Wald hat seine Gesetze. Man fügt sich ihnen, auch wenn man nicht an sie glaubt. Ich glaube vor allem an meine Kraft und Jugend“, sagte er und ballte die Fäuste.

Durch irgendeine Verbindung glitten meine Gedanken zur Försterei zurück. „Was für ein schönes Mädchen die Försterstochter doch ist!“ sagte ich. „Man merkt gleich, daß sie nicht von hier stammt. Sie sieht so fremdartig aus.“

„Finden Sie sie schön?“ fragte der Forstgehilfe und bemühte sich, die Lippen zu kräuseln. „Nun ja, wer für aparte Fratzen schwärmt, für den mag diese da schön sein. Hier im Walde ist übrigens ein viel besserer Mädchenschlag als sonst in der Gegend. Die arme kleine Sennen-Marie, die heute nacht starb, war viel hübscher als die hochmütige Förstersjungfer, kann ich Sie versichern.“ Sein mißmutiges und gereiztes Gesicht verriet mir abermals, daß es zwischen ihm und der Försterstochter etwas gegeben haben mußte.

Wir waren derweil auf die Lichtung hinausgetreten, wo der Meiler rauchte und hörten erregte Stimmen. Von der Höhe seiner sechs Fuß herab donnerte der Forstinspektor ein uraltes verhuzeltes Männlein an, das sich aber durchaus nicht einschüchtern ließ, daß es nur halb so groß war wie jener, son-

dem tapfer zu ihm hinaufsetzte. Es war zu entnehmen, daß der Inspektor den Köhler-Michel dabei betroffen hatte, irgendeine neu-eingeführte Sicherheitsmaßregel unterlassen zu haben, während der Alte versicherte, er behandle seinen Meiler, wie er es seit sechzig Jahren getan, ebenso wie sein Vater und Großvater, und noch niemals sei ein Waldbrand entstanden. Keiner schien geneigt nachzugeben, bis der Inspektor unter Androhung einer strengen Strafe die Unterhaltung abbrach, den Forstgehilfen zu sich winkte und mit ihm davonging. Mich beachtete er weiter nicht und ich blieb mit dem Alten allein.

„Der Teufel!“ murmelte der Alte, indem er um seinen geschmähten Meiler herumging. „Dieser Teufel! Glaubt er, ich wisse nicht, wer er ist? Aber seine Zeit wird schon kommen!“

Ich besichtigte den Meiler mit Interesse, denn dergleichen war mir aus meiner Kinderzeit noch in Erinnerung. Ich sah die Pfähle, um die das Holz ungefügt aufgeschichtet war und die Schicht von Gras und Erde, die es bedeckte — nach den Wünschen des Inspektors offenbar nicht dicht genug. Dabei fiel mir ein, daß mir dieser uralte waldvertraute Mann wohl manches über die Vorgänge hier würde verraten können und ich fragte ihn.

„Freilich,“ nickte er, „freilich. Ich bin achtzig. Ich weiß mehr als andere. Aber jetzt nicht, Herr. Es geht auf Mittag. Da haben sie wieder Macht.“

„Wer hat Macht?“

„Mittag ist keine gute Stunde im Walde. Da sind wieder andere da, die Wärme brauchen — aber man soll ihnen auch nicht trauen, so wenig wie denen vom Nebel. Aber morgens, wenn die Sonne ein paar Stunden am Himmel steht, da kann der Herr kommen und fragen. Ich bin achtzig, Herr, ich habe immer hier gelebt und mein Vater und Großvater auch. Ich weiß viel, Herr. Aber es ist besser, der Herr kommt bei Sonnenschein.“

Ich drückte ihm ein Päckchen mit Schnupftabak in die Hand und wußte nun wenigstens, wo ich mir Auskunft über so manches holen könnte, was mich bedrängte.

### III.

Es machte sich ganz von selbst, daß ich im Försterhause blieb. Das Wetter schien feucht und neblig bleiben zu wollen. Mir war es hier, trotz all des Unheimlichen oder vielmehr deswegen, seltsam vertraut geworden. Ich bat den Förster, als zahlender Gast noch eine Weile in seinem Hause

weilen zu dürfen und er hatte nichts dagegen; der Försterin schien es sogar lieb zu sein. Was aber Agnes anbelangte, an der mir am meisten gelegen war, so hatte ich ihre Zustimmung ja schon empfangen. Ich sandte durch einen Holzknecht, der zu Tale ging, einen Brief an meine Mutter und Botschaft an meinen Freund, daß ich meine Pläne geändert hätte und ihn bitte, sich in keiner Weise nach mir zu richten. Um nicht müßig zu gehen, hatte ich meinem Ränzel das Malgerät entnommen, das ich neben ein paar Elfenbeinplättchen fürsorglich mit eingepackt hatte und begann, ein Madonnenbildchen zu malen. Es sollte ein Gastgeschenk für die Försterstochter sein und es schien mir ein guter Einfall, die Mutter Gottes ein wenig nach ihrem Antlitz zu bilden, doch das wollte nicht recht glücken; denn ihr dunkles, scharf- und feingeschnittenes Gesicht und die strenge Linie ihrer Brauen waren zu verschieden von der blonden Holdseligkeit, die ich meinen Madonnen bisher verliehen hatte. Auch mußte ich nach dem Gedächtnis arbeiten, und obgleich es mir schien, als habe mein Auge ihr charakteristisches Gesicht bis ins kleinste erfaßt, so entglitt es mir doch immer wieder, wenn ich in meiner Stube saß. So verbrachte ich viele Regenstunden des Nachmittags müßig und doch gefesselt.

Nachts blieb alles still. Schon beim Abendessen herrschte eine ruhigere Stimmung; denn das Unheimliche ereignete sich nie zwei Nächte hintereinander, versicherte mir die Försterin und so würden sie sich heute alle ruhig auskleiden und zu Bette gehen. Der Forstgehilfe Martin schlief heute im Hause, er hatte seine Kammer neben der meinen und durch die Wand hörte ich seine tiefen gesunden Atemzüge. Als ich am nächsten Morgen eine blasse Sonne ein wenig kraftlos durch den Nebel scheinen sah, schien mir der Augenblick gekommen, meinen Köhlerfreund aufzusuchen.

Er wartete schon auf mich. „Die Stunde ist gut“, sagte er, „die Sonne scheint. Die, von denen ich reden will, lieben nur den Nebel und die Nacht. Zu Mittag gibt es dann wieder andere, bocksfüßiges, landfremdes Gesindel, mit dem ich auch nichts zu tun haben möchte. Um diese Stunde aber geben sie alle Ruhe. Der Herr möge Platz nehmen und sich nicht daran kehren, daß der Baumstumpf rußig ist. Und wenn er mich hören will, will ich berichten, was ich von Vater und Großvater weiß.“

Es gibt ein uraltes heidnisches Tier in unsern Wäldern, dessen Namen man nicht nennen soll. Es ist aber das Böse und Gefährliche dieses Tieres, daß es sich bei Tage

in Menschengestalt verwandeln kann, vielmehr: es ist ein Mensch und nur alle sieben Jahre zwischen Johannisnacht und Tag- und Nachtgleiche verwandelt es sich in einen riesigen Wolf, größer als ein Menschenauge ihn je erblickt, plump und schwer, doch von so geisterhafter Raschheit und Leichtigkeit des Laufes, daß er keine Spuren zurückläßt. Wenn es finster wird, muß er Menschen anfallen und töten, doch nicht indem er sie zerfleischt, sondern indem er ihnen das Genick bricht und ihr Blut aufleckt. Das gibt ihm dann Kraft für einen Tag oder mehrere. Je mehr es auf den Herbst zugeht, desto größer wird seine Gier; es ist, als wollte er seine Zeit noch ausnützen. Der Mensch aber, der er bei Tage ist, weiß von all dem Schauerlichen nichts. Er kann herumgehen, wie der Herr und ich und jede Erinnerung an sein schauriges nächtliches Wesen fehlt ihm. Dieses furchtbare Tier ist ein Geschöpf des Heidengottes und ihm untertan. Das Christentum hat keine Macht über ihn und das heilige Zeichen des Kreuzes fürchtet er nicht. Nur eins hat Macht über ihn — der Drudenfuß, denn das ist ein Zeichen des Heidengottes, seines Gottes. Wer den Drudenfuß an sich trägt, dem tut er nichts. Der Herr sieht dort an meiner Hüttentür den eisernen Drudenfuß hängen? Mein Großvater hat ihn gehämmert und nachts brächte mich keiner ohne ihn in den Wald. Mir ist das furchtbare Tier auch noch nie begegnet, trotzdem ich sein Lustgeschrei habe gellen hören. Trifft es auf einen, der dies Zeichen an sich trägt, dann geht sein Zorn als ein Blitzstrahl in die Erde nieder, dem kein Donner folgt, und das betrogene Tier rast davon und sucht sich ein anderes Opfer.“

Mir wurde kalt.

„Nun wird der Herr fragen,“ fuhr der Köhler fort, „warum denn nicht alle Menschen, wenigstens soweit sie hier aus dem Lande sind, einen Drudenfuß bei sich haben? Das kommt daher, weil sie uns Köhlern nicht glauben, sondern lieber den Priestern. Sie meinen, ihr Kreuz schütze sie genug. Aber das ist ganz falsch. Denn der Christengott kommt aus dem fernen Asien, und was unsere Wälder sind und wer darin herrschte, woher soll er das wissen? Er ist ein fremder Gott, der hier nie recht heimisch geworden ist und darum schicken die alten Götter, die vertriebenen, noch zuweilen ein Wesen aus, das ihnen untertan ist. Die Pfaffen nennen das den Teufel. Das ist aber unrichtig. Es gibt keinen Teufel. Es gibt nur vertriebene Götter.“

„Kann nichts das unselige Geschöpf erlösen?“

„Eine Erlösung gibt es. Wenn das liebste

Wesen, das er als Mensch hat, das Furchtbare errät, was dem Menschen selbst verborgen ist, sowie er wieder seine Menschengestalt angenommen hat, und sich ihm freiwillig zum Opfer bringt. Aber das ist selten, Herr. Woher soll ein anderes wissen, was jener selbst nicht weiß, was er bei Tage hinter einer ganz anderen Art verbirgt? Wie wollte ein Wesen, das liebt, dem anderen solches zutrauen? Aber wenn es doch geschieht, dann ist das furchtbare Geschöpf erlöst — nicht in dem Sinn, Herr, daß es nun in den Himmel kommt und mit den Engeln Psalmen singt. Sondern so, daß die urewigen Mächte, die es ausgeschickt haben, es wieder zu sich nehmen in ihren Schoß. Ob es dann zur Ruhe kommt, ob es in fürchterlichem Jagen über die Erde hinbraust, ob es in ein stilles Schattenreich eingeht — das weiß niemand zu sagen.“

„Kann keiner das Tier töten?“

„Es ist unverwundbar, Herr, aber man dürfte es auch nicht. Es ist ein heiliges Tier.“

„Heilig? Dieses Scheusal!“

„Es ist heilig, weil es alles Böse, alles Uebel, alle Schuld auf sich nimmt. Man kann das Tier töten, solange es ein Mensch ist. Denn der Mensch, der von all dem Bösen in sich nichts weiß, der herumgeht und scheint, wie alle anderen, der ist tödenswert. Aber wenn das Böse lügenlos und ohne Verstellung aus ihm herausbricht, dann ist es heilig.“

„So haßt ihr also auch den Menschen nicht, der in dieser Gestalt nur Hülle ist für Böseres?“

„Ob ich ihn hasse?“ flüsterte der Alte, „ob ich ihn hasse? — Still“, sagte er mit einem Male und preßte meine Hand. „Ich wußte es ja.“

Hinter der Köhlerhütte war der Forstinspektor plötzlich hervorgetreten. „Ich wollte nur sehen, verehrter Greis,“ sagte er, „ob Ihr Euch heute besser meinen Anordnungen gefügt habt. Ich habe meine strengen Instruktionen von der Regierung und wir haben keine Lust auf Waldbrände, wie sie drüben im Oberösterreichischen wüten. Der Herr ist noch hier?“ fragte er, seinen harten Blick auf mich richtend. „Ich dachte, er wäre nur auf der Durchreise.“

„Ich gedenke noch einige Tage zu bleiben“, sagte ich kalt, „und es dürfte mich niemand daran hindern können. Meine Papiere sind in Ordnung.“

„Der Herr muß nicht viel zu tun haben“, meinte der Inspektor höhnisch, „und auch keinen sehr guten Geschmack, wenn er sich von einem alten Köhler allerhand Märchen aufbinden läßt. Leider hat die Behörde noch

## Das Tier im Walde

kein Mittel gefunden, aber es wird wohl welche geben, der allgemeinen Verdummung zu steuern. Vorläufig wird sich der Michel seines Meilers wegen vor einer Sicherheitskommission zu verantworten haben. Ich wünsche eine gute Unterhaltung." Er hob zwei Finger nachlässig an seine Mütze und ging.

„Das Scheusal!“ murmelte der Alte und ballte seine fleischlosen Fäuste hinter ihm her. „Das Scheusal!“ Ich richtete einen festen Blick auf ihn: „Ist ers?“

Der Alte knickte zusammen und sandte einen angstvollen Blick nach der Richtung, in der der Inspektor verschwunden war. „Herr, wer kann das wissen? Wer darf das sagen?“ Und obgleich er eben von der Nutzlosigkeit des Kreuzzeichens gesprochen hatte, schlug er es doch aus alter Gewohnheit. Er schien verschreckt. Es war nichts mehr aus ihm herauszubringen. So drückte ich ihm ein paar Münzen in die Hand und sah ihn, als ich ging, eifrig an seinem Meiler herumarbeiten. Die Behörde schien ihn doch noch mehr zu erschrecken als die alten Götter.

Was ich gehört hatte, hatte mich natürlich berührt, aber nicht so stark, wie ich erwartete. Das Phantastische der Erzählung schien mir doch zu offenbar. Es mochte sein, ich hatte es ja selbst erlebt, daß ein fremdartiges und gefährliches Tier sich im Walde zeigte, dessen Anwesenheit selbst den Jägern Rätsel aufgab. Ich erinnerte mich, einmal gelesen zu haben, daß eine Löwin irgendwo aus einer Menagerie ausgebrochen war und lange Zeit eine sonst friedliche Gegend unsicher gemacht hatte. Etwas Aehnliches mochte sich hier ereignet haben und alles andere, was darum gesponnen wurde, war vermutlich ins Reich der Legende zu verweisen. Dennoch schien hier etwas merkwürdig Unwirkliches in der Luft zu liegen. Die Sonne war wieder hinter Nebeln verschwunden, im Walde roch es moderig und ich fragte mich, ob es in diesem Lande überhaupt anderes Wetter geben könne als Regen. Die Bäume waren von Nebeln umhüllt, ganz weich und doch bizarr in ihren Formen, der Blick ins Weite war abgeschnitten und nur Schatten tauchten aus dem milchigen Dämmer herauf. Mir schien es, als hätte ich den Wald vordem nie so recht gesehen; denn woran ich mich erinnert, wonach ich mich gesehnt hatte, das waren die großen Prunkstücke der Natur gewesen, der brennende Untergang der Sonne oder ihr Flimmern auf dem Moosboden. Dies war alles ganz anders, auch auf Bildern hatte ich es nie gesehen und ich wurde plötzlich traurig, denn ich hieß zwar ein Maler, aber ich wußte, daß meine bescheidene, kleine und enge Kunst

nicht für solche Dinge reichen würde, diese Kunst, die streng an das Herkommen gebunden und zu schwach war, sich und anderen neue Wege zu erschließen.

Als ich zum Försterhause kam, sah ich Agnes am Wohnstubenfenster sitzen, einen großen Korb Flickwäsche vor sich. Sie aber blickte nicht auf die Arbeit in ihren schmalen braunen Händen, sondern starrte gedankenvoll ins Leere. Zum ersten Male fiel mir auf, daß ihre Augen blau waren; ich hatte sie immer für schwarz gehalten, weil sie so tief lagen und ihr Blick so dunkel schien. Ich faßte mir ein Herz, trat ins Zimmer und sprach eine Bitte aus: Ich hätte mein Skizzenbuch bei mir, ob sie mir nicht eine halbe Stunde sitzen wolle? Sie möge ruhig ihre Arbeit fortsetzen und tun, als wäre ich nicht da. Es genüge mir, wenn ich mir den Schnitt ihrer Züge einprägen und mit dem Bleistift ein wenig fixieren dürfe.

„Nein“, sagte das Mädchen freundlich aber fest. „Das will ich nicht haben.“

Ich fragte nach dem Grunde.

„Wer mein Gesicht wegträgt, stiehlt mir ein Stück von mir. Mein Gesicht gehört mir, es ist das einzige, was ich ganz zu eigen habe. Es ist nur einmal da und soll nicht abgemalt werden.“

„Das ist eigentlich eine Ansicht, die aus dem Orient stammt“, sagte ich, „wo die Religion die Nachbildung des Menschenangesichts verbietet. Unser Glaube hat nichts dagegen.“ Und ich wies auf die vielen Heiligenbilder im Raum.

„Man hat sie ja nicht gefragt“, sagte das Mädchen achselzuckend. „Sie haben sicherlich auch nicht so ausgesehen. Und täten sie es selbst — ich mache mir nichts aus Bildern, weil sie mich zu einer Vorstellung zwingen wollen, zu der ich mich nicht zwingen lasse.“

Das tat mir, dem Madonnenmaler, weh, besonders wenn ich an das Bildchen dachte, mit dem ich sie hatte erfreuen wollen. Und zu gleicher Zeit überraschte es mich als ein neuer Beweis jener ketzerischen und hartnäckigen Selbständigkeit, die sich in diesem Hause hinter hingebendster Frömmigkeit verbarg.

So blieb mir nichts übrig, als oben auf meinem Zimmer unlustig an meiner Madonna herumzustricheln, aber alle Freude daran war mir vergangen und schließlich fing ich eine andere in meiner alten Manier an, die ich nach Hause mitnehmen und verkaufen konnte. Ich war nur ein Kunsthandwerker, das wurde mir klar und meine Miniaturen würden mit der Mode leben und sterben. Vielleicht grub sie in hundert Jahren ein Sammler als Kuriosität aus, aber mit der Kunst hatte diese

liebliche Glattheit nichts zu tun. Das empfand ich erst ganz in dieser Welt, die wild, zerrissen und verworren schien, und es verbesserte meine Stimmung nicht.

Auch die anderen schienen im Laufe des Tages unruhiger zu werden und obgleich sich das Leben in den nun schon gewohnten Formen abspielte, die Frauen ihre Hausarbeit taten, die Männer die Geschäfte des Dienstes verrichteten, war irgendwo ein magnetischer Strom, der an den Nerven riß. Martin meinte, es liege in der Luft, sie sei mit Elektrizität geladen und ein Wetterwechsel stünde bevor. Ein tüchtiger Sturm, ein ordentlicher Schneefall und es würden Herbsttage von unvergleichlicher Schönheit kommen. Einstweilen lagen aber noch dunstige Schleier über der Gegend und die Oellämpchen mußten früher entzündet werden als sonst um diese Zeit.

Die Abendmahlzeit war ausführlicher als gewöhnlich und ich konnte beobachten, wie sehr Vater und Tochter aneinander hingen. Sie schienen Geschöpfe einer Welt und eines Willens zu sein. Nach ihrer kargen Art gingen wenige Worte zwischen ihnen hin und her, aber zuweilen ruhten ihre Augen mit einem Blick vollkommenen Verstehens ineinander, in den sich von Agnes' Seite etwas wie Angst mischte; denn der Förster hatte etwas Verfallenes an sich. Martin saß mißvergnügt dabei; es war kaum zu verkennen, daß die Förstertochter seinem Herzen nähergestanden haben mußte und daß sein Schmerz und Aerger über eine Zurückweisung noch lebendig war, die er unter einem künstlich unbefangenen Wesen zu verbergen trachtete. Die Mutter schien auf seiner Seite zu stehen und nicht recht zu begreifen, was die Tochter an dem hübschen Burschen auszusetzen gehabt hatte. In das innige Verhältnis zwischen Vater und Tochter war sie offenbar nicht zugehörig, obgleich man ihr mit aller Hochschätzung begegnete. Mit ihrem völligen Aufgehen im Nächsten erinnerte sie mich ein wenig an meine gute Mutter, deren Einblick in die Seelen auch kein sehr tiefer war. Sie war offenbar einmal sehr schön gewesen und schien es nicht recht verwinden zu können, daß sie dereinst in größeren Umständen geliebt hatte. Den Wald liebte sie nicht und fand ihn unheimlich. In all den Jahren ihres Hierseins war sie nur draußen gewesen, wenn es unbedingt sein mußte. Die Tochter dagegen liebte den Wald leidenschaftlich und ihre kargen Worte strömten dichter, wenn sie von weißen Mondscheinnächten im Winter sprach, in denen man nur das Rieseln des Schnees vernehme oder vom Harzduft, wenn man an sonnigen Lichtungen unter den Bäumen im Erikagebüsch lag. Dann habe sie oft gemeint, den Ton einer Weidenpfeife zu

hören und zottige bocksfüßige Wesen umhertollen zu sehen. Unwillkürlich erinnerte ich mich an des Köhler-Michels Worte von dem landfremden Gesindel. Martin meinte etwas spöttisch, soweit er sich aus der Schule entsinne, in der er freilich nicht sehr weit gekommen sei, glaube man an solche Wesen im Süden, aber nicht hier, worauf Agnes ernsthaft den Kopf schüttelte und meinte, das gäbe es überall. Jetzt freilich, meinte sie mit einem liebevollen Vorwurf zu ihrem Vater hin, halte dieser sie beständig davon zurück in den Wald zu gehen, wiewohl sie schon bewiesen habe, daß sie nichts fürchte und im Winter vor zwei Jahren mit eigener Hand einen Wolf erlegt habe, wovon der Vater viel Rühmens gemacht hätte. Sie fürchte das Unheimliche nicht, wenn man ihm entgegengehe, nur wenn man darauf warten solle, das zerre an den Nerven. Es liege ihr viel besser, mit der Büchse draußen herumzustreifen, als Strümpfe zu stopfen, und obwohl sonst die Mutter sie zu solcher Tätigkeit angehalten habe, sei es jetzt der Vater, der sie beständig zu häuslicher Arbeit veranlasse. Der Förster meinte, zum Walde gehöre der Sonnenschein; in Nebel und Regen hätte sie nichts draußen verloren. Martin stimmte lebhaft zu und verwies auf die Sennen-Marie, die im Lande aufgewachsen sei und doch in der vorletzten Nacht Weg und Steg verloren habe, und indem man bei dieser Erinnerung angelangt war, senkte sich Dumpfes und Trübes auf uns alle herab.

Martin schlug vor, um dieser Stimmung auszuweichen, sie möchten doch ein zweistimmiges Lied singen, wie in alten Zeiten. Es sei hier jetzt niemandem nach Singen zuzumute, sagte Agnes abweisend. Es könnte ja ein frommes Lied sein, meinte Martin und fügte spöttisch hinzu, freilich müsse sie dann auf seine Mitwirkung verzichten, denn in solchen Liedern sei er nicht zu Hause. Agnes schüttelte den Kopf; als ich jedoch sehr darum bat, ließ sie sich bewegen und nahm die Laute von der Wand. Sie ließ die Finger über die Saiten streichen und dann begann sie mit ihrer dunklen Stimme, halb sprechend und halb singend jenes Lied, von dem ich noch heute jedes Wort so genau weiß, als hätte ich es nicht einmal, sondern oft und oft von ihr gehört:

#### Gesang des Erzengels.

Maria, seit ich dir dein Glück verkündet,  
Hat sich die Welt so seltsam mir gewendet,  
Daß ich entgöttert stehe und geblindet  
Von jenem Licht, das rings um dich entzündet!

## Das Tier im Walde

O Leid der sündenlosen Seligkeit!  
O Schmerz, in lilienweißer Glut zu brennen!  
Nur schimmernde Unendlichkeit zu kennen,  
Die tränenlose — fern von Raum und Zeit!

Nie kann ein Schmerz zu unsrer Höhe  
dringen,

Den Namen „Mutter“ nennt der Engel nie.  
Ich schweb' in eisesklarer Harmonie,  
Maria — und muß singen! und muß singen!

„Das ist kein frommes Lied“, versetzte der Förster, als sie geendet hatte. „Dies Lied drückt die Sehnsucht eines seligen Geistes nach einer ganz anderen Seligkeit aus, als sie ihm beschieden ward. Dies ist ein Lied irdischer Sehnsucht.“ Er erhob sich zum Zeichen, daß es Zeit für uns alle sei, uns zur Ruhe zu begeben.

Ich hatte den Vorschlag machen wollen, ob man den Abend bis zur kritischen Stunde nicht beisammen bleiben und so einander die allgemeine Unruhe erleichtern wolle. Allein es schien niemand auf Geselligkeit gestimmt zu sein und so unterließ ich es. Ich nahm mir jedoch vor, auf meinem Zimmer zu wachen. Allein das Licht schien trüb, an Lesen oder Arbeit dabei war nicht zu denken. Draußen stand der Nebel in dichten Schwaden. So legte ich mich in den Kleidern aufs Bett, nahm mir vor, wach zu bleiben, hörte im Halbschlaf den Forstgehilfen in den Nebenraum tappeln und schlief dennoch ein.

Ich träumte, daß in der Höhe meiner Brust ein dicker, weiter, eiserner Ring um mich schwebe, der jedoch immer enger zu werden schien. Ich wollte mich bücken, um ihm zu entschlüpfen, da senkte sich auch der Ring und schnellte wieder empor, als ich mich aufrichtete. Immer enger schien er zu werden und mit Entsetzen sah ich den Augenblick kommen, wo er meine Brust zusammenpressen würde. Schon spürte ich das Eisen an meinem Körper, schon klemmte er mich zum Ersticken, da schrie ich auf und erwachte. Aber ein viel fürchterlicherer Schrei antwortete von draußen dem meinen. Es war wieder jenes entsetzliche Heulen, das ich schon einmal vernommen, in das sich ein kurzes Geräusch wie ein Schuß mischte, der es aber nicht zum Verstummen brachte. Mit zitternden Händen machte ich Licht. Wieder hörte ich unten die aufjammernden Frauenstimmen und ich eilte hinab. Da fiel mir ein, daß ja noch ein Gefährte im Hause sei und unwillkürlich machte ich vor Martins Kammer Halt und leuchtete hinein. Er war nicht da. Sein Bett war zerwühlt, er aber war fort. Irgend etwas gab mir einen Schlag aufs Herz. Verstört trat ich in die Wohnstube,

wo ich die beiden Frauen fand. Die Försterin hatte sich die Zeigefinger in die Ohren gestopft, obgleich nichts mehr zu hören war und jammerte laut. Agnes suchte sie zu beruhigen. „Martin ist nicht da“, sagte ich leise. Wir wechselten einen Blick. Der gleiche Gedanke stand in unseren Augen geschrieben. „Vielleicht hat er Dienst?“ fragte ich weiter. „In diesem Teil des Reviers besorgt der Vater den Dienst allein“, erwiderte das Mädchen. Wir schwiegen beide. Es schien mir, als ob die Heiligenbilder von den Wänden höhnisch auf uns niederblickten und ich dachte daran, wie widerwillig der schwarzäugige Bursche ihnen Ehrfurcht erwiesen hatte.

Nun ging die Tür draußen und der Förster kam aus dem Walde zurück. Schweigend trat er an das Kruzifix. Wir taten desgleichen. Nie habe ich inbrünstiger gebetet und es schien mir, als täten es die anderen ebenso und als sei nie eine dichtere Wolke von Andacht und Fürbitte zu der Gottheit emporgestiegen, die solche Dinge geschehen ließ oder sie nicht hindern konnte.

Wieder lag ich oben lange wach. Angestrengt wartete ich, ob mein Nachbar, an den ich jetzt nur mit Grauen dachte, den Weg ins Haus zurückfinden werde, aber ich hörte nichts. Durch das kleine Fenster drang eisige Kälte von draußen, unwillkürlich kroch ich tiefer in meine Decken und schließlich schlief ich ein.

Am nächsten Morgen zeigte sich mir ein zauberhaftes Bild. Der Wald war voll Schnee. Es war freilich nur leichter Spätsommerschnee und er schmolz rasch, als die Sonne auf den bereiften Christbäumen glitzerte. Zum ersten Male hörte ich die Vögel singen, was ich hier bisher noch nie vernommen. Ein herbstlicher Tag von leuchtender Klarheit stieg herauf, die Aeste schimmerten in so tiefen Farben und ein solcher Perlmutterglanz lag über all der feuchten Frische, daß es mir schien, als sei der erlebte Nachtspek nur törichte Einbildung. Wie doch ein bißchen Sonnenschein die Welt verändert! Ich beugte mich tief aus dem Fenster, die Luft war kalt, rein und würzig. Und plötzlich stieg eine Sehnsucht in mir auf: Ich sah Agnes, wie sie sich mir am Tage vorher dargestellt, schlank und mutig mit der Büchse in der Hand im Walde umherstreifen. Die Büchse freilich brauchte jetzt just nicht dabei zu sein. Ich wollte nur an ihrer Seite durch den Wald gehen und ihre dunkle Stimme hören. Rasch ging ich hinunter. Auch das Wohnzimmer schien ganz verändert vom Sonnenlicht, freilich sah man auch manche Abnützung besser, welche die Zeit dem Hausrat zugefügt hatte. Diesmal brachte mir die Försterin das Frühstück, was

mich ein wenig enttäuschte. Diese Frau schien auch vom Sonnenlicht nicht verändert. Sie bat um Entschuldigung, daß sie keine frische Milch habe; seit ihre Ziege eingegangen sei, und hier oben gehe ja alles ein, sei sie auf eine Bäuerin von der Alm angewiesen, die aber, von den Gerüchten wohl erschreckt, ausgeblieben sei. Der Milchmangel schien sie

mehr zu bedrücken als alles sonstige Geschehen. Sie klagte über das Dasein hier

genau um ihre feine Gestalt legte. Ich begrüßte sie und machte meinen Vorschlag. Ihre Hausarbeit werde nicht darunter leiden, wenn sie einmal ein halbes Stündchen liegenbliebe. Und ihr Vater werde gegen einen Spaziergang durch den Wald auch nichts einzuwenden haben, jetzt, wo die Sonne schien.

„Ja, sie scheint“, sagte sie und sah mich aus ihren dunkelumsäumten Augen ernsthaft an. „Aber tut sie es auch für uns?“

Ich meinte, das täte die Sonne für jeden. Sie schüttelte den Kopf. „Sie lassen sich von dem bißchen Geglitzer blenden — und müßten doch fühlen, daß wir alle unter einem schweren Schicksal stehen, das mit jedem Augenblick der Katastrophe näherückt.“



*Sie ließ die Finger über die Saiten gleiten.*

und sprach die Hoffnung aus, daß irgend ein günstiges Schicksal ihrer Tochter ein Leben in der Stadt bescheren möge. Ob sie das nun gedankenlos gesagt hatte oder mütterliche Schlaueit sich darin aussprach, weiß ich nicht, aber jedenfalls drückte sie Dinge aus, die unaufhörlich in meinen Gedanken kreisten und das machte mir die sonst ein wenig langweilige Frau sympathisch. Ich ging nun aus, Agnes zu suchen und fand sie vor dem Hause, damit beschäftigt, Ranken aufzubinden. Nie hatte sie mir so gefallen wie jetzt, wo ich sie zum ersten Male außerhalb des Hauses sah, wie sie sich auf den Zehenspitzen reckte und biegsam mit den Armen nach oben griff. Sie trug nicht die weite gebauschte Tracht, wie sie in der Stadt Mode war und wie sie schlecht hierher gepaßt hätte, sondern ein ganz schmuckloses Kleid aus grünem Stoff mit eingewirkten kleinen Veilchensträußen, das sich lose und doch

So hatte ich sie noch nie gesehen. Ich kannte sie ernst, aber mutig. Nie hatte mich der schicksalhafte Zug um ihre zusammengewachsenen Brauen so berührt wie jetzt.

„Sie sollen jetzt gehen“, fuhr sie fort. „So lange hier alles voll Nebel war, schien es mir besser, Sie zurückzuhalten. Jetzt aber gehen Sie — so rasch als möglich.“

Ich wurde todtraurig. „Sie schicken mich fort?“

Sie sah mich an. „Mir ist, als wäre Unheil auf dem Wege — auch für Sie. Ich kann nicht sagen, warum ich so fühle, aber es hat sich oft schon gezeigt, daß mein dunkles Empfinden klarer sah als mein Verstand.“

„Agnes“, sagte ich und wollte ihre Hand fassen. Mir schien es, als könnte ich niemals mehr so zu ihr sprechen, wie in dieser Stunde. In diesem Augenblick tauchte der Förster aus dem Walde hervor. Nie war mir seine Gestalt so hoch, dunkel und machtvoll er-

## Das Tier im Walde

schielen. Mir war es, als hörten die Vögel ringsum plötzlich zu zwitschern auf.

Agnes entzog mir ihre Hand und wandte sich dem Vater zu. „Was ist?“ fragte sie mit einem angstvollen Blick in sein Gesicht.

Er sprach — und nie werde ich den schicksalvollen Klang seiner Stimme vergessen: „Diesmal ist es Martin gewesen.“

Agnes und ich tauschten einen Blick. Mir war es selbst in dieser Stunde des Grauens lieb, ein Einverständnis mit ihr zu haben. Aber der Förster hatte die Bedeutung dieses Blickes erfaßt: „Nein, nicht der Täter ist er, wie ihr glaubt — er ist das Opfer.“

Wir schwiegen erschüttert. „Am Wildbach“ fuhr der Förster fort, „er hat einen Schuß abgegeben — er hat ihm nichts genützt. Die Kugel steckt in einem Baum. Nun liegt er dort — wie die andern alle.“ Er wandte sein Gesicht ab, seine Bewegung zu verbergen.

In diesem Augenblick tauchte der Forstinspektor auf, gefolgt von zwei Gendarmen. Er warf einen Blick auf uns, die wir noch ohne Fassung dastanden, schritt dann geraden und langsamen Schrittes heran, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte mit fester kalter Stimme: „Der Herr ist verhaftet.“

### IV.

Was nun geschah, das stürzte mit solcher Plötzlichkeit und Verwirrung auf mich herab, daß ich Mühe habe, mich der Einzelheiten zu entsinnen, doch weiß ich, daß der Förster sich mächtig vor mir aufpflanzte und erklärte, ich sei sein werter Gast und er bürgte für meine Unschuld, wessen man mich auch beschuldigen möge. Dann fand auch ich meine Sprache wieder und fragte, was ich denn eigentlich verbrochen haben sollte. Das würde ich Gelegenheit haben auf dem Bezirksgericht unten zu gestehen, meinte der Inspektor. Er habe vom ersten Augenblick an Verdacht auf einen gehabt, der sich so grundlos in der Gegend aufhalte und die zwei Morde, die sich während meiner Anwesenheit im Forsthaus in dessen Umgebung zugetragen hätten, sprächen mancherlei. Was es mit den weiter zurückliegenden Geschehnissen für eine Bewandnis habe, werde die Untersuchung erweisen. Ich sagte, daß ich erst vor wenigen Tagen aus Wien hierher gekommen sei, was mein Reisegefährte, den ich unten im Tal zurückgelassen hatte, bestätigen könne. Was aber die beiden Untaten der allerletzten Zeit beträfe, so hätte ich in den fraglichen Nächten das Forsthaus überhaupt nicht verlassen. Dies bestätigte auch der Förster, aber der Inspektor fragte ihn, wieso er, der doch seine nächtlichen Revier-

gänge täte, dies so genau wissen könne? „Er ist unmittelbar nach dem Ertönen des Schreies, kaum ein paar Minuten danach zu uns in die Stube gekommen“, erklärte Agnes bleich und erregt. Der Inspektor meinte, man könne rasch laufen, wenn man von der Angst gejagt werde und was die Zeitangaben des schönen Geschlechtes beträfe, so habe ihn seine Praxis gelehrt, daß dieses zwischen ein paar Minuten und einer viertel oder halben Stunde keinen Unterschied zu machen wisse. Ob denn jemand in der Zeit unmittelbar vor dem Schrei bei mir gewesen sei? Ich sah einen leuchtenden und trotzigem Blick in Agnes' Augen treten und las auf ihren Lippen, wie sie die Lüge formte: „Ich war bei ihm.“ Aber bevor sie sie noch ausgesprochen, meinte ihre Mutter, die aus dem Hause gekommen war, eilfertig, sie und ihre Tochter hätten angekleidet in ihrer gemeinsamen Schlafstube gelegen und ich wäre erst später zu ihnen heruntergekommen.

Ob denn die Haustür verriegelt gewesen sei, fragte der Forstinspektor. Zumeist wohl, sagte sie, aber während der Reviergänge des Försters würde dies nicht so streng gehandhabt, um ihm das Ein- und Ausgehen zu erleichtern. Ob es somit nicht möglich gewesen wäre, daß ich still und ungehört meine Kammer hätte verlassen können, wie dies ja auch Martin aus irgendeinem unbekanntem Grunde getan habe? Ja, meinte die Försterin, möglich sei das schon gewesen. Ich staunte, wie bereitwillig die gute Frau, die vielleicht noch vor einer halben Stunde entschlossen gewesen war, ihren künftigen Schwiegersohn in mir zu erblicken, ihre zwar wahrheitsgemäßen, aber für mich in dieser Form doch belastenden Aussagen gab, und ich sah, wie ein unwilliger Blick des Försters sie traf. Aber er prallte ab an ihrer Dummheit. Alles wäre mir gleichgültig gewesen, wenn ich gewußt hätte, wie Agnes dachte. Sie stand abgewandt und ihre Haltung drückte den tiefsten Schmerz aus. „Vorwärts“, sagte der Forstinspektor, „unten vor dem Gericht wird sich alles zeigen.“ Die Gendarmen nahmen mich in ihre Mitte. „Ich werde mir die Ehre geben, den Herrn zu geleiten“, sagte der Inspektor mit seiner kalten höhnischen Stimme. „Wenn ich selbst auch lange die Version der Unfälle vertreten habe, so ist es angesichts so wichtiger Tatsachen keine Schande, seine Meinung zu ändern.“

Ich ging, ohne mich umzusehen. Ich wußte, daß das Zeugnis meines Freundes meine Unschuld entscheidend darlegen mußte, und daß ich mir in aller Ruhe meine Argumente zurechtlegen würde. Dennoch war es fürchterlicher als ich sagen kann, als Verbrecher von hier fortgeführt zu werden, der ich als



freiester Mensch hergekommen war. Indessen sagte ich mir, daß jeder Widerstand meine Lage nur verschärfen konnte. Auf unserem Wege trafen wir eine Gruppe von Holzarbeitern und Köhlern, die aufgeregt das letzte Unglück besprachen. Der alte Michel war unter ihnen. Als er unsern traurigen Zug gewährte, schien er zu begreifen. „Der Teufel! Der Teufel!“ zischte er mit einem Blick auf den Forstinspektor, der sich ein wenig abseits hielt. Wie man mitten im grenzenlosesten Elend oft auf das Unbeträchtlichste achtet, so mußte ich jetzt ein wenig darüber lächeln, daß der alte Michel zwar die Existenz des Teufels leugnete, aber doch kein anderes Wort wußte, wenn es galt, seinen Abscheu auszudrücken. So waren sie alle hier im Walde: sie leugneten und glaubten.

Nun ging es hinab inmitten des goldgrün durchleuchteten Waldes, auf dessen Moos- und Nadelboden Goldkringel zitterten. Die Tannen standen gegen den blauesten Himmel und eine wundervoll harzige Kühle umduftete uns. Wie aber hätte ich mich dessen freuen können! Der Weg hinab war steil und beträchtlich kürzer als jener, den ich, im Nebel irrend, im Zickzack herauf genommen hatte. Allmählich sah ich Bekanntes wieder: wir kamen auf die Waldstraße, dann ins Freie, dann tauchten der See und die ersten Häuser auf. Waren es wirklich nur drei Tage, daß ich hier gewandert war? Es schienen mir ebenso viele Ewigkeiten.

Von dem, was nun geschah, sind in meinem Gedächtnis nur einzelne Momente übriggeblieben. Ich weiß, daß ich unter Begleitung des halben Städtchens in ein Amtsgebäude geführt wurde, daß ich zum ersten und letzten Male in meinem Leben die Bekanntschaft mit einer Gefängniszelle machte, und daß man mich schließlich im Beisein des Forstinspektors dem Bezirksrichter vorführte, der mir wie ein Bruder des Inspektors schien, obgleich er nicht die geringste körperliche Aehnlichkeit mit jenem aufwies. Aber es war der gleiche kalte Amtsblick in beiden Gesichtern und es schien mir, als ob die beiden Männer Ball mit mir spielten und mich einander zuwürfen. Der Freund, auf dessen Zeugnis ich so sehr baute, hatte gleich nach Empfang meiner Botschaft den Ort verlassen, vermutlich weil sein Liebesabenteuer nicht die gewünschte Wendung genommen, und nicht hinterlassen, wohin er sich zu begeben gedächte. Das war schlimm für mich, denn wenn man ihn schließlich auch auffinden mußte, so konnte Zeit darüber vergehen. Freilich blieb noch der Wirt, der aussagen konnte, daß ich bei ihm genächtigt hatte. Doch das Betragen

dieses wackeren Mannes, der zur Zeugenaussage vorgeladen wurde, veränderte sich gewaltig, als er den werten Gast in einen Angeklagten verwandelt fand. Ich sei allerdings vor vier Tagen mit meinem Freund sehr bestaubt von einer Wanderung bei ihm angelangt, aber ob ich wirklich direkt von Wien und aus der Linzer Richtung gekommen sei, wie ich es angegeben, das könne er nicht wissen. Verdächtig sei es ihm sofort gewesen, daß mich seine Warnungen, Unsicherheit und Wetterlaunen betreffend, nicht hätten zurückhalten können, und daß ich vor lauter Begierde, allein zu sein, meinen Freund im Stich gelassen hätte. Diese Aussage wurde zu Protokoll genommen. Ich wandte mich nun an den Richter und fragte ihn, was ich seiner Meinung nach mit diesen Untaten denn eigentlich hätte bezwecken sollen? Alle Wertsachen seien, wie festgestellt, bei den Opfern verblieben und mein eigener gut gefüllter Säckel bewiese doch zur Genüge, daß es mir um Bereicherung, den gewöhnlichen Anlaß zu Mordtaten, nicht zu tun gewesen sein könne.

Hier unterbrach mich der Forstinspektor, der das Amtszimmer während meiner Einvernahme keinen Augenblick verließ und meinte: es würde sich im Laufe der Verhandlung schon zeigen, wie ich zu dem gut gefüllten Säckel gekommen sei. Ich würdigte ihn keiner Antwort und fragte den Richter, indem ich auf meine schwachen Arme wies, ob diese wohl geeignet sein würden, Menschen waffenlos zum Tode zu bringen? Wieder warf der Inspektor ein, es sei noch kein großes Kraftstück, ein Mädchen wie die Sennen-Marie anzufallen und was den Martin anbelangt, so habe seine Leiche den Eindruck gemacht, als ob er sich erbittert gewehrt hätte; es sei aber bekannt, daß von Mordlust befallene Menschen im Augenblicke ihrer Tat über Kräfte verfügten, die man ihnen sonst niemals zutrauen könne. Ich fühlte, daß der Inspektor ein besonderes Interesse daran haben mußte, mich als den Schuldigen hinzustellen. Mir blieb nur übrig, mein eigenes Erlebnis bei meinem Aufstieg in den Wald zu erzählen und obgleich ich ahnte, wie es aufgenommen werden würde, fragte ich, ob die Herren denn nie gehört hätten, daß im Walde seltsame und unheimliche Dinge vor sich gingen, an deren Erklärung menschlicher Scharfsinn scheitern mußte.

Der Inspektor wollte wütend auffahren, aber der Richter winkte ihm Ruhe zu und sagte zu mir in sachlichem Tone: „Wir sind hier, um Sie zu hören. Erzählen Sie uns alles, wovon Sie glauben, daß es zur Sache gehört.“ Das stärkte mein Vertrauen. Ich erzählte von den Dingen, von denen der

## Das Tier im Walde

Wald voll war, an die ich selbst glauben gelernt hatte, denn ich hatte sie ja erlebt. Ich berichtete mit voller Ausführlichkeit mein Abenteuer unter dem Felsen. Ich sprach lange und es schien mir, daß ich überzeugend gesprochen hätte; denn ich fühlte, daß ich hier Ehrfurcht für das wecken mußte, woran irdische Vernunft zerschellte. An dem Gesicht des Richters veränderte sich kein Zug. Als ich geendet hatte und ihn erwartungsvoll ansah, sagte er: „Ich habe Sie ausreden lassen, um zu sehen, wie weit die Schamlosigkeit geht, mit der ein Mensch, der gute Schulen und sogar die Malerakademie absolviert hat, einem akademisch gebildeten Mann seine törichten Märchen aufzutischen wagt. Ich gestehe, daß dies alle meine Begriffe übersteigt. Nach Ihrer Art zu sprechen, glaubte ich, auf eine gewisse Intelligenz bei Ihnen schließen zu sollen. Diese Art, sich zu verantworten, zeugt nicht davon.“

„Die Intelligenz wird im Umgang mit dem Köhler-Michel etwas gelitten haben,“ warf der Inspektor ein, „denn dieser alte Idiot war ja der Lieblingsumgang des Herrn!“

Diese hämischen Worte und die Erwähnung des Köhler-Michel rückten plötzlich den Verdacht in unmittelbare Nähe, den der Alte hatte durchschimmern lassen. Es war klar, daß hier ein Unschuldiger büßen sollte. Und rasend vor Wut, meiner Sache fast gewiß, trat ich ganz nahe an den Inspektor heran, blickte ihm tief in die Augen und rief: „Sie selbst, Herr Inspektor, wissen wohl am besten, wer der Schuldige ist!“

Der Inspektor war erschrocken zurückgetreten, der Richter packte mich bei den Fäusten und zog mich vom Inspektor weg, indem er sagte: „Es ist ein Irrsinniger, ich habe es gleich gewußt.“

Er behielt mich scharf im Auge, ob ich einen neuen Ueberfall plane und als ich dies nicht tat, sagte er, als ob ich gar nicht im Zimmer gewesen wäre: „Es stimmt alles, die Phantasien, der Bluttausch, die Gewalttätigkeit. Ein gefährlicher Verrückter. Wir wollen ihn hier unter sicherem Verschuß behalten und mit dem nächsten Sträflingstransport zur Stadt ins Narrenhaus schicken.“

Daß man mich für irrsinnig hielt, machte mich völlig verzagt. Soviel begriff ich, daß es leichter ist, einer Mordanklage Stand zu halten als seine gesunde Vernunft zu beweisen. So erklärte ich möglichst ruhig, ich sei vollkommen klar; der Richter sagte trocken, ich möchte dies beweisen, indem ich ernste Männer nicht zum Narren hielte. Ich bekam noch einige Fragen vorgelegt, die ich wahrheitsgemäß beantwortete, dann wurde ich in meine Zelle abgeführt. Ein Haß

schüttelte mich gegen meinen Verderber. Ich begriff den alten Michel nur zu gut.

Wie oft ich im Verlauf dieser Zeit den Weg von meiner Zelle zum Richter zurückgelegt habe, weiß ich nicht mehr, ich weiß nur, daß der Inspektor, der in der Stadt Wohnung genommen hatte, immer dabei war und mich mit seinen Fragen in die Enge zu treiben trachtete. Ich erfuhr, daß ein Beamter aufs Forsthaus geschickt worden war, um die Aussage des Försters aufzunehmen, der sein Revier nicht verlassen durfte und daß diese zu meinen Gunsten ausgefallen war. Dagegen erschienen die Försterin und Agnes persönlich im Amtsgebäude um auszusagen. Die Försterin tat es, wie sie es schon vorher getan, ohne mich zu beschuldigen, aber auch ohne mich zu entlasten und starrte mir dabei neugierig ins Gesicht, Agnes dagegen sagte vollkommen entlastend für mich aus, was vonseiten des Inspektors ein paar höhnische Zwischenbemerkungen zur Folge hatte. Sie sah sehr bleich, fast aschfarben aus, ihre geschmeidige Gestalt schien wie zerbrochen. Das tat mir weh und doch wohl, denn ich konnte es ja als Zeichen des Schmerzes um mich deuten, wenn sie mir nur hätte in die Augen sehen wollen, allein das vermied sie voll Angst. Es wurden noch ein paar Köhler und Holzfäller vernommen, die mich zu verdächtigen Stunden gesehen oder nicht gesehen haben wollten und jede Aussage sorgsam aufgezeichnet.

Wie lange diese Zeit gewährt hat, ob Tage oder Wochen, vermöchte ich nicht zu sagen, ich war stumpf und wie ausgelöscht. In meinem Innern sagte mir etwas, daß ich aus dieser Prüfung heil hervorgehen mußte, aber wie lange sie währen und was ich dafür bezahlen mußte, wußte ich nicht. Von der Welt draußen erfuhr ich nichts. Lag sie im Sonnenschein, umhüllten sie Nebel? Mir konnte es gleichgültig sein. Einmal hörte ich ein Prasseln von dichten Tropfen an meinem hochgelegenen Zellenfenster und dachte: es regnet; es regnet schon wieder. Aber es schien mir, als könnte ich mir kein Bild mehr davon machen.

Dann, ich hatte jede Hoffnung auf eine rasche Wendung aufgegeben, ereignete sich etwas Ueberraschendes. Der Wärter hatte mir eben meine Abendsuppe hereingegeben und ich verzehrte sie, auf meiner Pritsche sitzend ohne Hunger, nur um nicht von Kräften zu kommen, als ein Schlüssel sich im Schloß drehte. Die Riegel wurden zurückgeschoben, zwei Gendarmen mit Lichtern traten ein und stellten sich zu beiden Seiten der Tür auf. Sie salutierten und der eine sagte respektvoll: „Der Herr möchte sich

zum Herrn Bezirksrichter hinüberbemühen.  
Der Herr ist frei."

V.

Drüben fand ich den Richter und den Inspektor, beide mit tiefensten erregten Gesichtern. Sie streckten mir die Hände entgegen. Die des Inspektors übersah ich, aber der Richter ergriff die meine und schüttelte sie. „Wir haben Sie um Entschuldigung zu bitten,“ sagte er, „Ihre Unschuld ist erwiesen.“

„So hat man meinen Freund aufgefunden?“ fragte ich erfreut, denn ich bildete mir ein, nur von da könne Erlösung kommen.

„Das nicht“, sagte der Richter. „Aber während Sie hier in sicherem Gewahrsam saßen, ist heute Nacht droben im Walde wieder die gleiche Tat unter den gleichen Umständen geschehen.“

Ich fuhr zusammen und richtete meinen Blick auf den Inspektor. Noch gestern Abend war er bei einem Verhör anwesend gewesen. Die Wanduhr hatte, ich erinnerte mich dessen genau, eine auffallend späte Stunde gezeigt. Der Richter hatte ihm, ich hatte es deutlich gehört, zugeflüstert, daß sie nachher noch auf einen Schoppen ins Wirtshaus gehen wollten. Selbst wenn der Inspektor mehr als natürliche Fähigkeiten besaß, hätte er nicht mehr um Mitternacht das viele Stunden entfernte Waldrevier erreichen können. So war also auch er nicht der Täter?

„Wir müssen unser Bedauern aussprechen“, wiederholte der Richter. „Es schien mir gleich, als ob die Beweiskette nicht lückenlos schließe. Aber da der Verdacht bestand, mußten wir Sie festhalten und Sie müssen selbst zugeben, daß Ihr Betragen und Ihre

Verantwortung zu Anfang sonderbar genug waren. Ich schiebe das Ihrer Aufregung zu. Von diesem Augenblick an sind Sie frei.“



*Sie salutierten. Der eine sagte: „Der Herr ist frei.“*

## Das Tier im Walde

Ich verbeugte mich. „Sie werden wohl jetzt gleich abreisen?“ fragte der Richter.

„Ich möchte noch einmal hinauf, meine Sachen holen“, sagte ich und hatte dabei nur den Wunsch, Agnes wiederzusehen. Plötzlich faßte eine unbestimmte Angst mich an der Kehle und ich stieß hervor: „Wer war diesmal das Opfer?“

„Der alte Köhler-Michel hat dran glauben müssen“, sagte der Richter ernst.

„So haben auch ihn seine Götter nicht geschützt“, sagte ich vor mich hin, „und doch war er der Wissendste von allen. Welcher Gott schützt eigentlich? Wo ist überhaupt Schutz für Menschen?“ Es war mir weh um den alten Mann. Und doch war ich erleichtert, daß nur er es gewesen war.

„Ich will hinauf“, sagte ich. Der Forstinspektor trat zu mir: „Ich habe den Herrn verhaften lassen, ich werde mir erlauben, ihn wieder mit allen Ehren hinaufzuleiten. Die Behörde ist gerecht. Ich kenne meine Pflicht.“

Die Gesellschaft des Inspektors war mir keineswegs angenehm, aber ich sah keine Möglichkeit, sie zurückzuweisen. „Dann gehen wir“, sagte ich kurz. Der Richter hielt mich ab. „Es ist Abend“, sagte er, „und es wäre tiefe Nacht, bis Sie hinaufkämen. Solche Spaziergänge empfehlen sich jetzt nicht sonderlich, ehe wir die richtige Fährte gefunden haben. Wenn Sie nicht im Gasthof nächtigen wollen — und ich kann begreifen, daß Sie für den Wirt keine besondere Vorliebe haben — so biete ich Ihnen eine bescheidene Unterkunft in meinem Hause an. Morgen früh können Sie dann beide heimgehen.“

So geschah es auch. Am Morgen verabschiedete ich mich von dem Richter. Der Inspektor wartete schon auf mich. Wir gingen schweigend den nun schon wohlbekanntem Weg, an den letzten Häusern vorbei, den See entlang, bis die Waldstraße uns aufnahm. „Sonderbar“, dachte ich, „da gehen wir beiden Todfeinde nun friedlich nebeneinander her, er hat mich für den Schuldigen gehalten, ich ihn, und keiner ist es gewesen. Was ist das für ein seltsames und furchtbares Verhängnis, das alle Menschen ihren Verdacht aufeinander werfen läßt und von jedem vermutet, daß ein wildes Tier in ihm lauere!“

„Der Herr ist schweigsam“, sagte der Inspektor nach einer Weile. Ich hatte keine Lust auf ein Gespräch und schwieg verächtlich.

„Sie grollen mir“, sagte er, „und ich kann es verstehen, denn ich habe Ihnen Uebles zugefügt, wenn es auch nur zwei Tage gedauert hat. Dennoch wäre es vielleicht nicht überflüssig für Sie, auch einmal einen Men-

schen in meiner Lage zu begreifen. Das mag vieles entschuldigen. Ich bin hier von der Regierung sozusagen zum Herrscher über Menschen gesetzt, die nicht zu beherrschen sind — auch nicht, wo es ihr Bestes gilt. Ein finsterner Geist ist in diesem Wald. Bis vor kurzem war ich in einem Revier im Flachlande an der Donau. Eine große Handelsstraße ging durch, Schiffe legten an, die Menschen waren lebendig, auf ihren Vorteil bedacht, allem Neuen zugänglich. Es lebte sich leicht mit ihnen. Das ist hier nicht der Fall. Sie haben es selbst erlebt, welche Mühe es kostet, einen Köhler dazu zu bringen, daß sein Meiler nicht nach allen Seiten Funken stiebt. In einem dünnen Jahr würde uns der ganze Wald niederbrennen. Ich kontrolliere scharf, ich habe meine besondere Art, stets überraschend aufzutauchen...“

„Ich habe es bemerkt“, warf ich ein.

„... aber kaum habe ich den Rücken gewendet, so geht es weiter in der alten Art. Sie erfüllen die Welt mit ihren Schaudergeschichten, weil das bequemer ist, als selbst eine Verantwortung zu tragen und sehen darüber die Wirklichkeit nicht. Sonst hätten wir den Täter längst. Wenn jeder mithelfen wollte, wäre er uns nicht entgangen. Die ersten Fälle, die Städter betrafen, mochten Zufälle sein und die Art ihrer Auffindung ist wohl später hinzugedichtet worden. Mit der Zeit aber verengte sich das Gebiet und schließlich beschränkte es sich auf unser Revier, wo es keine Fremden gibt, nur Menschen, die es genau kennen. Hier mußte ein Täter sein, wollte ich seiner aber habhaft werden, so mußte ich meine Arglosigkeit betonen. Sie werden mein Mißtrauen begreifen, als eines Tages ein Fremder so ganz grundlos auftauchte und blieb. Ich bin für die Sicherheit verantwortlich, Herr. Wir sind die Behörde. Auf wen soll man sich denn verlassen, wenn nicht auf uns?“

„Ich begreife Ihre gottähnliche Stellung vollkommen, Herr Inspektor“, sagte ich, „und bedaure in Ihrem Interesse, daß sie nicht mit Allwissenheit verbunden ist. Aber glauben Sie wirklich und ernsthaft — jetzt, wo wir außerhalb des Gerichtes sind, können wir es uns ja gestehen — daß es nicht in der Tat dunklere Mächte gibt?“

„Die Behörde kennt keine dunkleren Mächte, Herr“, schrie der Inspektor und bekam einen zornroten Kopf, wie in alten Zeiten. Dann besann er sich aber, daß er mir ein sanftes Betragen schuldig war und sagte mit einem Seufzer: „Wenn man solche Dinge von aufgeklärten und gebildeten Städtern hört, dann darf man sich über die Dummheit des Waldvolks wirklich nicht mehr wundern.“

Von da ab sprachen wir nur das Nötigste.

Wir fühlten, daß wir uns nicht verstehen konnten. Auch war der Weg steil und die Nebel beklemmten die Brust. Hier und da begegneten uns ein paar Holzfäller und dann richtete der Inspektor laut und in jovialem Tone eine freundschaftliche Bemerkung an mich, auf daß jeder sehen könnte, daß ich wieder in allen Ehren in die menschliche Gesellschaft aufgenommen war.

Als wir auf der Höhe angekommen waren, verabschiedete ich mich. Mit fliegenden Schritten eilte ich dem Forsthaue zu. Ich sah Agnes am Fenster sitzen, wie ich sie schon einmal gesehen, eine Arbeit in der Hand, doch aus düstern Augen ins Leere starrend. Als ich eintrat, lächelte sie mir mit blassen Lippen zu, doch es war ein Lächeln ohne Freude. Dieses Gesicht sah aus, als ob nie mehr Freude darauf leuchten könne und ich erkannte mit tiefstem Schmerz, daß es auch mir nicht gegeben war, ihr solche zu bringen.

„Warum sind Sie wiedergekommen?“ fragte sie. „Gehen Sie — ich bitte Sie um alles. Es wird jetzt dunkel hier oben werden. Sie müssen mir versprechen, daß Sie gehen“, wiederholte sie und hob bittend beide Hände. „Jetzt gleich — noch in dieser Stunde.“

Ich fragte nach dem Förster. „Er ist im Dienst“, sagte sie. „Halten Sie sich nicht auf — gehen Sie.“

„Agnes!“ bat ich. „Darf ich Ihnen wenigstens schreiben?“

Sie lächelte blaß. „Das dürfen Sie. Aber — ob ich Ihnen antworten kann, weiß ich nicht.“

„Noch diese Nacht lassen Sie mich hier sein!“ bat ich.

Sie schüttelte den Kopf. „Keine Stunde länger! Wissen Sie, wie es ist,“ fuhr sie plötzlich leise fort, „wenn man einen eisernen Ring um sich schweben fühlt, er wird immer enger, man möchte ihm entrinnen und kann nicht, und schließlich preßt er einem die Brust zusammen bis man erstickt?“ Ich starrte sie an. Das war ja mein Traum gewesen. Hatte sie ihn auch geträumt?

„Ich war beim Köhler-Michel,“ fuhr sie fort, „wenige Stunden vor seinem Tode. Ich habe mir alte Geschichten von ihm erzählen lassen. Ich kannte sie alle schon — aber es ist mir nun ganz klar geworden, was ist und was zu geschehen hat. Und nun gehen Sie!“ bat sie und reichte mir ihre schmale kühle Hand. „Und haben Sie Dank — für alles.“

Ich drückte heftig ihre Hand. Aber es stand ganz fest bei mir, daß ich ihren Wunsch nicht erfüllen würde. Ich würde gehen — zum Schein. Aber diese Nacht wollte ich im Walde verbringen. Ich wußte dem Ge-

heimnisvollen entgegengehen. Vielleicht konnte ich ihr am nächsten Morgen Beruhigung bringen. Ich mußte sie um jeden Preis noch einmal wiedersehen.

Ich begab mich auf mein Zimmer und schnürte mein Ränzel, dann verließ ich das Haus. Sie stand nicht mehr am Fenster. Ich ging bergaufwärts zur Almkapelle, wo, wie ich wußte, die Toten des Waldes eingeseget wurden. Ein alter, als Einsiedler lebender Kapuziner besorgte das und las Sonntags auch die Messe. Die hohe Geistlichkeit kam nur zu den großen Festtagen herauf.

Rings um die Kapelle war der einfache Friedhof angelegt. Der Totengräber schaufelte eben ein frisches Grab zu. Es war das des Köhler-Michel, der am Morgen bestattet worden war. Ich trat heran und verrichtete ein stilles Gebet.

„Das sind alles Opfer“, sagte der Totengräber und wies auf eine Reihe frischer Gräber an der Mauer. „Und sie liegen ein wenig abseits, weil unser Herr Kapuziner doch nicht ganz sicher ist, daß sie eines völlig christlichen Todes gestorben sind.“

„Wie hat es gerade den Michel treffen können?“ fragte ich. „Er wußte doch am meisten von allen.“

„Er war übermütig geworden, Herr! Er frohlockte: nun ist der böse Feind fort — nun ist er im Tale von Amts wegen! Und als er nachts ein wenig Holz stehlen ging, was er öfter tat, da hat er seinen Drudenfuß daheim gelassen, von dem er sich sonst nie trennte. Da hat's ihn getroffen.“

Ich wandte mich zum Wald zurück und überlegte, wo ich die Zeit bis Mitternacht wohl verbringen könnte. Mir fiel die Hütte des alten Michel ein, die jetzt wohl leer stand. In der Tat war die Tür nur angelehnt; der wenige Hausrat war schon weggeschafft worden.

Ich richtete mich ein so gut ich konnte, holte das Päckchen mit Proviant aus dem Ränzel, das mir der Richter am Morgen fürsorglich mitgegeben hatte und breitete meinen Mantel auf dem Boden aus. Ich wollte schlafen. Die Stunde, die kam, sollte mich dann im Vollbesitz meiner Kräfte finden.

Der Sturm, der rings um die Hütte pfiff, weckte mich auf. Es war eine Stunde vor Mitternacht. Die Nacht war seltsam, sternhell, und doch jagten beständig Wolken und Nebelfetzen knapp über den Bäumen vorüber. Ich hatte dergleichen noch nie gesehen. Der Wind warf mich fast zurück, als ich aus der Hütte trat. An der Tür hing noch der eiserne Drudenfuß. Ich steckte ihn an meine Brust.

Mühsam ging ich vorwärts. Meine Haare flogen, der Mantel wehte. Ich wußte, wenn

## Das Tier im Walde

ich begegnen wollte, aber nicht, wo ich ihn finden würde. Das Revier war groß. Aber mir war es, als müsse mich ein innerer Sinn leiten. Fühlte ich mich, schwach und waffenlos, wie ich war, stark genug, der Gefahr gegenüberzutreten, so mußte mich auch mein Gefühl dahin führen, wo ich mich ihr stellen konnte.

So trieb ich mich unter den ächzenden Tannen eine lange Weile ruhelos hin und her. Endlich kam ich auf eine Stelle, die ich wohl kannte und von der ich wußte, daß sie im Volke der Tanzplatz hieß. Es war ein runder freier Platz mitten im Walde, ein paar niedrige Felsblöcke lagen verstreut darauf herum. Ich blieb stehen. Noch einmal heulte der Sturm, daß die Bäume sich bogen, dann schien er plötzlich zu schweigen.

Von der andern Seite sah ich eine Gestalt herankommen, eine Frau. Im Sternenschein konnte ich sie deutlich erkennen. Es war Agnes. Sie ging langsam, gerade vor sich hin, wie eine Nachtwandlerin, ihre Augen standen offen, aber sie sah mich nicht. Sie stieg auf einen Felsblock und stand da mit ausgebreiteten Armen, als warte sie auf etwas. Sie sah aus, als hinge sie am Kreuz.

„Agnes!“ rief ich, aber der Ton meiner Stimme klang nicht bis über den Platz zu ihr, und ihr Ohr war einer Menschenstimme in diesem Augenblick wohl auch verschlossen. Sie stand, den Oberkörper zurückgebeugt, den Kopf emporgewandt, mit blassen Lippen lächelnd. Sie sah aus, wie jemand der sagt: ich bin bereit.

Da hörte ich ein Knacken im Gebüsch, knapp neben mir, jenes unheimliche Knacken, das ich schon einmal vernommen. Ein riesiges Tier sprang in schweren Sätzen heraus. Agnes sah es heranstürmen. Sie blieb stehen und lächelte. Das Tier sprang sie an und stürzte sie rücklings herab.

Dann aber hörte ich einen Schrei, und es war nicht mehr das schauerliche Geheul des Tieres, wie ich es kannte, sondern ein Schrei aus menschlicher Brust, wie ich ihn nie vernommen. Von der Leiche des Mädchens erhob sich ihr Vater, der Förster; er hob die Arme in die Luft, er schien bis in den Himmel zu wachsen, und der schaurige Schrei der Verzweiflung gellte noch immer aus seiner Brust.

Und es schien mir plötzlich, als halle der Schrei im Walde tausendfältig wieder, ein ungeheures Brausen erhob sich ringsum, und ein Sturm setzte ein, wie ich ihn nie erlebt. Bäume splitterten rings um mich nieder, Wolken jagten knapp am Boden vorüber, alles verhüllend, und ich sah Gestalten in den Wolken, die die Arme ausstreckten. Mit ungeheurer Gewalt rissen diese Riesenarme

den Förster zu sich empor und hoben den Leichnam des Mädchens hinauf. Sie jagten weiter, mein Atem verging im Nebel, und der Sturm warf mich zu Boden.

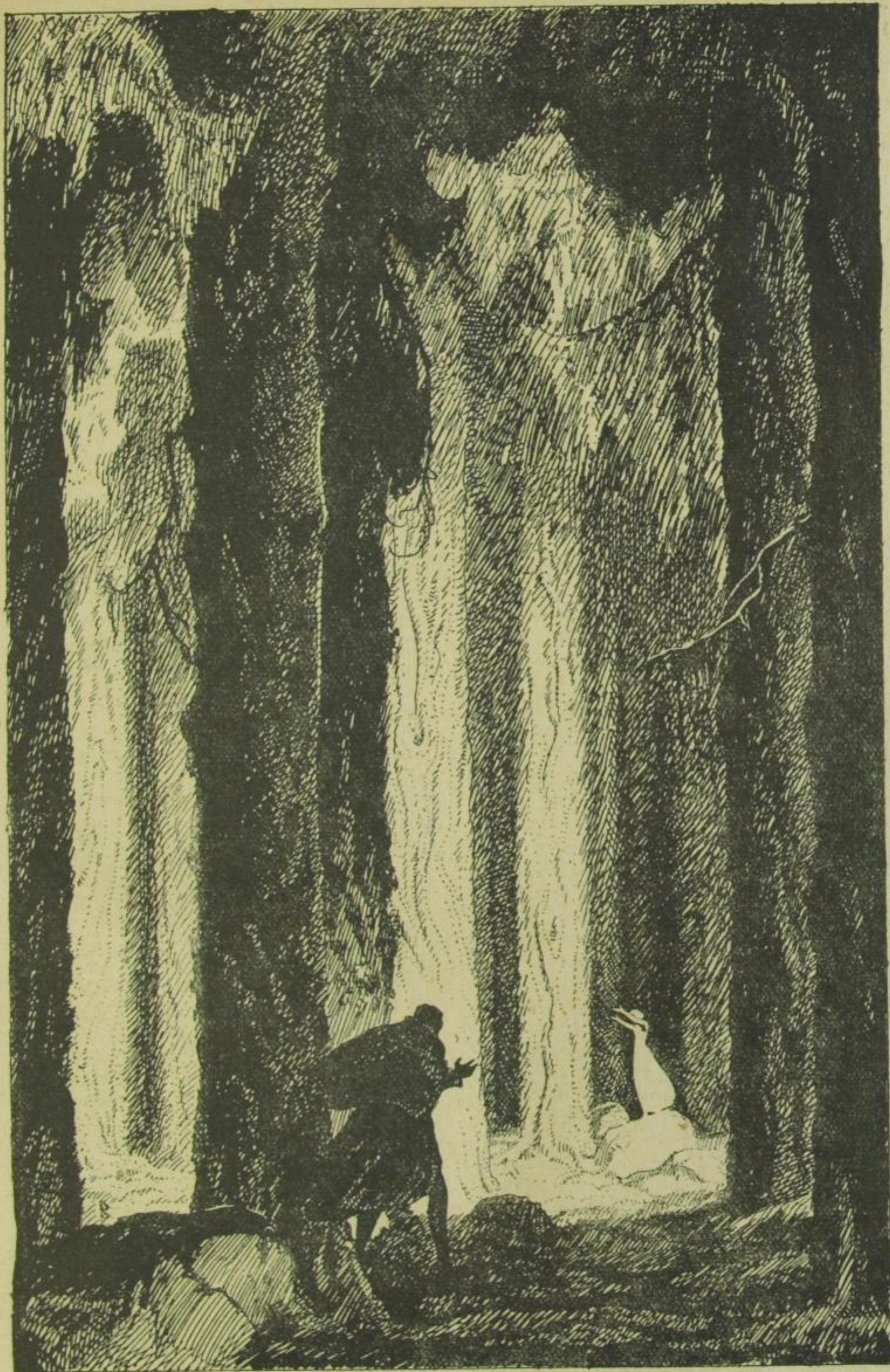
Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen habe. Als ich zu mir kam, heulte der Wind noch immer, aber die Nebel waren durchsichtiger geworden und zogen allmählich vorüber. Nun schienen die Sterne wieder auf den verwüsteten Platz, über dem quer Baumstämme lagen und der mit abgebrochenen Aesten bedeckt war. Ich kroch an den Fuß des Felsens, um zu sehen, ob dort noch eine Spur von Agnes geblieben wäre. Ich fand ein Fetzen von ihrem Kleide, das im Heidelbeergebüsch hängen geblieben war. Ich kannte den grünen Stoff mit den Veilchen wohl. Hätte ich ihn nicht in den Händen gehalten, ich hätte dies ganze Erlebnis für einen wilden Traum halten müssen. Ich senkte meinen Kopf auf das kleine Stückchen Stoff und weinte. Als ich es mit zitternden Händen in meiner Brusttasche bergen wollte, entriß es mir ein Windstoß und wirbelte es fort. Ich fand es nicht wieder.

Dann erst kam das Entsetzen über mich. Ich raste im Walde umher und schrie. Es schien mir, als müsse mein Geschrei das Heulen des Windes übertönen. Ich lief zu den Holzfäller- und Köhlerhütten, die ich kannte und flehte die Leute an, herauszukommen, es wäre Unheil geschehen. Drinnen hörte ich die Frauen aufkreischen, ich hörte Gebete murmeln und Riegel vorschieben. Einer von ihnen öffnete mir endlich, ein junger kräftiger Mensch; ich beschwor ihn, mit mir hinauszukommen. Er sah mich mit einem scheuen Blick an und sagte: „Herr, wissen Sie nicht, was im Walde vorgeht?“ Dann schlug er mir die Tür vor der Nase zu. Ich weiß noch heute, daß ein Kreuz und ein Drudenfuß friedlich nebeneinander auf ihr eingeschnitten waren; er wußte eben nicht, welcher Schutz sicherer war.

Keiner konnte hier helfen, ich wußte es. Dennoch sehnt sich der Mensch in höchster Not nach Menschennähe. Ich irrte umher, ich rief, ich flehte um einen Menschen. Da rief mich eine Stimme an; es war der Forstinspektor. „Es ist gut, daß Sie da sind“, sagte er. „Einer muß mit mir kommen. Die anderen sind feige und fürchten die Nacht. Ich weiß, wer es ist — seit zwei Tagen weiß ich es mit Bestimmtheit. Es ist der Förster.“

Ich schwieg.

„Ich habe diesem frommen Heuchler nie getraut“, fuhr er fort. „Aber der Mann schien seine Pflicht leidlich zu tun, es war nicht gegen ihn anzukommen. Er war länger hier als ich, er ist von einem hohen Herrn der Regierung hierher empfohlen. Er soll aus



## Das Tier im Walde

vornehmem Hause sein und war früher etwas Bedeutendes in der Welt draußen, wurde mir gesagt, was, das weiß ich nicht. Die Behörde hat Rücksichten zu nehmen. Nun aber ist der Augenblick gekommen, ihn zu fassen."

"Sie werden ihn nicht mehr fassen", sagte ich. Er sah mich an. „Er ist in einer Welt, in der ihn keine Behörde mehr fassen kann“, fuhr ich fort. „Sie werden mir nicht glauben, aber ich habe es erlebt.“ Und ich erzählte alles.

„Herr, Sie haben Fieber“, sagte der Inspektor. „Aber wenn ich von Ihrer Phantastik absehe, die mir leider schon bekannt ist, und von der unwahrscheinlichen Geschichte mit dem Mädchen, so bleibt doch übrig, daß Sie meinen Verdacht teilen. Er kann noch nicht weit von hier sein. Wir müssen suchen.“

Der Sturm hatte nachgelassen und der Inspektor konnte seine Laterne anzünden. Wir suchten das Revier ab. Wir kamen wiederholt an die Stelle, auf der sich alles zuge tragen hatte. Wir fanden nichts. Wie hätten wir auch etwas finden sollen?

„Man muß die Frau und die Tochter zunächst vernehmen“, meinte der Inspektor und richtete seine Schritte gegen die Försterei. „Ich sagte Ihnen ja schon, daß Sie die Tochter nicht mehr vernehmen können!“ rief ich. Er schüttelte ungläubig den Kopf.

Der Morgen kroch fahl herauf. Um das Försterhaus herum lief jammern und halb erfroren die Försterin und rief den Namen ihrer Tochter. Während sie wie immer in solchen Nächten angekleidet auf ihren Betten gelegen hätten und sie ein wenig eingenickt sei, wäre das Mädchen entwichen. Erst als sie von dem Schrei erwachte, entdeckte sie, daß Agnes fort war. Nun wisse sie, daß sie diesmal das Opfer geworden sei. Auch ihr Gatte sei nicht heimgekehrt wie sonst. Alles Unheil stürze auf ihr Haus herab.

Wir konnten der armen Frau keinen Trost geben, wir konnten ihr nur sagen, daß wir nichts gefunden hätten, was sie zu beruhigen schien. Der Inspektor meinte, daß nach seiner Ueberzeugung Agnes in einer der Waldhütten Schutz vor dem Sturm gesucht habe. Aber, fügte er hinzu, während er sie ins Haus führte, auf etwas Schwereres müsse er sie vorbereiten. Sie müsse im Namen Gottes aussagen, was sie wisse. Denn ihr Mann stehe in dem dringenden Verdacht, Schuld an all dem furchtbaren Unheil zu sein.

Die Frau jammerte auf. Nein, ihr Mann sei ein guter Mann, ein frommer Mann und er sei es gewiß nicht gewesen. Freilich, fuhr sie in ihrer törichten Art fort, hätte gerade seine düstere Frömmigkeit sie oft erschreckt. Zuweilen wäre er wie aus finsternen Träumen aufgefahren und hätte ihr zugeschrien: Betel

und sie hätte nicht gewußt, warum und wofür. Ob ihr Gatte stets bei Sinnen gewesen wäre, fragte der Inspektor. Jawohl, das sei er immer gewesen, obgleich er Zeiten gehabt hätte, in denen er sehr seltsam gewesen sei. Die genauen Daten könne sie freilich nicht mehr angeben, aber sonderbare Gedanken hätten oft sein Hirn durchkreuzt. So habe er sie vor Jahren einmal gefragt, ob sie sich nicht ferner, urferner Zeiten entsinne? Sie aber hätte sich nur bis in ihr drittes Jahr erinnern können und von einem Schäferchen erzählt, vor dem sie sich damals sehr gefürchtet hätte. Da sei er ganz zornig geworden, denn so hatte er es nicht gemeint. Dann habe er sich zuweilen mit den Händen an die Schläfen gegriffen und sei im Zimmer auf und ab gelaufen, wie einer, der sich an etwas erinnern wolle und nicht könne. Namentlich in diesem Sommer sei er seltsam geworden, manche Tage ganz verfallen und dann wieder so mächtig von Gestalt, wie in seinen jungen Jahren, als sie sich in ihn verliebt hatte. Aber er wäre immer ein guter Mann gewesen. Allerdings hätten sie sich durch sein wunderliches Wesen voneinander entfernt; Agnes dagegen habe ihren Vater viel besser verstanden. Wenn Agnes käme, könnte sie vielleicht Dinge erklären, für die sie, die Försterin zu töricht sei.

Ich wandte mich schmerzvoll ab. Agnes, das wußte ich, kam nicht wieder.

Der Inspektor hatte sich Notizen gemacht. Nun empfahl er der Frau, ein wenig zu ruhen. Der Morgen würde Klarheit bringen. Ich erbot mich, zu bleiben. Sie legte sich erschöpft auf ihr Bett. Ich ging in meine alte Kammer hinauf und sah zu, wie es über dem Walde Tag wurde.

### VI.

Nun zogen Herbsttage von so goldener Klarheit herauf, wie ich schon einen erlebt, ich sah sie mit den Augen, aber mein zerrissenes Gemüt fühlte sie nicht mehr. Alles geschah, was von Amts wegen geschehen mußte. Der Richter kam in eigener Person herauf, um den Tatort zu besichtigen und die Försterin zu vernehmen. Es war klar, daß die Frau vollkommen ahnungslos war und um all das Geschehen nichts wußte. Nicht so sicher stand es seiner Meinung nach um Agnes. Namentlich der plötzliche Tod Martins belastete sie, so fand er. Ich erzählte nochmals, was ich erlebt hatte. Er hatte nur ein Lächeln dafür. Nach seiner Ueberzeugung hatte der Förster und seine Tochter das Weite gesucht. Die Behörde würde sie zu finden wissen.

Die Behörde fand sie nie.

Ich blieb noch so lange, bis ich Gewißheit



über das fernere Schicksal der Försterin hatte, der ich mich bis zu einem gewissen Grade verbunden fühlte. Ihr Bruder, ein Herr aus Augsburg, den man sofort von dem Verschwinden des Försters und seiner Tochter verständigt hatte, holte sie zu sich.

Als sie fort war, war auch meine Abschiedsstunde gekommen. Alle, die ich gekannt, waren von einem furchtbaren Verhängnis niedergemäht worden. Nur der Forstinspektor war noch hier, aber ich fand ihn in sehr gedrückter Stimmung. Die Regierung hatte ihm ihre schärfste Mißbilligung darüber ausgesprochen, daß es ihm nicht gelungen war, die Vorgänge aufzuklären. Nun würde er wohl in eine untergeordnete Stellung versetzt werden. Die Versetzung freilich schmerzte ihn am wenigsten. Er habe selbst gefühlt, daß er hierher nicht taue. Er bat mich noch, zu bestätigen, falls ich von der Regierung aus gefragt würde, daß er seine Pflicht stets auf das genaueste erfüllt habe. Das konnte ich ihm versprechen. Es hat mich aber nie jemand gefragt.

Ich bin dann zu Fuß heimgewandert, erst nach Linz und dann donauabwärts nach Wien. Ich brauchte viele einsame Tagemärsche, um mich zu fassen und das Geschehene zu überdenken, auf daß ich mit ruhigem Gesicht den Meinigen gegenübertreten konnte. Ich bin, so scheint es mir, an manchem Schönen vorbeigekommen, an wunderlichen Flußkrümmungen, an verfallenen Burgen und traubenbeschwerten Weinbergen, aber ich habe nichts Rechtes mehr erfaßt und gesehen. Meine Mutter meinte, ich sähe übel aus, blasser und schmaler als da ich ausgezogen sei. Ich schob es auf den vielen Regen und erzählte nur, ich sei längere Zeit in einem Försterhause geblieben, wo ich in bezug auf Essen und Wohnung ganz gut aufgehoben gewesen sei. Damit war meine Mutter beruhigt. Bald nach mir kam mein Reisegefährte zurück, der seinen Liebeskummer erfolgreich im Salzburger Peterskeller ertränkt hatte. Er hatte wohl von seltsamen Vorfällen in den Bergen, auch beiläufig von der irrtümlichen Verhaftung eines Wieners gehört, aber nach seiner Art hatte er sich für das, was ihn nicht unmittelbar betraf, nicht interessiert.

Ich habe dann noch viele Jahre gelebt, aber es scheint mir, als sei mein eigentlichstes Erleben mit jenem Ereignis abgeschlossen gewesen. In die Wälder bin ich nie mehr gekommen, wiewohl mit der Zeit Eisenbahn und bessere Wege das Reisen erleichtert hatten. Aber es schien mir, als müßten die Wesen, die den Wald beleben, vor solcher Menschenherrschaft die Flucht ergreifen. Wohin haben sich die ganz Vertriebenen nun gewandt? Die Natur schien mir nichts mehr

ohne sie und doch hätte ich nicht mehr die Kraft gehabt, ihnen zu begegnen. Ich habe weiter gemalt, erst noch mit Erfolg, dann aber mit stetig abnehmendem, denn die Miniature kam aus der Mode und als es auf das Jahr achtundvierzig zuing, wollte niemand mehr etwas von Heiligenbildern wissen. Vor kurzem erst habe ich ein Madonnenbildchen von mir, sehr zerkratzt und abgeschunden bei einem Antiquar wiedergefunden, der es mir um den Wert des Elfenbeinplättchens abließ. Mein Onkel, jetzt schon sehr alt, meinte triumphierend, er habe gleich gewußt, daß es mit der Spielerei auf die Dauer nicht gehen werde und er nahm mich als Zeichner in sein Geschäft. Da ich nun schon in die Jahre kam und nach dem Tode meiner Mutter einsam war, habe ich geheiratet. Sie hieß Barbara und war auch so; ich wüßte nichts von ihr zu sagen, als daß sie mir immer ein braves Weib gewesen ist. Sie war fromm, glaubte an Gott und den Teufel, weil sie es in der Kirche so gehört hatte, aber wenn ich versuchte, ihr von dem Dunklen zu sprechen, das sich hinter dem Glauben und neben ihm verbirgt, sah sie mich erstaunt an und verstand mich nicht. Meine Kinder aber glaubten überhaupt an nichts mehr, sie waren Geschöpfe einer Zeit, die sich der Freiheit, Erkenntnis und Aufklärung rühmte und wenn ein Ungemach sie traf, so klagten sie über Ungerechtigkeit des Schicksals, obgleich sie niemanden über sich anerkannten, der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit zu üben hatte. Sie waren aber alle erfolgreich im Leben, erfolgreicher als ich und heute geben sie dem alten Vater das Gnadensbrot.

Es ist inzwischen Herbst geworden, ich habe viele Nächte mit zitternden Fingern geschrieben, denn es geht recht langsam und es will mir scheinen, als käme die dunkle Stunde immer näher. Ich stecke diese Papiere in das Geheimfach eines alten Sekretärs; meine Kinder und Enkel werden sie nicht finden. Sie werden gleich nach meinem Tode, das weiß ich ganz genau, die paar alten Stücke, die mir aus früherer Zeit verblieben sind, zum Trödler wandern lassen. So ist es mir, als schickte ich dies in die Welt, zu einem Unbekannten, der es finden wird, der es vielleicht versteht, besser als jene, die meine Nächsten sind. Ich grüße diesen Fremden mit Rührung. Vor meinen alten Augen wird es finster. Wird mich die Mutter Gottes, deren zerkratzt Bildchen vor mir steht, liebevoll in ihre mütterlichen Arme nehmen? — Werde ich in ein wilderes und dunkleres Reich der Schatten eingehen, nach dem sich meine Seele oft geseht hat? — Bald werde ich es wissen — sehr bald.

# SCHÖNHEITS-<sup>D E R</sup> JAHRMARKT

Eine phantastische  
Geschichte von  
Leonard



Geschichte von  
O'Merrick

ILLUSTRIERT VON  
HANS HÄHNEL

**E**in junger Mann hatte auf dem Opernball die halbe Nacht hindurch mit einer Dame getanzt, deren jugendliche Stimme ihn so entzückte, daß er sie hundertmal anflehte, sich zu demaskieren.

„Wenn ich Ihnen nachgebe,“ hauchte sie endlich, indem sie seine Hand zärtlich drückte, „werden Sie mich sofort verlassen.“

Aber er schwur, daß ihn ihr ganzes Wesen bezaubert hätte, und so nahm sie die Maske ab. Da erblickte er das Gesicht einer alten, alten Frau. Entsetzt verließ er sie.

In derselben Saison warb ein anderer um die Liebe eines Mädchens, dessen Gesicht so holdselig war, daß er darüber die merkwürdige Stimme vergaß, die ganz hohl und dumpf klang.

Das junge Mädchen, das nicht älter aussah als neunzehn Jahre, antwortete ihm ganz erschöpft: „Ueber solche Gefühle bin ich längst hinaus; wenn ich die Wahrheit sagen soll: Sie kommen mir lächerlich vor. Ich habe nur noch den Wunsch nach Ruhe und Frieden.“

Und mit müdem Blick verließ sie ihn.

\*

Diese beiden seltsamen Begebenheiten waren die Folge eines noch viel seltsameren Ereignisses, das in dem Leben einer Frau eintrat, als ihr Spiegel ihr sagte: „Hör' auf, dich selbst zu betrügen. Schau', was aus dir geworden ist!“

Madame de Val Fleury hatte ihren Kampf gegen das Altern an dem Tage begonnen, an dem sie die erste leise Spur der Runzeln zu entdecken vermeinte, als sie ihren herrlichen Nacken vor dem Spiegel betrachtete.

Der Sieg über den drohenden Feind war nur flüchtig, die Eroberungen der letzten Zeit waren von noch kürzerer Dauer. Kaum hatte sie den Gegner von ihren wundervollen

Augen vertrieben, als er sich zu der feingeformten Nase und den schwellenden Lippen schlich; war der Angriff auf ihr Gesicht abgewehrt, so zeigte er sich grau in ihrem Haar. Nie aber gab sie den Kampf auf, beständig setzte sie sich gegen die Zeit zur Wehr. Und wenn sie zuweilen auch mißvergnügt und verstimmt war, wenn immer kräftigere Maßregeln nötig wurden, so ermöglichte Gewohnheit und Eitelkeit es doch immer wieder, daß sie von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ihr Bild im Spiegel mit Wohlgefallen betrachten konnte. Sie sah es durch einen täuschenden Schleier, wenn sie sich Farbe auf die verschrumpften Wangen legte. Sie bemerkte nicht, daß die kastanienbraune Perücke, die so natürlich auf dem Ladentisch ausgesehen hatte, auf ihrem Kopfe einen unechten Eindruck machte; sie sah nicht, wie faltig der herrliche Nacken geworden war.

An einem Maimorgen aber sagte ihr der Spiegel: „Hör' auf, dich selbst zu betrügen. Schau', was aus dir geworden ist!“

Und sie setzte sich nieder und erblickte ihr welches Gesicht, wie es war — und sie weinte um ihre verlorene Schönheit, wie sie niemals um ihren toten Gatten und ihren toten Sohn geweint hatte.

Ein Kleid, das sie zum ersten Male tragen sollte und das fünftausend Francs gekostet hatte, lag auf dem Bett. Sie sah es mit keinem Blicke an, sondern lehnte sich mit den Ellbogen auf den Toilettetisch und starrte in den grausamen Spiegel. Und darüber hinaus erblickte sie im Geiste ihr einstiges Reich, und Szenen kamen ihr in den Sinn, wo berühmte Schönheiten ihr nachgeblickt hatten, wenn sie eingetreten war. Um diese Huldigung der anderen Frauen, um diese widerstrebende Bewunderung ihres Geschlechts

trauerte sie. In diesem Rückblick wurde es ihr plötzlich klar, warum sie in den vergangenen Jahren immer größere Summen für ihre Kleider verschwendet hatte — sie sah mit Verbitterung, daß sie nur den immer aussichtsloser werdenden Wettkampf zwischen Gesicht und Toilette zu verlängern gesucht hatte.

Es mochte vier Wochen später sein, als ihr das Malheur widerfuhr, einen Saphir zu verlieren. Sie hatte eine nicht unbeträchtliche Belohnung für den redlichen Finder ausgesetzt, und als sie eines Nachmittags von ihrem Schläfchen erwachte, nahm sie mit großer Erleichterung die Meldung entgegen, daß der Edelstein von einem armen Mädchen gefunden worden sei, das im Vorzimmer warte.

„Wenn sie nicht unsauber ist, möchte ich sie sehen“, erwiderte Madame de Val Fleury.

Daraufhin trat ein junges Mädchen in einem fadenscheinigen Kleid ein. Sie war von so blendender Schönheit, daß die Freude der vornehmen Dame über den wiedergefundenen Edelstein von Neid erstickt wurde. Sie war stumm, als sie die Augen, den Teint, die wundervoll geformten Züge betrachtete.

„Sie haben also meinen Saphir gefunden?“ fragte sie endlich, wobei sie einen Seufzer unterdrückte.

„Jawohl, gnädige Frau.“

„Lassen Sie sehen! Wo haben Sie ihn gefunden?“

„In der Rue de Berri, gnädige Frau, nahe am Bürgersteig.“

„So. Ich bin froh, daß Sie ihn gefunden haben. Es ist auch für Sie ein Glücksfall, nicht wahr?“

Mit diesen Worten stand sie auf und öffnete ihr Pult.

„Gewiß, gnädige Frau“, antwortete das Mädchen, die Hände faltend.

„Wer sind Sie — ich meine, wovon leben Sie?“

„Ich arbeite bei Madame Wilhelmine, gnädige Frau.“

„Bei der Modistin? Warum suchen Sie sich nicht lieber eine Stelle als Probiermamsell? Sie sind — so hübsch.“

„Man hat mir gesagt, daß ich keine gute Figur habe, gnädige Frau.“

„Das ist wahr. Die Figur läßt zu wünschen übrig“, sagte die Dame liebenswürdig. „Aber Sie könnten mit Ihrem Gesicht Künstlern sitzen. Ich glaube, damit könnten Sie viel mehr Geld verdienen als bei der Modistin.“

„Ich weiß nur einen Weg, auf ehrliche Weise soviel Geld zu verdienen, wie ich brauche, gnädige Frau“, sagte das Mädchen mit leiser Stimme; „und ich brauche viel Geld.“

„Sie meinen die Lotterie?“

„Nein, gnädige Frau, etwas Aussichtsreicheres.“

„Ah! Was verstehen Sie unter viel Geld?“

„Gnädige Frau sehen, daß ich sehr arm bin. Was Ihnen eine Lappalie ist, wäre mir eine große Summe. Zum Beispiel hunderttausend Francs.“

„Hunderttausend Francs!“ wiederholte die Dame; „ein solcher Betrag ist für niemand eine Lappalie. Und Sie können sich so viel verdienen, sagen Sie?“

„Dank Ihrer Belohnung“, versetzte das Mädchen, indem es die Banknoten zusammenfaltete, die die Dame ihr gereicht hatte, „habe ich wenigstens die Möglichkeit, mir die Summe zu verdienen.“

„Und nicht in der Lotterie?“

„Nein, gnädige Frau, nicht in der Lotterie, sondern durch eine Reise, für die mir das Geld fehlte. Aber ich langweile die gnädige Frau?“

„Nein, nein, sprechen Sie nur weiter.“

„Nun denn, ich hab' die Armut satt; ich möchte viel lieber mein hübsches Gesicht hergeben und reich werden, als schön und eine Bettlerin bleiben.“

„Sie möchten viel lieber — was sagen Sie da?“

„Ich gehe auf den Schönheitsjahrmarkt, gnädige Frau“, sagte das Mädchen in entschlossenem Tone.

Die alte Frau sah sie bestürzt an.

„Auf den — was?“ fragte sie.

„Haben die gnädige Frau noch nicht davon gehört? Er findet einmal im Jahr statt. Es kann natürlich auch mißlingen, es glückt einem nicht immer, einen Tausch abzuschließen — oder, wenn es einem glückt, ereignet sich nachher das Wunder vielleicht nicht. Aber mir sagt eine innere Stimme, daß ich Glück haben werde.“

Die alte Dame wich erschrocken auf das Sofa zurück — sie zweifelte nicht: Das Mädchen war verrückt.

Dann raffte sie sich zusammen, um die Glocke zu erreichen, und stammelte: „Ach ja, ja, ich erinnere mich jetzt. Freilich, das ist wohl das Beste, was Sie tun können. Guten Tag. Ich wünsche Ihnen besten Erfolg.“

Die Kammerzofe brachte ihr das Riechsalz, sie bediente sich, und murmelte zitternd: „Verrückt! Wie schrecklich! Vollständig verrückt!“

Das Erlebnis ging ihr nicht aus dem Sinn. Sie mußte in der Nacht daran denken und am folgenden Morgen; dann wieder, als sie die zerrissene Kette und den Saphir zu ihrem Juwelier trug. Wenn der Unsinn, den das arme Geschöpf gesprochen hatte, nur wahr wäre! Welches Glück! Uebrigens war der

## Der Schönheits-Jahrmarkt

Ton, in dem sie es sagte, ganz vernünftig gewesen... Ach, natürlich war sie verrückt. Und doch — und doch, es geschahen auch Wunder. In Lourdes zum Beispiel. Tag für Tag mußte sie daran denken, und ihre Neugierde wuchs. Nun bedauerte sie den Schreck, der sie verhindert hatte, Einzelheiten zu hören.

Bevor eine Woche vergangen war, trieb sie die Neugierde, bei der Modistin Wilhelmine eine Besorgung zu machen.

„Sie haben ein junges Mädchen hier, das einen von mir verlorenen Edelstein gefunden hat,“ bemerkte sie; „ich sehe sie nicht im Laden.“

„Jawohl, gnädige Frau; sie ist in der Werkstätte. Welch ein glücklicher Zufall, daß gnädige Frau den Saphir wiederbekommen haben!“

„Ah, in der Werkstätte! Ist sie schon lange bei Ihnen? Sind Sie mit ihr zufrieden?“

„Fast zwei Jahre, gnädige Frau. Ich kann mich nicht beklagen.“

„Mir kam es vor, als sei sie etwas sonderbar. Haben Sie nichts dergleichen bemerkt?“

„Durchaus nicht, gnädige Frau. Sie war wohl nur etwas scheu. Nein, sie ist sehr aufgeweckt, hat gesunden Menschenverstand.“

„Vielleicht sagen Sie ihr, daß ich einen Augenblick mit ihr sprechen möchte“, stammelte die Dame.

Und als das Mädchen hereinkam, das ohne Hut noch viel schöner war, sagte sie ihr: „Können Sie heute abend um neun zu mir kommen? Es wird Ihnen nicht leid tun. Ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Als Madame de Val Fleury auf die Straße trat, war sie ganz atemlos und betäubt.

„Wenn sie also nicht verrückt ist,“ keuchte sie, „wenn sie also nicht verrückt ist — mein Gott, wäre es möglich —?“

Sie war abends nach Tisch zu einer Bridgepartie bei einer Nachbarin eingeladen, und sie war eine leidenschaftliche Bridgespielerin, aber sie sagte ohne das geringste Bedauern ab. Das allerneueste Buch ihres Lieblingschriftstellers lag bereit, und sie las leidenschaftlich gern, aber sie schlug das Buch nicht auf, während sie wartend dasaß. Pünktlich um neun ertönte die Glocke. Das Mädchen trat ein.

„Guten Abend. Nehmen Sie Platz. Nein, nein, nicht so weit weg. Kommen Sie näher. Sagen Sie mir — ich habe darüber nachgedacht, wovon Sie neulich gesprochen haben. Ist das wirklich wahr?“

„Gnädige Frau meinen mein Vorhaben?“

„Ich meine den Ort. Existiert der wirklich?“

„Aber gewiß, gnädige Frau!“

„Wo?“

„In der Bretagne, gnädige Frau. In der Nähe von Pont Chouay.“

„Aber das klingt ja ganz unglaublich! Ich bin überzeugt, daß Sie mir die Wahrheit sagen, aber — seit wann wissen Sie davon?“

„Seit sich dort vor vier Jahren das erste Wunder ereignete, gnädige Frau. Damals lebte ich im Dorfe selbst. Ein kleines Mädchen, die Tochter des Müllers, verbrannte sich das Gesicht — ach, es war ein entsetzlicher Anblick! — und ihre Mutter betete kniend die ganze Nacht hindurch, sie möchte doch lieber die Brandwunden im Gesicht haben anstatt ihres Kindes. Und bei Tagesanbruch war es wirklich so, das Gesicht des Kindes war makellos wie sonst.“

„Das überrascht mich aufs höchstel! Wie heißt das Dorf?“

„St. Pierre des Champs, gnädige Frau. Wenn gnädige Frau sich dort erkundigen, so wird Ihnen jeder bestätigen, was ich Ihnen erzählt habe.“

„Und haben sich seither ähnliche Wunder ereignet?“

„An jedem siebenten September bei Tagesanbruch. Ich versichere Ihnen, gnädige Frau, daß ich die Wahrheit spreche.“

„Hören Sie mich an. Ich werde hinfahren und mich erkundigen. Wenn ich befriedigt bin, wollen Sie dann — Ihr Gesicht gegen das meine tauschen? Ich will nicht mit Ihnen feilschen, sondern Ihnen den Preis geben, den Sie verlangt haben. Es ist eine große Summe, hunderttausend Francs, aber Sie sollen sie haben.“

„Was den Preis betrifft,“ antwortete das Mädchen zögernd, „so müßte ich mir das noch überlegen.“

„Was? Es ist doch die Summe, die Sie genannt haben?“

„Jawohl — für einen Tausch. Aber es wäre ja möglich, daß ich mit jemandem in meinem Alter tausche. Das würde ich natürlich vorziehen.“

„Sie glauben doch nicht etwa, daß Ihnen ein junges Mädchen hunderttausend Francs bezahlen würde?“ rief die Dame aus, die zusammengezuckt war; „wofür auch, wenn sie jung ist?“

„Für Schönheit. Es gibt viele junge Mädchen, die das gern täten.“

„In dem kleinen Dorfe doch wohl nicht.“

„Ach, gnädige Frau, es kommen Leute aus allen Windrichtungen herbei. Und dann — ich täte vielleicht besser, nur fünfzigtausend Francs und ein junges Gesicht gegen meines einzutauschen, als hunderttausend Francs und ein — ein reiferes Gesicht. Gnädige Frau werden begreifen, daß ich auch nur menschlich und gegen das andere Geschlecht nicht gleichgültig bin. Wenn ich alle meine Aussichten auf Bewunderung, Anbeter, Gatten

opfer, so ist das schon eine große Summe wert."

"Ich werde mich erkundigen," wiederholte die Dame tief gedemütigt; „wie heißen Sie?"

„Berthe Cheron, gnädige Frau."

„Schreiben Sie mir den Namen und Ihre Privatadresse auf. Wenn mich die Erkundigungen befriedigen, vielleicht werden wir dann noch einig."

In der Nacht träumte der alten Frau, sie hätte ihre unvergleichliche Schönheit wieder erlangt und alle Frauen in ihrem Kreise beneideten sie.

Noch in derselben Woche reiste sie nach der Bretagne, und als sie heimkehrte, bebte sie noch vor Erregung über das Gehörte. Sie vereinbarte mit der jungen Modistin, daß sie zusammen nach St. Pierre führen, und daß der Preis auf hundertzwanzigtausend Francs erhöht würde, falls die Verwandlung eintrete.

In der Zwischenzeit waren die Erwägungen der alten Dame doch nicht ganz frei von Besorgnis. Wenn der langersehnte Tag ihr wirklich die Schönheit des jungen Mädchens bescherte, würde sie niemand wiedererkennen, weder der Kreis, in dem sie verkehrte, noch ihr Bankier Septfous, der eigentlich alle ihre Angelegenheiten besorgte, ja, auch ihre Dienerschaft nicht, wenn sie nach Paris zurückkehrte. Erklärungen wären gleichbedeutend mit fortgesetzten Verlegenheiten. Es wäre vielleicht das beste, ihren Namen zu ändern. In dem Falle würde sie zwar auf einige Freunde verzichten müssen, die ihr nahestanden, aber... Wieder erblickte sie sich im Geiste als blendende Schönheit und atmete tief auf. Millionenmal würde ihre Schönheit sie für alles entschädigen.

Ihr Einkommen bestand in Dividenden von Pfandbriefen und Straßenbahnaktien; außerdem hatte sie ein bedeutendes Depot bei der Bank. Sie teilte also Herrn Septfous mit, sie habe sich entschlossen, ganz auf das Land zu übersiedeln, und ließ sich einen Kreditbrief von ihm — an den Ueberbringer auszahlen — auf ihr ganzes Bargeld ausstellen; auch ihre Wertpapiere verlangte sie zurück.

Sie wollte sich in Zukunft Madame Victorine de Beaulieu nennen.

Am späten Abend des sechsten September kam die alte Dame mit dem jungen Mädchen in St. Pierre des Champs an. Madame de Val Fleury war sehr ungeduldig und erschöpft, denn der Zug hatte arge Verspätung.

Als sie endlich auf den kleinen mondbeschiedenen Marktplatz kamen, auf dem sich viele leere Buden befanden, wogte eine große Menschenmenge auf und nieder. Die meisten Männer und Frauen trugen Laternen und sahen einander gespannt ins Gesicht.

Eine der Buden schien für den einen Abend weitervermietet worden zu sein, denn das Schild trug die Inschrift: Christophe, „Käse, Eier, Butter“, aber darin verkaufte ein Buckliger elektrische Fackeln. Als die beiden zu dem Altar gelangten, der neben der Mühle errichtet worden war, hatten sie noch kein besonders hübsches Gesicht gesehen, die Mädchen, die offenbar ihre Schönheit verkaufen wollten, waren zumeist bäuerlich, gesund und drall, sonst nichts. Unter denen, die Schönheit käuflich erwerben wollten, fand man schon verschiedenere Typen. Da blickte ein alter Wüstling, dessen Haar gefärbt, dessen Wangen geschminkt waren, gierig einem Jüngling ins Gesicht, der seine Laterne in die Höhe hob und den Alten höhnisch abwies. Dort erblickte man ein Individuum mit listigem Munde und verschlagenen Augen, offenbar einen Bauernfänger, der um die Physiognomie eines Einfaltspinsels feilschte. Ein Mann mit einem runden, lustigen Gesicht wendete sich flink wie ein Pfeil einem melancholischen Gesicht nach dem andern zu, und ein Vorübergehender sagte laut genug, daß jeder es hören konnte: „Schaut euch den Komiker Jibily an — der scheint darauf versessen zu sein, tragische Rollen zu spielen!"

Höchst unangenehm war der unaufhörliche schrille Ruf einer Schönheitshändlerin, die vorüberhumpelte, eine ganze Reihe von Dienstmädchen hinter sich: „Schöne Gesichter billig zu haben! Schöne Gesichter billig zu haben!"

In der Nähe der Mühle am Bach wurde es empfindlich kalt. Die alte Dame zitterte erbärmlich. Bald betete, bald verzweifelte sie. Mehr als einmal blickte sie, bald voller Hoffnung, bald in größter Spannung, ihrer Begleiterin ins Gesicht, um eine Spur des ersehnten Tausches zu entdecken, aber das Gesicht blieb unverändert. Im hellen Mondschein sah sie noch viel lieblicher aus, und die alte Frau schlang in sehnüchtigem Verlangen die Hände ineinander.

Langsam verblich das Mondlicht. Die Morgendämmerung brach an, der Himmel wurde streifig; hundert Gesichter wendeten sich flehend empor, hundert Betende erzitterten. Der Schauplatz wurde trübe, und ein Beben und Rauschen ging durch die zusammengedauerten Gestalten. Plötzlich ertönte die Stimme einer Frau: „Umsonst!" und ein Schluchzen folgte. Berthe Cheron, voller Angst, daß der Augenblick gekommen sei, da sie hohlwangig und verrunzelt geworden, erschauerte und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Ihre Begleiterin, die von Erschöpfung und Bangen halb betäubt war, beugte sich tief zu der schimmernden Wasserfläche hinab. Diese schien zurückzuweichen und

## Der Schönheits-Jahrmarkt

hatte plötzlich ein unwirkliches Aussehen. Ihr Herz klopfte in plötzlichem Schrecken wie ein Schmiedehammer — sie wußte nicht, ob das Bild, das sie erblickte, ihr eigenes oder das von Berthe Cheron hinter ihr war. Wie eine Wahnsinnige nickte sie dem Spiegelbilde zu, schnitt Gesichter und gestikulierte heftig.

Es war geschehen!

Sie stieß einen schrillen Freudenschrei aus — wie sie glaubte; in Wahrheit war sie lautlos in Ohnmacht gesunken.

\*

Sie sah und hörte nichts von Berthe Cheron, nachdem sie ihr das Geld ausbezahlt hatte. Victorine de Beaulieu ließ sich von einer Dame betreuen, deren Geburt ihr Tür und Tor der besten Gesellschaft öffnete, deren Vermögensverhältnisse sie aber zwingen, das materielle Angebot der Madame de Beaulieu anzunehmen. Victorine war die Sensation von Paris. Die herrlichen Toiletten, die sie sich leisten konnte, ließen ihre Schönheit noch überirdischer erscheinen als die von Berthe Cheron. Die Leute stießen und drängten, wenn sie ausfuhr, um sie zu sehen. Sobald sie in ihre Loge trat, waren die Blicke der Anwesenden ebensooft auf sie gerichtet wie auf die Bühne. In den Salons verblaßten die Schönheiten, die bisher allgemein bewundert worden waren, bei ihrem Eintritt wie Kerzenlicht im Sonnenschein. Sie war einzig, und sie schwelgte in diesem Bewußtsein.

Und doch hatte die Verwandlung auch Nachteile. Victorine vermißte schmerzlich ihre Bridgепartie mit den alten Freunden, und trotz der Freuden, die ihr der Spiegel verschaffte, gab es doch Stunden, in denen sie mit der Zeit nichts anzufangen wußte. Und die jugendliche Schönheit hatte sich natürlich nicht auch auf die Hände erstreckt, auch nicht auf ihre Gestalt oder ihr Gemüt.

Das war der große Nachteil: nur ihr Gesicht war jung. Sonst war sie alt. Die Miedermacherin konnte ihre Figur nicht dem Gesicht entsprechend verjüngen. Der Arzt konnte ihr die Kräfte nicht wiedergeben, die unwiderruflich dahin waren.

Die Männer huldigten der „jungen Witwe“, deren Schönheit so verblüffend war. Aber nach den ersten Schauern des Entzückens darüber empfand sie Langeweile. Die glühende Anbetung des andern Geschlechts weckten keinen verständnisvollen Funken in ihr. Ihr altes Herz schlug nicht schneller. Die schwärmerischen Gefühlsergüsse, denen sie zu lauschen hatte, kamen ihr so furchtbar dumm vor; sie sehnte sich in ihr Schlafzimmer, nach Schlafrock und Pantoffeln, nach ihrer Tasse

Baldriantee. Als sie zum drittenmale in der Saison einen Heiratsantrag erhielt, mußte sie die größten Anstrengungen machen, um ihr Gähnen zu unterdrücken.

„Warum sind Sie so gefühllos — warum wollen Sie mich nicht erhören?“ rief ein Anbeter nach dem andern ihr zu.

Und sie antwortete verdrießlich: „Ich bin nicht so empfänglich, die Liebe interessiert mich nicht, ich bin der Eroberungen müde.“

Und bald nannte ganz Paris sie „die liebesmüde junge Witwe.“

Manchmal im Winter, wenn sie die Ueberzeugung hatte, heute würde sie wieder ein Mann um Liebe anflehen, blieb sie der Gesellschaft fern, schlüpfte in ihren Schlafrock — nicht einmal die Aussicht, andere Frauen zu überstrahlen, verlockte sie mehr — und spielte mit ihrer neuen Kammerjungfer eine Partie Patience.

Als sie im Sommer mit Koffern voll herrlicher Toiletten an die See ging, seufzte sie vor Sehnsucht nach ihren alten Freunden. Bisher war sie immer mit Altersgenossen am Strand gewesen, mit denen sie vergnüglich geplaudert hatte. Jetzt schien sie zu jung für den Kreis der Alten; war aber zu alt, um an den Zerstreungen der Jugend teilzunehmen. Mit steifen Gliedern und kurzem Atem blickte sie verdrossen den lachenden Frauen nach, die zum Tennisplatz pilgerten. Die Formen verschrumpft unter dem jugendlichen Kleide, wagte sie es nicht, ein Badekostüm anzuziehen und sich so den Blicken der Sirenen zu zeigen, die vor den Badehäuschen herum-schlenderten. So seltsam es auch schien, die Tatsache stand fest: ihre Jahre drückten sie diesen Sommer viel mehr, als früher, da ihr Aussehen ihrem Alter entsprach.

Am Jahrestage des Wunders war sie schlechter Laune und litt an Ischias.

Sie hatte bei einem Jour einen jungen Mann kennen gelernt, der an der Schwelle einer großen Karriere stand, einen gewinnenden, lieben Jungen — so ähnlich hatte sie sich vor achtunddreißig Jahren die Entwicklung ihres eigenen Sohnes ausgemalt. Auf dem Jour hatte sie sich des schüchternen Jungen angenommen und ihn auch eingeladen; wie einen Schuljungen, für den man sich interessiert. Und merkwürdigerweise faßte die alte Egoistin eine aufrichtige Zuneigung zu Guy Verne — ihr Leben kam ihr nicht mehr so inhaltslos, so leer vor, und wenn sie seine Zukunftspläne anhörte und ihn wegen kleiner Mißerfolge tröstete, so schien es ihr fast, als wäre ihr Sohn am Leben geblieben.

Eines Tages schlang er plötzlich seine Arme um sie und bat sie, seine Frau zu wer-

den. Es war entsetzlich. Schaudernd stieß sie ihn zurück.

„Guy! Nicht doch, nicht!“

Er flehte sie an.

„Begreifen Sie doch, Guy!“ klagte sie; „ich werde schon im Grabe liegen, wenn Sie noch ein junger Mann sein werden.“

Er glaubte, sie wollte damit andeuten, daß sie ein Leiden habe.

zeugung gewonnen hätte, weil sie sich so sehr für seine Zukunft interessierte. Er überhäufte sie mit Vorwürfen, sie habe ihm das Herz gebrochen, ihn getäuscht, sich über ihn lustig gemacht, nur um sich zu unterhalten.

„Das ist nicht wahr.“ Sie begann zu weinen. „Ich habe Sie wirklich lieb, mehr als sonst jemanden auf der Welt. Aber nicht so; so werde ich nie im im Leben mehr lieben können.“

„Ich wollte, ich hätte dich nie gesehen!  
Ich wollte,  
ich wäre tot!“



Männer und Frauen sahen einander  
gespannt ins Gesicht.

„Ich werde dich gesundpflegen, Geliebte. Ich liebe dich mit meiner ganzen Seele, Victorine!“

„Das bilden Sie sich nur ein, Guy, weil Ihnen mein Gesicht gefällt.“ erwiderte sie; „an mir ist nichts, was Sie lieben könnten; ich bin so grundverschieden von Ihnen, als wenn ich um fünfzig Jahre älter wäre. Habe ich Ihnen je ein Wort gesagt, aus dem Sie hätten schließen können, daß ich Sie liebe, wie man einen zukünftigen Gatten liebt?“

Er entgegnete heftig, daß er die Ueber-

„Sie dürfen nicht wiederkommen“, sagte sie ihm endlich mit Anstrengung; sie wußte erst jetzt, wie lieb er ihr geworden war. „Es tut mir so leid, Guy, so furchtbar leid!“

Er fiel ihr zu Füßen und flehte sie von neuem an. Dann bat er sie um einen Kuß, bevor er von ihr ging. Sie war tiefunglücklich, als sie sich über ihn beugte.

„Mein Gott,“ schluchzte er auf, „ich bete dich an, Victorine, und du küssest mich, als wärest du meine Mutter!“

Der Spiegel gab ihr keinen Trost. Verlassen starrte sie auf das fremde Gesicht.

## Der Schönheits-Jahrmarkt

Das war nicht sie. Die reizlose Gestalt, das übersättigte Gemüt, die verbrauchte Leidenschaft und die Gebrechen — das war sie. Was hatte sie von einem jugendfrischen Gesicht ohne den Pulsschlag der Jugend?

Und mitten in ihrem Kummer überfiel sie eine Frau; deren blasse Lippen bebten, um ihr bittere Vorwürfe zu machen.

„Sie haben meinen Sohn auf dem Gewissen,“ sagte sie; „er vernachlässigt seine Arbeit, er denkt an nichts als an Sie. Ich hoffe und bete, daß Sie dafür bestraft werden, wie Sie es verdienen!“

„In Guys Alter geht man an einer törichten Leidenschaft nicht zugrunde“, machte Victorine geltend.

„In Ihrem Alter ist eine solche Antwort abscheulich,“ versetzte die andere; „Ihr Zynismus verringert Ihre Schuld nicht. Wenn je ein Mädchen einen jungen Mann ermutigt hat, so haben Sie es mit Guy getan. So töricht auch seine Leidenschaft für Sie sein mag, er liebt Sie. Mit welchem Rechte haben Sie ihn fortwährend zu sich eingeladen, wenn Sie gar nichts für ihn empfinden? Sie haben ihn schmähsch behandelt.“

„Sie sind doch eine Mutter, kennen Sie nur eine Art von Liebe? Ich bin Ihrem Sohn wirklich sehr zugetan; mein Interesse an seiner Zukunft war nicht geringer als das Ihre. Ich schwöre Ihnen, daß ich über den Ausgang unserer Freundschaft so unglücklich bin, daß ich an nichts anderes denken kann.“

Madame Verne näherte sich ihr mit geballten Händen.

„Ihre Heuchelei ist noch empörender als Ihr Zynismus. Ob ich mehr als eine Art von Liebe kenne? Gewiß. Aber nicht, wenn es sich um ein junges Mädchen und einen jungen Mann handelt. Sie schwören mir, daß Sie darüber unglücklich sind. Ich schwöre Ihnen etwas anderes. Mein Junge ist mein Ein und Alles — und ich zittere um ihn, denn ich weiß nicht, was er in seiner Verzweiflung tun kann. Wenn ich ihn verliere, werde ich mich rächen. Nehmen Sie sich in acht, Madame de Beaulieu! Nehmen Sie sich in acht, wenn Sie von seinem Tode hören! Noch am selben Tage oder im selben Monat oder im selben Jahr — sobald ich Ihrer habhaft werden kann — werde ich Ihnen Vitriol ins Gesicht schütten!“

Sie ging, und als die Kammerjungfer eintrat, fand sie ihre Herrin ohnmächtig auf dem Boden liegen.

Ihre Nerven waren so zerrüttet, daß sie eine ganze Woche im Bett bleiben mußte. Und viele Wochen nachher getraute sie sich vor Angst nicht, ihre Wohnung zu verlassen. Ihrer Dienerschaft befahl sie wohl hundertmal, keinen Fremden, am allerwenigsten aber

Madame Verne, Einlaß zu gewähren. Solche Vorsichtsmaßregeln trugen nicht dazu bei, sie in Seelenruhe zu versetzen. Wenn sie sich nun im Spiegel besah, so blickte ihr ein angstverstörtes, abstoßendes Gesicht entgegen. Die Nacht brachte ihr so fürchterliche Träume, daß sie mehr als einmal bei einem Schrei erwachte, den sie selbst ausgestoßen hatte. Sie war so furchtbar aufgeregt, daß sie sich dreimal verleiten ließ, Madame Verne telefonisch anzurufen und sich teilnehmend nach ihrem Befinden zu erkundigen; wenn die Mutter dann abläutete, ohne sie einer Antwort zu würdigen, konnte das arme alte Geschöpf sich kaum auf den Beinen halten vor Angst.

Endlich erfuhr sie zu ihrer unaussprechlichen Erleichterung, daß Madame Verne und ihr Sohn nach Monako abgereist seien, nun konnte sie nach langer Zeit wieder mit einem Gefühl der Sicherheit in ihr Auto steigen. Aber der Gedanke, daß sie über den armen Jungen Unglück gebracht hatte, verließ sie nicht. Sie suchte ihn abzuwehren, indem sie sich in ein Buch vertiefte, aber sie konnte dem Roman keinen Reiz mehr abgewinnen. Eines Abends war sie in einem kleinen Theater in Montmartre; als sie es verließ, fuhr sie zusammen und blieb zitternd stehen. Sie war magnetisiert, sie konnte den Blick nicht abwenden, es durchzuckte sie, als wären Tote wieder auferstanden vor ihr. Sie erblickte das Gesicht, das einst das ihre gewesen war — es war Berthe Cheronf.

Diese war ebenfalls wie angewurzelt stehen geblieben, und einige Sekunden starrten die beiden einander stumm an — aus den Augen des schöngekleideten Mädchens, aus ihren runzeligen Wangen sprach die Reue. Sie begann zuerst.

„Gott verdamme Sie!“ sagte sie.

„Was soll das heißen? Ich habe mich doch höchst anständig gegen Sie benommen — oder nicht?“ stammelte die andere.

„Ich wollte — ich wollte ...“, es würgte Berthe in der Kehle vor Groll.

„Ich habe Ihnen bezahlt, was Sie verlangten.“

„Und wenn Sie mir eine Million bezahlt hätten, es wäre nicht genug gewesen. Sie haben gewußt, wer von uns das bessere Geschäft gemacht hat. Was nützt einem das Geld ohne die geringste Freude? Glauben Sie vielleicht, schöne Kleider entschädigen einen dafür? Ich will tanzen, ich will küssen! Der Teufel hole Ihr Geld — ich will Liebe!“

„Schreien Sie doch nicht so! Der Mann dort drüben schaut schon her!“

„Mich schaut er nicht an. Keiner schaut mich an. Sie haben mich bezahlt? Ach, wenn es nur wieder wäre wie früher, so könnten





„Gott verdamme Sie!“ sagte Berthe Cheron.

Sie sich eine andere Närrin suchen — mich würden Sie nicht noch einmal drankriegen!“

„Wenn es wieder sein könnte wie früher, so würde ich auch nicht mehr tauschen wollen“, stöhnte Madame de Beaulieu.

„Was?“

„Jawohl, es ist mein Ernst.“

Sie schwiegen beide, eine sah die andere prüfend an.

Plötzlich sagte Madame de Beaulieu: „Ich möchte Sie etwas fragen. Begleiten Sie mich

— dort ist mein Auto. Aber hören Sie mit Ihren Schmähungen auf — ich bin eine alte Frau und kann es nicht ertragen.“

Unterwegs erklärte sie weinend ihre Lage.

„Sie werden sich natürlich wundern, daß ich unzufrieden bin — ich habe doch erreicht, was ich so heiß ersehnte! Aber während Sie die Fähigkeit behalten haben, alles zu genießen, geht sie mir vollständig ab. Ja, wenn ich Ihnen auch Ihre Jugend hätte abkaufen können, so wäre es anders gewesen.“

## Der Schönheits-Jahrmarkt von Leonard Merrick

Alte Menschen sind am glücklichsten mit ihren alten Freunden, ihren alten Gewohnheiten. Wir haben beide einen Irrtum begangen. Wenn — was glauben Sie, wenn wir noch einmal dort hingingen —?“

„Nach St. Pierre?“ keuchte Berthe Cheron.  
„Jawohl. Und wenn wir demütigen Geistes, zerknirscht, Verzeihung für unseren Irrtum erflehten — glauben Sie, daß er vielleicht ungeschehen gemacht werden könnte?“

„Ach, lassen Sie es uns jedenfalls versuchen!“ rief Berthe Cheron aus, indem sie die Hand der anderen ergriff und in Tränen ausbrach. „Aber ich könnte Ihnen“, stammelte sie bestürzt, „nur die Hälfte Ihres Geldes zurückerstatten.“

„Ich verlange nicht einen Sou zurück, Sie können das Geld als Mitgift behalten.“

In der Wohnung der alten Dame sprachen sie noch viele Stunden miteinander; beide weinten heftig, und eine tröstete die andere.

Sie mußten noch vier Monate warten, aber am Abend des sechsten September erreichten die beiden Opfer ihrer eigenen Torheit noch einmal St. Pierre des Champs. Wieder bewegten sich Gestalten und Laternen auf dem unheimlichen Marktplatz, wieder hörten sie die schrille Stimme des alten Weibes, das vor den leeren Buden hin und her schlurfte: „Schöne Gesichter billig zu haben! Schöne

Gesichter billig zu haben!“ Und wieder war die Nacht so lang und so kalt, und die Zähne der Büsserinnen klapperten, und die ältere von ihnen betete, wie nie zuvor im Leben.

\*

Einige Tage später öffnete sich die Tür bei Bankier Septfous, und eine Dame trat ein.

„Meine liebe Madame de Val Fleury!“ rief er überrascht aus, „ich freue mich herzlich, Sie in Paris begrüßen zu können! Darf ich hoffen, daß Sie nun wieder ständig hierbleiben, gnädige Frau?“

„Jawohl, lieber Freund — das Land ging mir schon auf die Nerven. In meinem Alter ist nicht jeder Wechsel wünschenswert“, versetzte die alte Dame mit strahlendem Gesicht.

Am selben Tage sagte ein Mann zu einem anderen: „Du, ich muß dir etwas erzählen. Gestern sah ich bei Bullier ein junges Mädchen, das genau so aussah wie die Beaulieu, die doch nach New York oder sonst wohin verschwunden ist — mit dem Unterschied, daß sie einen Schatz hatte, den sie glücklich anlächelte.“

„Wahrhaftig, ein beneidenswerter Kerl! Kennst du ihn?“

„Gewiß, es ist Guy Verne.“

(Autorisierte Uebersetzung von Anna Kellner.)



# Scherz beiseite



## SELTSAME MODEN

In der Rokokozeit, als die gepuderten Haare die große Mode waren, hatten viele Menschen ein eigenes Puderkabinett. Dort wurde der Puder gegen die Decke gestäubt, und er senkte sich dann in sanftem Fall auf den Kopf nieder. Damit der feine Puder nicht in Augen, Nase und Mund kam, mußte der Gepuderte während dieses Vorganges sein Gesicht in eine Tüte stecken. Nur die Vornehmen durften sich pudern, dem „gemeinen“ Volk war es verboten.

\*

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts herrschte bei den Modeherren in Frankreich eine wahre Westenleidenschaft. Besonders beliebt waren Westen mit gestickten und eingewebten Bildern. Es gab Westenserien mit fortlaufendem Bilderschmuck, z. B. mit Szenen aus Schauspielen und Opern. Damit kein Bild der Serie fehlte, wurden die Westen gleich dutzendweise gekauft.

\*

Bei den Santal in Vorderindien findet jährlich einmal ein „Familienstag“ statt, mit dessen Eigenart sich kein europäischer messen kann. Bei dieser Zusammenkunft verstopfen sich die Familienmitglieder die Ohren mit Watte, schließen sich in dem Hause des Familienoberhauptes ein und fangen, sobald die „Feier“ durch ein Zeichen eröffnet wurde, an, sich gegenseitig in der größten und gemeinsten

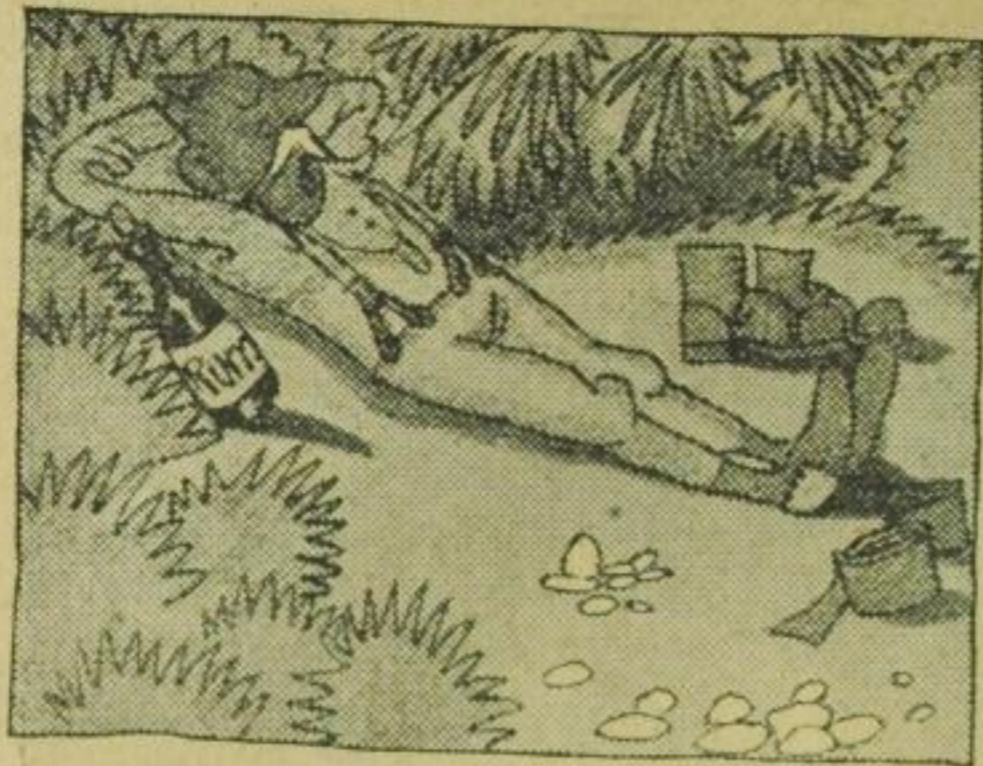
Weise zu beschimpfen. Sie wenden ihre ganze Stimmenkraft auf, und dennoch versteht infolge der Watte-Isolierschicht einer den andern nicht. Wenn sie alle Kraft und Phantasie im Erdenken neuer Beschimpfungen erschöpft haben, ist das „Fest“ beendet.

\*

Als im 18. Jahrhundert die Mode die engen Beinkleider vorschrieb, wagte Kaiser Alexander I. von Rußland sich nicht zu setzen, aus Furcht vor dem Aufplatzen des Kleidungsstückes. Der Herzog von Artois ließ beim Ankleiden die Hose von mehreren Bedienten halten und sprang von oben hinein, weil er auf die gewöhnliche Weise nicht hineingekommen wäre.

\*

In Berlin wurde im Jahre 1675 das Tabakrauchen mit Gefängnis und Prangerstehen bestraft. Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts war in derselben Stadt das Zigarrenrauchen in den Straßen wegen der damit verbundenen Feuersgefahr verboten. Uebertretungen wurden mit zwei Taler Strafe geahndet. Erst während der Cholerazeit 1831 wurde das öffentliche Zigarrenrauchen als Krankheitverhütungsmittel gestattet. Die Raucher mußten jedoch ihre Zigarren in Drahtgestellen tragen und vor jedem Posten aus dem Munde nehmen.



### SPOTT UND HOHN

Sie sprachen über Tutanchamen. „Ist das nicht wunderbar?“ sagte er. „Betten und Stühle hat man wohlerhalten vorgefunden, die dreißig Jahrhunderte alt sind!“ — „Ich sage dir immer,“ antwortete sie, „daß man nur das Beste kaufen soll; es ist ja doch immer haltbarer als die billigen Sachen!“

\*

„Haben Sie schon gehört, was für ein Pech das Fräulein Julie gehabt hat? Also sie geht mit dem Verlobungsring, den Meyer ihr gegeben hat, zum Juwelier zurück, weil sie ihn schätzen lassen möchte.“

„Aber das ist doch weiter kein Verbrechen?“

„Das nicht, aber der Juwelier hat ihn ihr nicht wiedergeben wollen. Er sagt, Meyer ist ihn schuldig geblieben.“

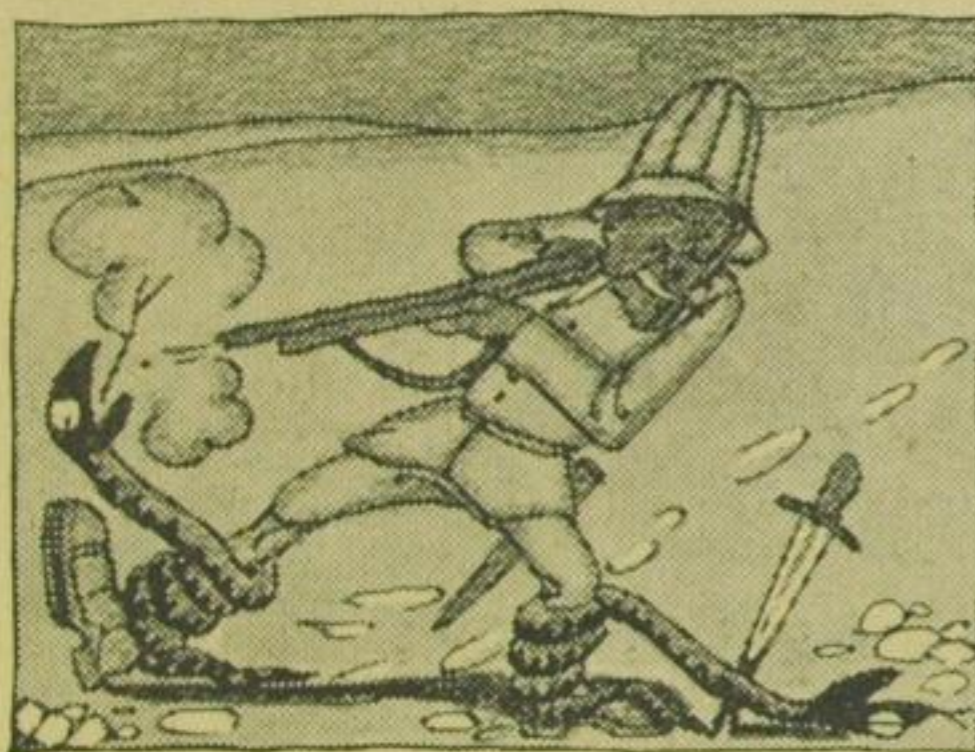
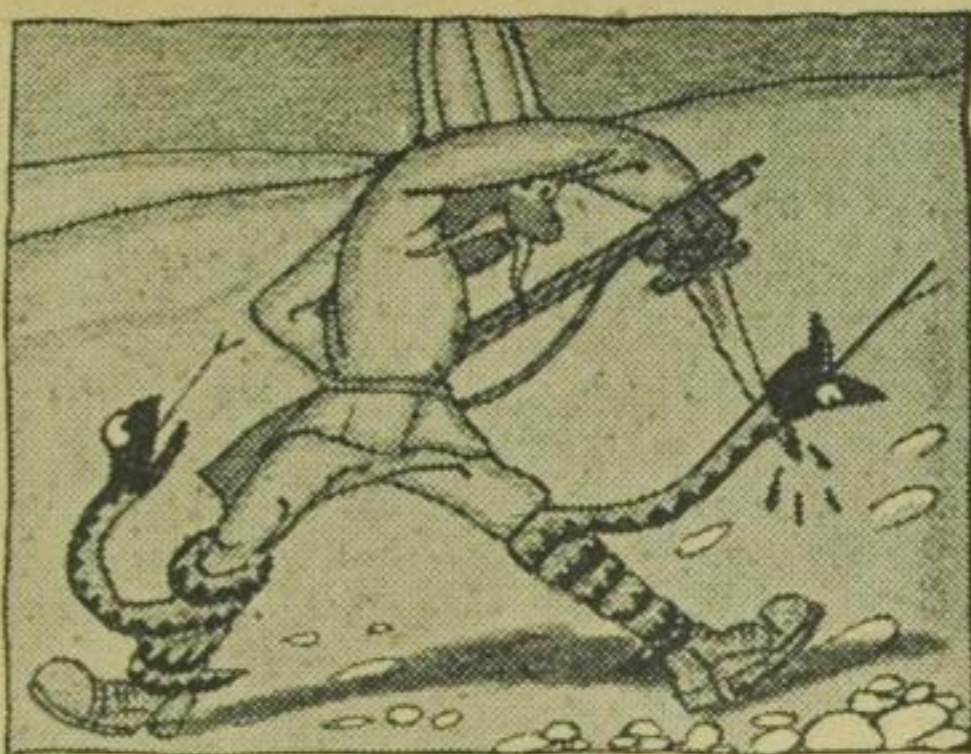
\*

Während der Varietévorstellung entstand hinter der Szene eine plötzliche Aufregung, und der Direktor stürzte nach hinten: „Um Gottes willen, was ist denn los?“ — „Ach nichts,“ sagte der Inspizient, „der Feuerfresser war nur zerstreut und hat sich das

brennende Ende der Zigarette in den Mund gesteckt.“

\*

Ein Bauer kam zur Beichte. Der Pfarrer fragte ihn nach der Dreifaltigkeit, von der dieses Beichtkind aber nichts wußte. Der Geistliche suchte ihm den Begriff der Dreieinigkeit klarzumachen und sagte zuletzt: „Lieber Freund, ich will dir ein Gleichnis geben. Denke dir, du wärest Gott der Vater, und deinen Sohn sieh an als wäre er Gottes Sohn, deine Frau aber halte für den Heiligen Geist. Nun merke: ihr alle drei seid eins, ihr habt ein Wesen, einen Haushalt und wohnt beieinander. Das gibt eine Dreieinigkeit.“ Nach einem Jahre kam der Bauer wieder beichten. Die erste Frage des Pfarrers war, ob er nun an die Dreifaltigkeit glaube. „Nein,“ sprach der Bauer, „ich glaube allein an die zwei ersten, das ist an den Vater und den Sohn. An den Heiligen Geist aber glaub' ich nicht. Denn alles, was der Vater und der Sohn mit großer, harter und saurer Arbeit gewinnen, das verschleckt, verpraßt und vertut der Heilige Geist in Grund und Boden.“



## ANEKDOTEN

Der Professor der Poesie Taubmann war am sächsischen Kurfürstenhofe um seines Humors, Witzes und seiner Schlagfertigkeit willen sehr beliebt. Diesen aus einfachen Verhältnissen stammenden Professor wollte ein Hofmann einst verspotten und er sagte, als ihn Taubmann bei der Hand hielt: „Sie haben große Hände, die sich zum Dreschen gut eignen würden.“ „Ja, ja,“ erwiderte Taubmann, „den Flegel hab ich schon in der Hand.“

\*

Als man Schillers „Räuber“ zu Frankfurt das erstemal aufführte, trat, nach dem ergötzlichen Bericht eines Theaterkalenders von anno 1784, der Darsteller des Franz Moor mit einem mächtigen Buckel, schiefen Beinen, brandrotem Schopf und starken, rotgemalten Augenbrauen auf. Dem Publikum sagte das durchaus nicht zu, und da und dort begann man laut und ungeniert sein Mißfallen zu bekunden. Auf den Schauspieler verfehlte dies seinen Eindruck keineswegs; als er, wenige Szenen später, um seinen für tot ausgegebenen Bruder trauerte, erschien er — ohne Buckel.

Die Schauspieler Delessart und Dugazon standen im Duell einander gegenüber. Delessart war sehr fett, sein Gegner um so schwächer. Dugazon teilte deshalb zuvor den Oberkörper des Dicken durch einen Kreidestrich von oben nach unten in zwei gleich breite Teile und erklärte entgegkommend: „Gestatten Sie mir, mich beim Fechten auf die eine Hälfte zu beschränken. Ich wäre im andern Falle zu sehr im Vorteil...“

\*

Dem französischen Finanzminister Colbert wurde allen Ernstes als neue Einnahmequelle eine Steuer auf Geisteskräfte vorgeschlagen mit dem Bemerkten, daß diese Steuer jeder gern zahlen würde, um für keinen Dummkopf zu gelten. „Vortrefflich,“ sagte Colbert zu dem Unterbreiter dieses Planes, „dafür sollen Sie von dieser Steuer — frei sein!“

\*

Die spanische Adelsfamilie der Valdez führte ihren Stammbaum in folgender Weise: „Zuerst kam Valdez I., darauf Valdez II., auf ihn folgte Valdez III., und dann hat Gott die Welt erschaffen.“

Hotel  
**ZUR ROTEN AMPEL**

BERLIN, .....

Bes.: Gustav Engelhorn

Geliebter Frau! Mir geht es so recht gut.  
Auch hast du mich im Lauf das ich nachleben.  
Mit gutem Appetit bin ich ohne Lust  
und an dem Tisch zu verweilen wie eine Waise

Das ist das nicht so schlimm, du hast dich mir.  
Am Abend hab ich Matheppen bei dem Essen. ...  
Die Untergewandlung mag ganz möglich sein,  
es war mir eine neue bestellte Hemde...

Ja mein Großvaterleben ist famos.  
Und ein Kobold ist für ein Wein und Linsen!  
Ganz vernehmlich, das eine Waise mich bloß:  
wie kommt es mir die goldenen Ufer zu befehlen!

Hochguten war sie ganz bestimmt nach da,  
in Feindin pagt mich ein gut es wäre,  
und als ich später wieder nach ihr sah -  
na sie ist sie und ist mir eine Lese.

Ich lauffen künfft die mein mein Vff:  
Ja was nicht ein der Postenormäp empfangen  
sich hoch wachse. Und ofen jure Geir.  
Im Lumbüsch fort ob kein Mumpf gesunden.

Wenn du einmal im Kinnel sehen wirst!  
Lafend und Lafeltrieb und Tanzballäpfe.  
Und ein Fowlatt! Ich bin noch fingerhüch.  
Ganz springelblont. Nicht ein in im from Kuffen.

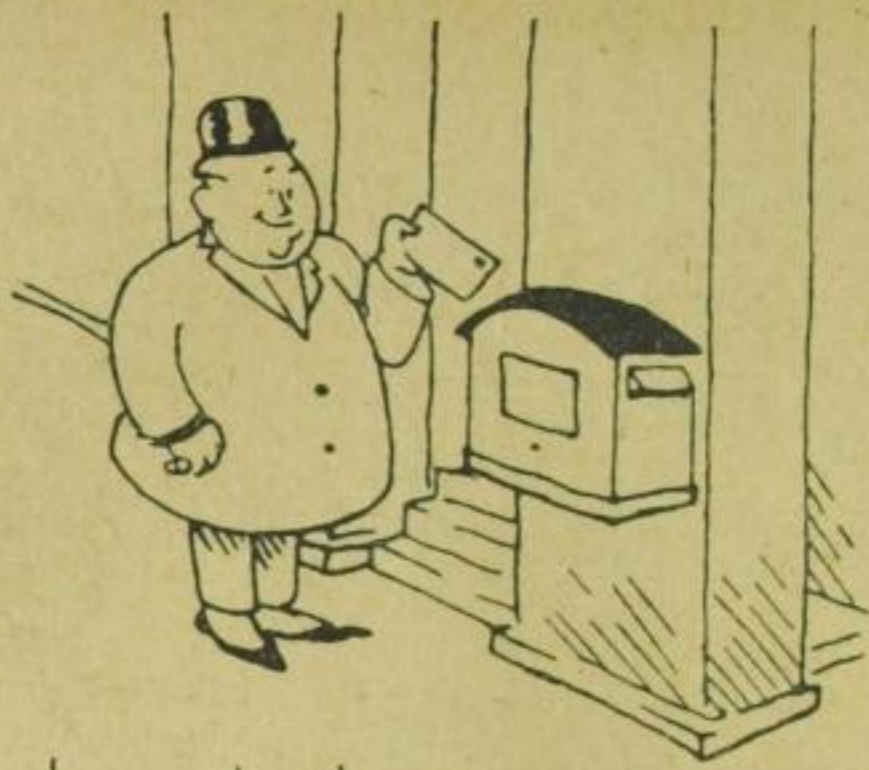
Die Jofa was Tabir streck unglatz  
denn walt ich denn im dinsten Anzng wagen,  
den in im Koffen ringemethet facht  
dies was im Koffen ist was denn der Jagen.

Ich ließ ihn woff im westen Zügen Kuffen.  
da ich zünächst in falsche Richtung wiffen.  
den Mantel an. Guffen ist ge Juffen.  
... Was fult mir noch? - das was ja woff der Miffen....

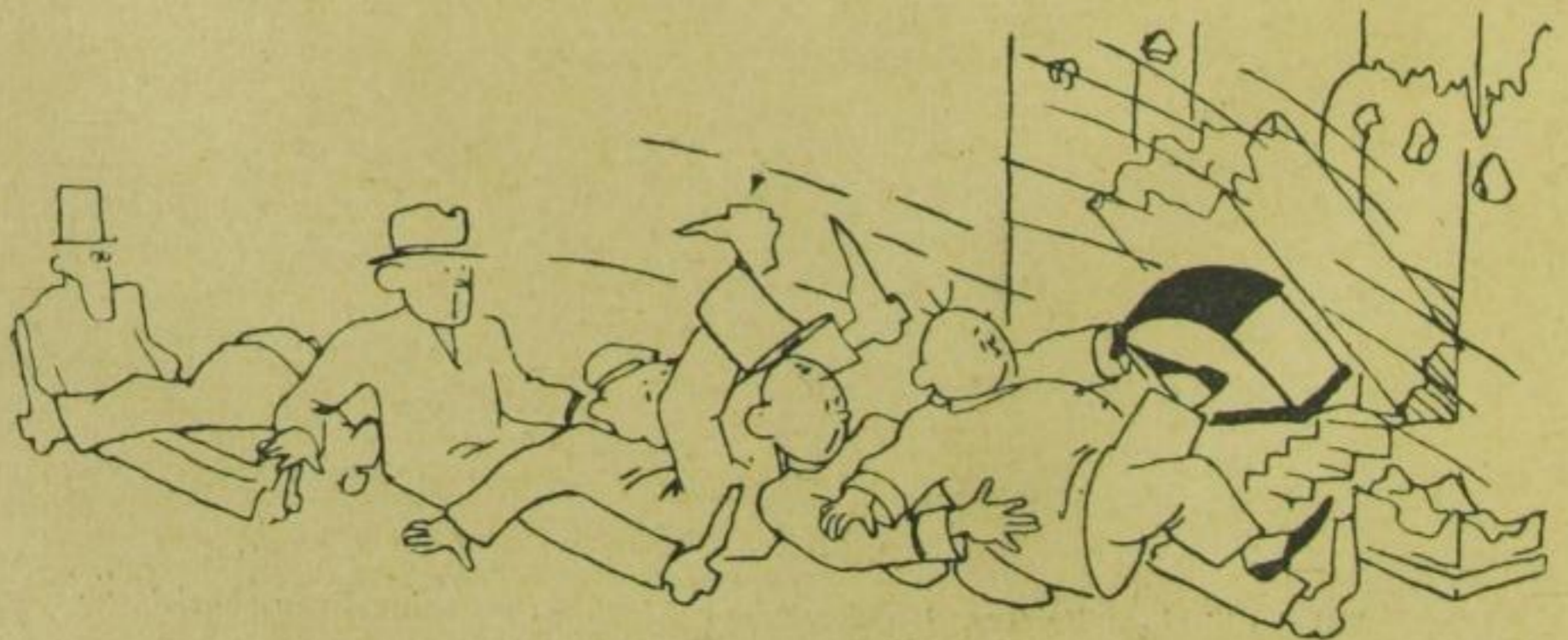
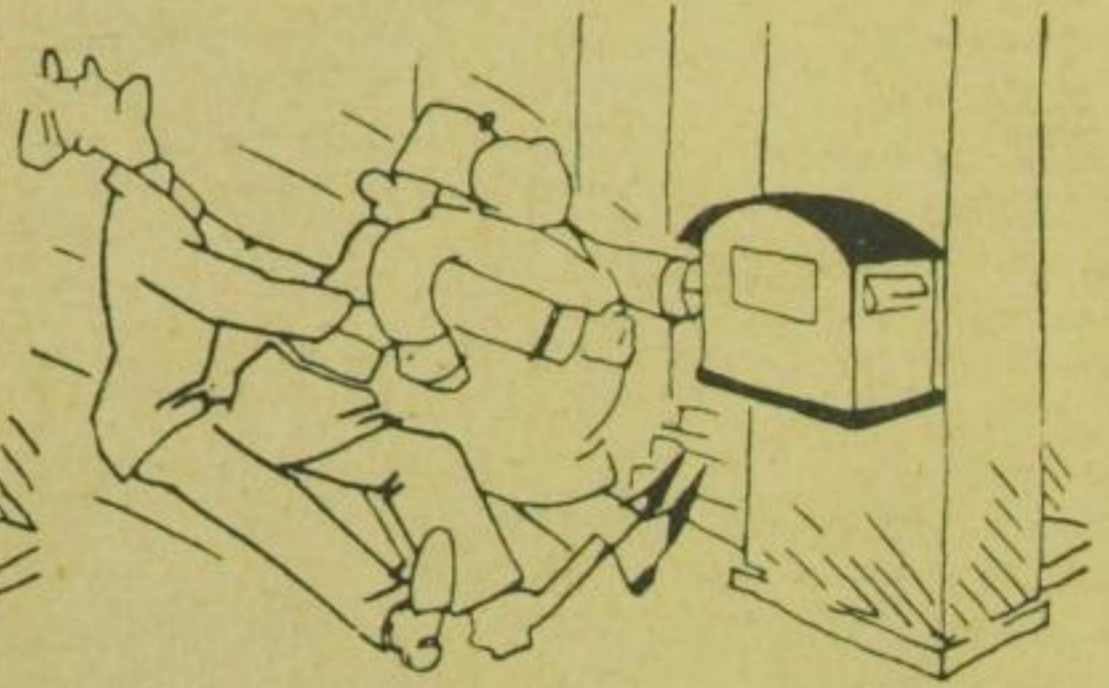
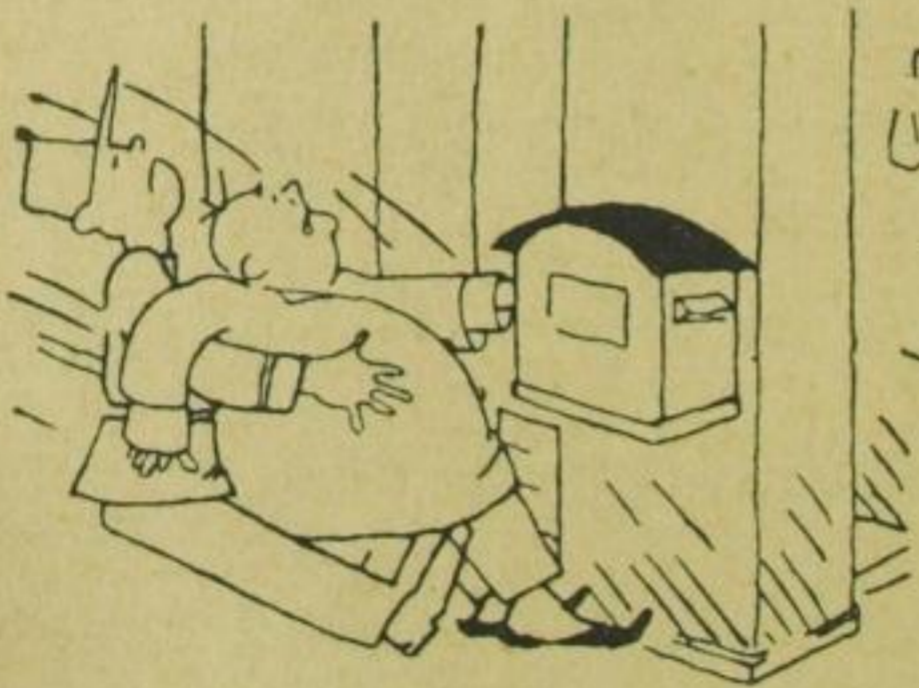
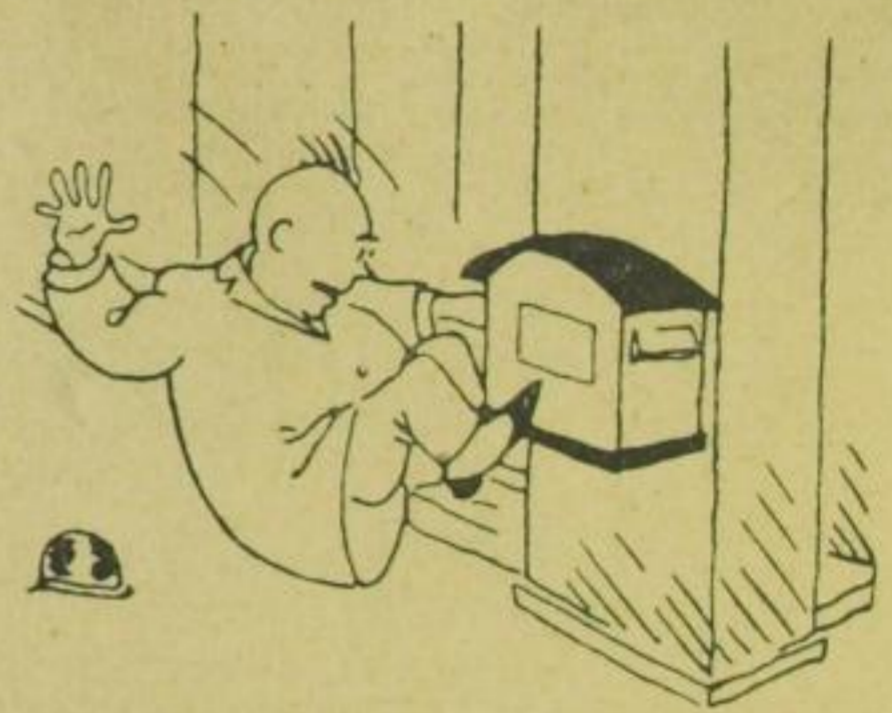
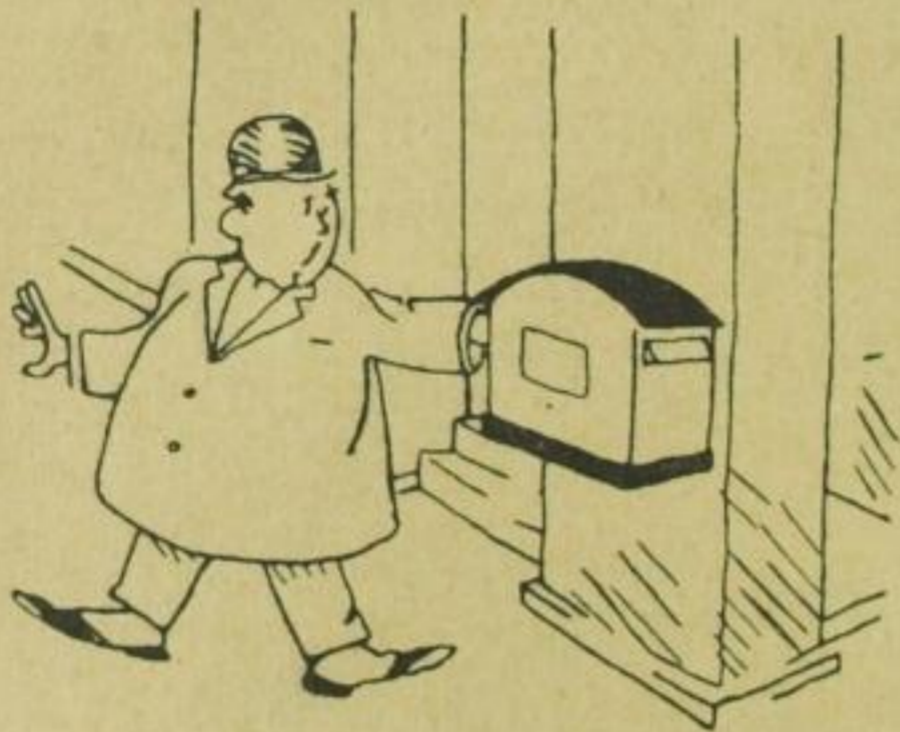
Ich sifonibn die end Fregalfoorn Jatal,  
und foch kein Galt und nicht gemügend Jelnier.  
Fifit mir von bündem und fifit bündel Jfanell!  
Ich muß ja mir woffenfe.. bündem.. bündem.

Faksimile eines Briefes, den der Bauer Aloys M. an seine Frau schrieb.  
Mitgeteilt von Philipp Seidelbast.

Der  
an



Brief  
„Sie“







# Der Zirkusbrand

VON ELLEN WARNDORF

Illustriert Hans Leiter

**B**en Hickson seufzte. Ein nächtliches Feuer hatte im Zirkus gewütet; bekümmert betrachtete der Mann den Schaden. Ben Hicksons Zirkus war einer der größten seiner Art und berühmt in allen Staaten Nord-Amerikas. Mit wahrer Liebe hing der Alte an seinem Besitz, und eine ehrliche Trauer erfüllte ihn, als er die Zerstörung sah.

Er dachte mit Entsetzen an die Aufregungen der Nacht mit den brüllenden Tieren, den schreienden, kopflosen Frauen und schlaftrunkenen Männern, die in der roten Glut durcheinander geeilt waren, um zu retten und zu löschen. Doch entsetzlicher noch war ihm jetzt der Anblick der verkohlten Zelte, der ruinierten Käfige und des ungeheuren Schadens, der sich noch nicht abschätzen ließ. In all dem Wirrwarr war zum Glück kein Unglück geschehen, aber man würde sich einige Wochen länger als beabsichtigt, in dieser Stadt aufhalten müssen, ehe alles wieder reisefertig sein würde.

Einer seiner Angestellten eilte auf ihn zu.

„Alles ist soweit in Ordnung,“ rief er und wischte sich den Schweiß von der Stirne, „daß die Vorstellung heute abend wird stattfinden können.“

Der Alte nickte befriedigt. Er wußte, daß er sich auf seine Leute verlassen konnte. „Wo ist Christa?“ fragte er dann.

Christa war seine Tochter, ein zierliches, schwarzes zwanzigjähriges Mädchen. Sie trat in großen Szenen mit wilden Tieren auf.

„Ich habe sie gerade gesehen“, war die Antwort. „Ich glaube, sie ist mit Dan Hardy bei den Tieren.“

Ben Hickson nickte und ging langsam weiter. Ueberall begegnete er müden Männern, die, rauchgeschwärzt und arg beschmutzt, mit letzten Kräften an der Arbeit waren. Ben Hickson selbst schien um Jahre gealtert zu sein. Er ging gebückt, mit schlaff herabhängenden Armen, sein sonst so blütenreiner Anzug war sehr mitgenommen.

Christa war, trotz der überstandenen Aufregung und Angst frisch und rosig und wandte ihm ihr lachendes Antlitz zu.

„Du siehst müde aus, armer Vater!“ rief sie und eilte auf ihn zu.

Ben Hickson fuhr ihr liebkosend über das kurzgeschnittene Haar.

„Ja? Ich bin's auch. — Wie geht es den Katzen?“

„Oh, ausgezeichnet. Sie haben sich rascher von dem Schrecken erholt, als wir es glaubten. Nicht wahr, Dan?“

Dan Hardy, ein breitschultriger, fast schwerfälliger Mann, nickte bestätigend. Er war ein Tierbändiger aus der alten Schule. Seine Waffe war die Peitsche, und er glaubte, sie unbarmherzig benutzen zu dürfen, er wollte

## Der Zirkusbrand

eher mit Grausamkeit siegen, als mit überlegener Ruhe und Güte.

„Ja, die Bestien haben es gut überstanden“, brummte er.

„Eigentlich ist es recht verwunderlich“, sagte Christa, „aber wir können uns nur darüber freuen. Vater, wir sprachen gerade darüber, daß wir den großen Leoparden vornehmen wollen, um gemeinsam mit ihm zu arbeiten. Den großen Bob, weißt du?“

„Das ist der, der vor einigen Wochen auf mich los ging“, sagte Dan Hardy.

Ben Hickson kaute an seiner Zigarre und sagte nichts. Er schien auf einmal unruhig und befangen zu werden.

„Ich habe mit ihm gearbeitet“, fuhr Christa fort, „in meiner eigenen Nummer. Ich glaube, er ist jetzt ganz besiegt“, lachte sie, „ich habe mich ja immer mit Dan gestritten und behaupte, daß er die Tiere falsch behandelt. Du kennst meine Methode: ich lasse die Tiere ihr Essen verdienen. Mir folgen sie alle. Wir sprachen gerade darüber, daß Dan den großen Bob wieder übernehmen könnte.“

„Ich hätte ihn ganz gerne in meiner Nummer“, gab Dan zu.

Ben Hickson sog an seiner Zigarre. „Es ist ein gutes Tier. Aber vielleicht wäre es doch besser, wenn ihr heute noch nicht arbeitet. Etwas überreizt dürfte noch alles sein. Ich überlegte gerade — Christa — ob du nicht mit mir spazieren gehen würdest. Nur hinunter ins Bureau, weißt du. Kommen Sie mit, Dan, wir haben etwas zu besprechen. Nach all dieser Aufregung gibt es ja genug...“

Er brachte das so unbeholfen und sichtlich verlegen vor, daß Christa ihn erstaunt ansah. Aber sie erwiderte nichts, sondern legte nur, wie zur Beruhigung, ihre Hand auf seinen Arm. Schweigend gingen die drei. Das Mädchen beobachtete verstohlen ihren Vater und bemerkte nun den Ausdruck einer besonderen Niedergeschlagenheit.

„Ist etwas nicht in Ordnung?“ fragte sie ihn leise.

„Wie? Was?“ Er sah auf, als hätte man ihn aus dem Schlaf geweckt. „Nicht in Ordnung? — Ach — nur eine Kleinigkeit, über die ich gerne mit euch beiden reden möchte.“ Er verstummte wieder, und das Schweigen wurde auf dem Wege nicht mehr unterbrochen.

Als er die Tür seines Privatimmers öffnete und die beiden eintreten ließ, stieß Christa einen Ruf des Erstaunens aus. Zwei Männer schienen sie erwartet zu haben. Der eine, eine breitschultrige Gestalt, mit weichem Hut und in korrekten Kleidern, erhob sich bei ihrem Eintritt, während der andere, ein

bleicher junger Mann, mit bekümmertem, ja verzweifelttem Gesichtsausdruck, eine Bewegung machte, als wollte er am liebsten davonlaufen. Das Mädchen eilte auf ihn zu.

„Harold, was ist denn geschehen?“

Der junge Mann sprang auf, trat dann aber zurück und wies stumm auf den Mann, der neben ihm stand.

„Sie sind Fräulein Hickson?“ fragte der Fremde höflich. Christa nickte. „Ich heiße Banner, John Banner“, fuhr der Mann fort, „von der Polizei. Ich mußte Sie leider herbemühen, wegen einer Kleinigkeit, entschuldigen Sie.“

„Von der Polizei?“ Sie sah den bleichen jungen Mann an und blickte dann ratlos umher.

„Ja“, sagte der Detektiv, „es ist eine häßliche Angelegenheit, in die Herr Jumel verwickelt ist. Ich dachte, daß Sie uns vielleicht helfen könnten.“

Harold sprang vor. Er ballte die Hände und schrie: „Sie sagen, daß ich gestern nacht das Geld gestohlen habe!“

„Das Geld, Harold? Welches Geld?“

Mit einer verzweifelten Bewegung sank er wieder auf seinen Stuhl.

„Das Geld“, sagte er dann hoffnungslos. „Die ganzen Reserven im Kassenwagen.“

Das Mädchen sah ihn starr an. Dann wandte sie sich mit einem armen, kleinen Lachen an ihren Vater.

„Aber das ist doch nicht möglich, Vater, das ist doch ganz dumm, nicht wahr?“

Ben Hickson sog an seiner Zigarre, dann spuckte er sie aus.

„Ich wollte, es wäre so“, sagte er dann langsam. „Aber...“

„Es wäre besser, wenn wir der Reihe nach vorgingen“, unterbrach der Detektiv und sah Christa freundlich an. „Glauben Sie mir, Fräulein Hickson, es ist mein innigster Wunsch, Herrn Jumel von jedem Verdacht zu befreien. Vielleicht sind nun alle Herrschaften so gut und setzen sich.“ Und er zog einen Stuhl für Christa herbei.

Es wird wohl am besten sein, wenn ich alles der Reihe nach erzähle“, begann der Detektiv daraufhin leicht. „Nun, Herr Hickson meldete uns heute morgen, daß ihm dreißigtausend Dollar in dieser Nacht aus dem Kassenwagen gestohlen wurden, den dieser junge Mann in der Nacht bewachen soll. Das ist doch Ihre Aufgabe, nicht wahr?“

Harold Jumel nickte wortlos.

„So weit wären wir also“, sagte der Detektiv und zündete sich eine Zigarette an. „Ich muß mich nun an Sie wenden, Fräulein Hickson, denn Sie können uns sicher in vielen wichtigen Punkten helfen. Wenn dieser junge Mann das Geld genommen hat —“

„Aber er hat es nicht getan“, fiel ihm Christa empört ins Wort.

„Das wollen wir ja gerade beweisen. Was wir von Ihnen wollen, ist die reine Wahrheit. Wir wollen nun das hören, was Herr Jumel uns zu sagen hat. Wenn ich mich recht erinnere,“ wandte er sich an den bleichen, jungen Mann, „so sagten Sie, daß Sie von dem Feuer aus dem Schlaf geweckt wurden. Sie sprangen ans Fenster und sahen das ganze Unglück. Dann öffneten Sie die eiserne Kasse, so wie es in der Vorschrift lautet, damit Sie, falls der Wagen zu brennen begänne, das Geld gleich retten könnten, ohne sich mit der Kasse aufzuhalten. Das ist ja die allgemeine Regel, nicht wahr, Herr Hickson?“

Dieser nickte stumm.

„Und Sie sind im Wagen geblieben, obwohl Sie sich um diese junge Dame sorgten, mit der Sie so gut wie verlobt sind, nicht wahr?“

Wieder nickte Harold stumm.

„Na also, das hätte ich denn richtig erfaßt. Wollen Sie uns nun, bitte, berichten, was weiter geschah, Herr Jumel.“

Harold starrte auf den Boden. „Ich,“ sagte er mit leise bebender Stimme, „ich wollte die ganze Zeit zu Christa laufen und sehen, ob sie außer Gefahr wäre, und es war mir entsetzlich, daß ich im Wagen bleiben mußte. Dann bildete ich mir plötzlich ein, ihre Stimme zu hören: ‚Harold — Harold — komm — hilf mir — ich brenne —!‘ So ähnlich waren die Worte. Ich bin beinahe verrückt geworden vor Entsetzen. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Dann explodierte etwas im Küchenwagen, und alles schien wie in der Hölle drunter und drüber zu gehen. Ich hielt es einfach nicht länger aus. Wahrscheinlich bin ich aus Angst hysterisch geworden. Ich sprang aus meinem Wagen und lief zu ihr —“

„Und ließen die Kasse offen?“

„Ich — ich glaube schon.“

„Versperrten Sie die Tür hinter sich?“

„Ich kann mich wirklich nicht erinnern. Die Tür war geschlossen, als ich zurückkam.“

„Als ich vorhin mit Ihnen sprach, sagten Sie, daß Sie sich erinnerten, um wieviel Uhr Sie den Wagen verließen, und um wieviel Uhr Sie zurückkamen. Aber darauf werden wir später zurückkommen. Erzählen Sie, bitte, weiter.“

„Nun, ich lief zu Christa und fand sie, zum Glück, in keiner Gefahr.“

„Fragten Sie sie, ob sie Sie gerufen hatte?“

„Nein, denn ich glaubte eben, daß ich mir ihre Rufe nur eingebildet hätte. Ich lief gleich zurück...“

„Gleich?“

„Ja.“

„Und Sie legten sich daraufhin sofort schlafen? Entdeckten den Einbruch erst heute morgen?“

„Ja.“

Der Detektiv rieb nachdenklich sein Kinn. Dann wandte er sich an Christa. „Nun möchte ich einige Fragen an Sie stellen. Haben Sie den jungen Mann heute nacht gerufen?“

Erschreckt sah ihn Christa an. „Aber nein — ich...“

„Sie haben ihn sicher nicht gerufen, damit er Ihnen helfen sollte?“

Sie zögerte, dann sagte sie traurig: „Nein. Ich war ja in keiner Gefahr.“

„Danke. Und nun Sie“, diesmal wandte er sich an Dan Hardy, der ihn in sichtlicher Verwirrung ansah. „Wissen Sie vielleicht, wie spät es war, als Herr Jumel an Ihnen vorbeilief?“

„Ja, ich sah gerade auf die Uhr. Ich...“ Er stockte. „Na, es wird wohl einige Sekunden vorher gewesen sein.“

„Aber Sie wissen, wie spät es war, einige Minuten, ehe Herr Jumel an Ihnen vorbeilief? Wie spät war das?“

Der Tierbändiger zögerte. „Ich weiß es wirklich nicht mehr genau. Was sagt denn er, wieviel Uhr es war, als er...“

„Es handelt sich jetzt nicht darum, was er sagte. Sie sahen auf Ihre Uhr. Wieviel Uhr war es?“

„Ich...“

„Sie werden das doch nicht vergessen haben. Reden Sie die Wahrheit, es ist äußerst wichtig.“

Dan Hardy richtete sich auf, als wollte er davongehen.

„Ben Hickson“, sagte er dann langsam und in sichtlicher Verlegenheit, „muß ich denn in diese Geschichte verwickelt werden?“

„Es wird Ihnen wohl nichts anderes übrigbleiben, fürchte ich, als die Frage zu beantworten“, sagte Ben Hickson ruhig. „Na, wieviel Uhr war es denn?“

„Aber es kann doch ganz gleichgültig sein, wie spät es war. Es ist mir sehr unangenehm, daß man mich fragt. Sie wissen doch, wie die Situation zwischen mir und Harold Jumel ist.“

Christa sah ihn dankbar an und Harold richtete sich auf. „Das ist schon gut, Hardy“, rief er, „sagen Sie nur die Wahrheit.“

„Na, mir kann's recht sein, ich hoffe, es wird Ihnen helfen. Es war ein Uhr fünfundfünfzig.“

„Ein Uhr fünfundfünfzig?“ Der Detektiv beugte sich vor. „Sind Sie sicher?“

„Ja, ganz sicher!“

## Der Zirkusbrand

„Ein Uhr fünfundfünfzig — fünf Minuten vor zwei? Ihre Uhr geht richtig?“

„Bahnzeit.“

„Und die Uhr im Kassenwagen?“

„Ebenfalls Bahnzeit.“ Harolds Stimme klang wie gesprungen.

Der Detektiv richtete sich auf. Knapp und hart war seine Stimme, als er nun fragte: „Wie kommt es, Herr Jumel, daß Sie mir sagten, Sie seien um ein Uhr fortgelaufen und um ein Uhr fünfzehn zurückgekommen? Dieser Mann sagt aus, daß Sie um ein Uhr fünfundfünfzig an ihm vorbeigerannt sind. Wo waren Sie während dieser Zeit? Haben Sie das Geld versteckt?“

Christa sprang auf. „Sie glauben doch nicht wirklich, daß...“

Der Detektiv wandte sich um und sah sie ruhig an.

„Es tut mir sehr leid, aber ich muß Herrn Jumel, als des Diebstahls verdächtig, gleich mitnehmen. Sie kommen dann später nach und unterschreiben die Anklage, Herr Hickson.“

Fünf Minuten später saßen nur mehr drei Leute in Ben Hicksons Privatzimmer. Ein Tierbändiger, der mit gerunzelter Stirn auf den Boden starrte, ein gutherziger alter Mann, der nicht wußte, was er denken sollte, und ein bitterlich schluchzendes junges Mädchen.

„Er hat es nicht getan! Er konnte es einfach nicht tun!“ rief Christa verzweifelt.

Ben Hickson fuhr ihr begütigend über das zerzauste Haar.

„Vielleicht konnte er es nicht tun, Kind. Aber du mußt zugeben, daß es schlimm aussieht. Erstens sagt er, daß du ihn gerufen hast, was nicht stimmt. Dann verläßt er den Kassenwagen und erinnert sich nicht, ob er die Tür versperrte, oder nicht. Und schließlich behauptet er, nur fünfzehn Minuten fort gewesen zu sein, während Hardy, dem es sicher unangenehm ist, in dieser Sache auszusagen zu müssen, ihn um ein Uhr fünfundfünfzig gesehen hat. Wo war Harold während dieser Zeit? Es dauerte nicht so lange um zu sehen, daß du in keiner Gefahr bist. Mein liebes Kind, du weißt, was ich alles für Harold getan habe, wie gerne ich ihn habe und alles übrige, aber ehe wir nicht etwas Neues entdeckt haben, bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als doch anzunehmen, daß Harold der Versuchung nicht widerstehen konnte, die Gelegenheit beim Schopf zu packen, um in der allgemeinen Unordnung unbemerkt mit dem Geld aus dem Wagen zu schlüpfen und es zu verstecken: Es ist mir schrecklich, das zu glauben...“

„Ich glaube es nicht, ich glaube es nicht!“ unterbrach Christa ihn stürmisch. „Ich werde es nie glauben!“

„Ich auch nicht, bis es bewiesen ist“, sagte

Dan Hardy langsam. „Man kann natürlich nichts voraussagen, aber vielleicht findet sich noch eine Erklärung.“

„Ja, vielleicht“, sagte Ben Hickson nachdenklich. „Wenn Harold das Geld nahm und versteckte, so wird es nicht so bald auftauchen. Wenn aber ein anderer es gestohlen hat, so wird er wahrscheinlich bald anfangen, es auszugeben, und dann werden wir ihn fassen können.“

„Das verstehe ich nicht“, sagte Christa und blickte ihren Vater an.

„Du erinnerst dich doch, daß wir im vergangenen Jahr mit den hiesigen Behörden einen Konflikt hatten. Man beschuldigte uns, Geld gestohlen zu haben. Um mich diesem Verdacht in keiner Weise wieder auszusetzen, habe ich alle Noten, die ich in der Kasse aufbewahrte, signiert. Ein kleiner, blauer Kreis ist in jeder linken oberen Ecke. Ich habe das selber gestern getan, ehe ich die Reserven in die Kasse sperrte. Das ganze Geld ist in kleineren Noten, und wenn nun irgend jemand das Geld gestohlen hat und anfängt, es auszugeben, so wird es nicht lange dauern, ehe man ihn faßt. Die Polizei hat schon alle Behörden verständigt.“

Christa seufzte tief auf. „Da wird man den wahren Dieb bald fassen“, sagte sie erleichtert.

Aber die Zeit verging, und es tauchte keine der gezeichneten Banknoten auf.

Der vom Brand verursachte Schaden wurde durch die unermüdliche Arbeit aller Männer allmählich wieder gutgemacht und Ben Hickson konnte wieder auf den Glanz seines Zirkusses stolz sein. Eines tröstete ihn in dieser Zeit und das war, daß Christa wieder mit Dan Hardy Freundschaft geschlossen hatte. Ben Hickson war diesem dankbar, daß er mit immerwährender Arbeit das Mädchen von ihren trüben Gedanken ablenkte. Christa war seit vielen Jahren Dan Hardys Liebe gewesen, sie aber hatte nur an Harold Jumel gedacht.

Jeden Abend nach der Vorstellung übten die beiden mit dem großen Bob, und Ben Hickson war über die Fortschritte, die der große Leopard gemacht hatte, erstaunt.

„Merkwürdig, was man aus den Katzen machen kann, Christa“, sagte er einmal. „Ehe du ihn in die Arbeit genommen hast, dachte ich, daß wir das Tier würden über kurz oder lang töten müssen.“

„Das dachte ich auch immer“, sagte Dan Hardy, „ich war nie sicher, daß er mich nicht anfallen würde.“

„Na, jetzt sieht er ja ganz ruhig aus.“

Dan Hardy rollte seine lange Peitsche zusammen. „Das schon“, sagte er, „aber bei diesen Bestien ist man doch nie sicher. Sie

können jeden Augenblick wieder wie die Teufel werden.“

Christa lachte. Es war seit langer Zeit das erstemal, daß Ben Hickson sie lachen hörte; es wurde ihm ganz warm ums Herz.

„Oh, ihr Männer!“ rief das junge Mädchen. „Ihr ungläubigen Männer! Ihr könnt wirklich nie einem Tier vertrauen!“

„Einem Leoparden nie!“ sagte Dan Hardy finster. „Die spielen ewig Komödie, um den Mann zu erwischen, den sie hassen. Der große Bob sieht ja ganz beruhigend aus...“

„Man kann auch seinetwegen ganz beruhigt sein!“ rief Christa mit Ueberzeugung. „Kommen Sie, versuchen wir noch einmal den letzten Trick!“

Und sie betraten wieder den Käfig.

„Mir kann's recht sein“, dachte Ben Hickson, als er langsam weiter ging. „Harold wäre mir zwar lieber gewesen, er schien so ein offener, gutartiger Bursch zu sein. Na, scheinbar war er doch nichts Rechtes. Und da ist es besser, daß sich das zeigte, ehe die beiden heirateten.“

Und wieder verging eine Woche und es hatte sich nichts geändert.

Und dann kam ein Abend, an welchem Christa, bleich und mit nassen Augen im kleinen Privatzimmer ihres Vaters erschien. „Da“, sagte sie. Hinter ihr stand Dan Hardy, der finster drein sah. In ihrer Hand hielt Christa eine Banknote und als Ben Hickson sie in Empfang nahm, starrte er ungläubig auf einen kleinen blauen Kreis in der oberen linken Ecke.

„Woher hast du den?“ fragte er aufgeregt.

Mit tränenerstickter Stimme stieß Christa hervor: „Er hat ihn mir geschickt.“

„Er?“

Wortlos reichte sie ihm einen Brief und Ben Hickson erkannte die Schrift Harold Jumels. Langsam las er den engbeschriebenen Bogen. Worte der Liebe waren es, der Aufmunterung, Bitten, ihm zu vertrauen, nicht an ihm zu verzweifeln. Und dann kam ein Satz, und als der alte Ben Hickson den las, mußte er sich setzen und nach Atem ringen. Als wären sie gesperrt gedruckt, sprangen ihm die folgenden Worte entgegen: „Ich schicke Dir Geld. Bitte, kaufe mir die Sachen, die ich auf dem beigelegten Zettel notiert habe, und schicke sie mir.“

Ben Hickson ließ den Brief fallen.

„Und das ist das Geld?“ fragte er.

Das Mädchen schluckte, nickte und wandte sich ab. Ihr Vater reichte ihr langsam den Brief und die Banknote.

„Mein liebes Kind, es tut mir leid, ich...“

Christa fuhr herum. Ihre Augen blitzten, ihre Hände bebten.

„Ich muß zu ihm“, rief sie. „Es ist ja alles

meine Schuld! Ich muß zu ihm. Bitte, laß Hardy für mich in meiner Nummer arbeiten. Er sagt, er will nicht — daß ich nicht das Recht habe — daß ich hier bleiben — und Harold es allein ausfechten lassen soll. Und es ist doch meine Schuld — wenn — wenn...“ Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Ben Hickson sah sie erstaunt an.

„Aber Kindchen, du weißt ja nicht, was du da sagst!“

„Ich weiß es wohl! Es ist meine Schuld! Jetzt weiß ich es genau. Ich habe dir nicht alles gesagt, ich hoffte ja immer, daß es nicht wahr ist. Aber jetzt —“

„Um was handelt es sich denn eigentlich?“ Die ruhige Stimme ihres Vaters besänftigte die Erregung. Christa seufzte tief und richtete sich dann auf.

„Wir hatten uns gestritten — wegen Geld. Er wollte mich von hier wegnehmen, sobald wir verheiratet wären. Ich wollte das nicht, wollte mein selbständiges Leben nicht aufgeben. Ich sagte ihm, daß er mir doch nichts bieten könnte und fragte ihn, wie er sich denn eigentlich unser zukünftiges Leben vorstellte. Ich sagte ihm, da er nichts habe, könne er doch nicht verlangen, daß ich meine Einnahmen aufgeben und — und...“

„Und du glaubst, daß er das Geld deshalb gestohlen hat?“

Sie antwortete nicht gleich, sondern schien angestrengt nachzudenken.

„Ich — ich — will versuchen, es wieder gut zu machen. Ich werde dir das Geld zurückbringen, Vater. Wenn er das Geld gestohlen hat, und er scheint es wirklich getan zu haben, so tat er es doch nur meinetwillen. Weil ich ihn lockte und quälte und ihm einredete, daß ich den Zirkus seinetwegen nicht verlassen werde! Jetzt muß ich meine Schuldigkeit tun!“

„Ihre Schuldigkeit?!“ rief Dan Hardy, zorngerötet. „Ist es Ihre Schuldigkeit, Ihr Leben zu zerstören?“

„Ich habe doch sein Leben zerstört, nicht wahr?“

„Weil er schwach genug war, der Versuchung zu erliegen.“

„Ich will Ihnen nicht zuhören, Dan, ich kann nicht! Harold liebt mich, und ich habe ihm diese Dummheit eingeredet, ich...“

„Pah, seine Schwäche war an allem schuld!“

„Und wenn es denn seine Schwäche war!“ rief Christa leidenschaftlich. „Es war seine Schwäche, weil ich ihn schwach machte. Und wenn das der Fall war, so ist es meine Pflicht, ihn wieder stark zu machen! Ach,“ und sie wandte sich zaghaft an Ben Hickson, „ich will ja nicht, daß er straflos ausgeht. Er soll nicht einen Cent von dem gestohle-

## Der Zirkusbrand

nen Geld bekommen. Aber er muß wissen, daß ich, für die er gestohlen hat, ihm so nahe bin, wie nur ein lebender Mensch es dem anderen sein kann. Er soll wissen, daß ich auf ihn warte, bis er seine Strafe gebüßt hat, um für ihn zu arbeiten bis zu meinem letzten Atemzug, um ihn wieder so stark



*Sterbend hatte sich das Tier auf ihn geworfen...*

zu machen, wie er meinetwegen schwach wurde. Ich fürchte mich nicht. Ich werde es aushalten. Es gibt immer kleine Häuschen in der Nähe der Gefängnisse, und Arbeit findet sich immer und überall.“

„Und wenn er es immer noch leugnet?“ fragte Dan Hardy höhnisch.

Christa sah ihn ruhig an. „Was dann? Mir wäre es lieber, wenn er sich bemühte, in meinen Augen seine Ehre zu erhalten, als daß er ganz nachgäbe und sich auf mich stützte. Mir wäre es lieber, wenn er kämpfend unterläge — ich weiß, daß er einst das Geld bis auf den letzten Cent zurückschicken wird!“

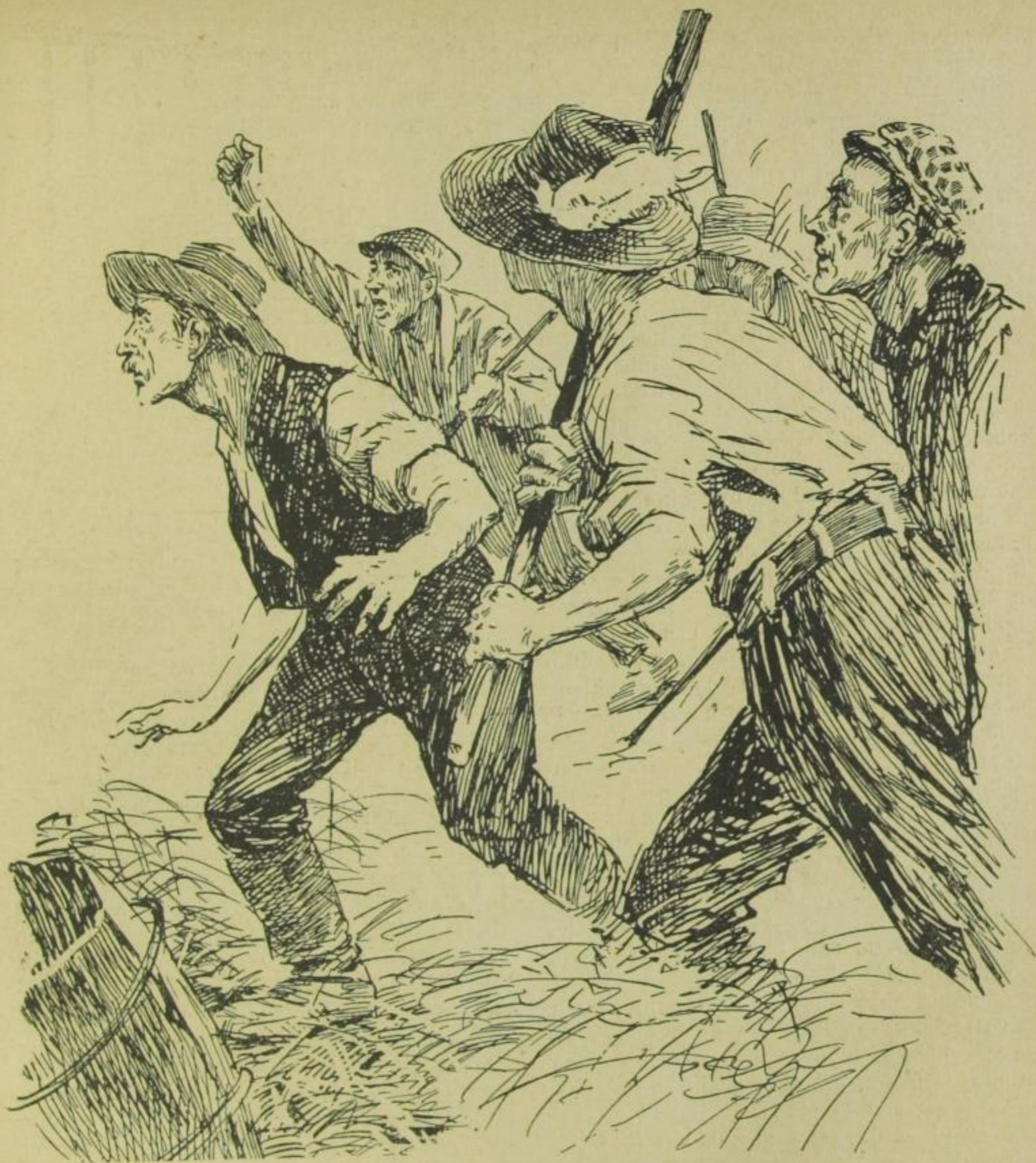
Dan Hardy zuckte die Achseln und verließ wütend das Zimmer. Ben Hickson rieb sich nachdenklich das Kinn. „Christa“, sagte er

mit unsicherer Stimme. „Du weißt, dein Geld liegt immer für dich bereit, du gehst jetzt gleich? Na, dann kannst du deinem Harold sagen, daß er ein verflucht glücklicher Kerl ist.“

Mit feuchten Augen sah er ihr nach und fuhr ernst aus seinen Träumen auf, als Dan Hardy polternd zurückkehrte.

„Da muß ich also doppelte Arbeit tun“, rief der Tierbändiger wütend und schleuderte seine Kappe auf den Tisch. „Nur weil so ein dummes Mädel sich einen Dieb in den Kopf gesetzt hat!“

Ben Hickson nickte gemächlich und verließ das Zimmer. Er wußte, daß Dan Hardy nicht so sehr wegen der doppelten Arbeit aufgebracht war, als wegen der nun ganz



hoffnungslosen Liebe, und deshalb nahm er ihm seine hitzigen Worte nicht übel.

Als aber die Vorstellung vorüber war, suchte er Dan Hardy auf.

„An Ihrer Stelle würde ich den großen Bob nicht so wahnwitzig peitschen“, sagte er. Hardy fuhr herum.

„Habe ich denn kein Recht, mein Leben zu verteidigen?!“ schrie er.

Ben Hickson betrachtete nachdenklich den großen Leopard, der sich die zerpeitschten Pfoten leckte. Am nächsten Morgen stand er vor den Käfigen. Er sah, daß Dan Hardy nebst seiner Peitsche mit zwei Pistolen bewaffnet war, die in seinen Stiefeln steckten. Eine schien besonders schwer zu sein.

„Er fürchtet sich“, brummte Hickson. Er . . .“

Er dachte den Satz nicht zu Ende. Eben betrat der große Bob den Käfig. Er schlich langsam heran, leise zischend, unter den halb geschlossenen Lidern schossen gelbe Blitze hervor, seine Lippen waren zurückgezogen. Dan brüllte ihn an. Der Leopard tat, als hörte er ihn nicht. Die Peitsche sauste durch die Luft, während Bob, in panischem Schrecken, ihr auszuweichen suchte. Ein Kommando erscholl, und Ben Hickson erkannte das Umkippen der Stimme.

„Er hat Angst“, wiederholte er, nun ganz überzeugt. Plötzlich rief er: „Hardy — Hardy — hören Sie auf mit Ihrer Peitsche!“

Es war zu spät. Der Kampf hatte begonnen.

Der Leopard verfolgte in wilden Sprüngen

## Der Zirkusbrand. Von Ellen Warndorf

die fortwährend niedersausende Peitsche. Laut brüllend antwortete er jedem Befehl seines Peinigers.

„Die Tür auf“, rief Dan.

Männer rannten vor. Aber umsonst. Als ob er den Befehl verstanden hätte, stürzte sich der große Bob nach vorn und verstellte den Ausgang. Zischend sauste die Peitsche wieder durch die Luft. Sie wurde dem Manne durch einen wilden Sprung des Tieres aus der Hand gerissen. Vergeblich versuchten Männer das rasend gewordene Tier mit Eisenstangen wegzutreiben. Dieses hatte nur den Mann vor Augen, der es mißhandelt hatte und den es töten mußte. Der Leopard sprang, wurde von einem Schrotschuß empfangen, prallte zurück und sprang wieder vorwärts. Schüsse erklangen, ein vierter, fünfter, sechster. Dan Hardy, nun kreidebleich, schleuderte den ausgeschossenen Revolver seinem Angreifer an den Kopf und riß den zweiten hervor. Wieder erklang ein Schuß. Diesmal war es keine Schrotkugel gewesen. Das große Tier stolperte. Es schlug verzweifelt um sich, rotes Blut zeigte sich auf seiner Brust. Wieder erklang ein Schuß und dann dreimal nacheinander in rascher Folge. Ein Schrei, beinahe menschl'ch, entrang sich der verwundeten Katze. Rutschend, rollend, schleppte sie sich nach vorne, Blut entströmte ihrem Maul und dann, mit letzter Lebenskraft stürzte sie sich auf den Mann, den sie haßte. Wieder erklang ein Schuß und traf das springende Tier mitten in die Brust. Aber es war vergebens. Sterbend hatte sich der große Bob auf Dan Hardy geworfen, riß wild an ihm — einen Augenblick nur — um im nächsten auf der Erde zu kollern — mit ausgestreckten Pranken, die noch immer zu reißen schienen, blutüberströmt, nun endlich harmlos. Und da erhob sich ein von Todesgrauen gepackter Mann. Einen Augenblick stand er da, schwankend, mit Blut bespritzt, mit zerrissenen Kleidern, hängendem Kiefer und schlaffen Armen. Plötzlich erwachte er. Mit einem Ruck hatte er die Knöpfe seines Rockes aufgerissen, ihn mit einem zweiten ausgezogen und unter den Arm gesteckt. Er stolperte zur Tür: „Die Tür auf! Die Tür auf, oder...“

„Die Tür ist offen!“ Hell und klar klang Ben Hicksons Stimme aus dem plötzlich einsetzenden Wirrwarr.

Hardy stolperte davon, ohne sich umzusehen. Aber dann stand er plötzlich still, erstarrte, schien angewurzelt zu sein.

Jemand schrie, es war Ben Hickson, der, über den toten Leoparden gebeugt, schrie,

wie er in seinem Leben nicht geschrien hatte. „Bringt mir den Mann! Holt ihn! Bringt mir seinen Rock! Bringt mir den Mann, und wenn ihr ihn töten müßt!“

Der halb besinnungslose Tierbändiger versuchte umsonst auszuweichen. Arme umschlossen ihn, sein Rock wurde ihm aus den Händen gerissen...

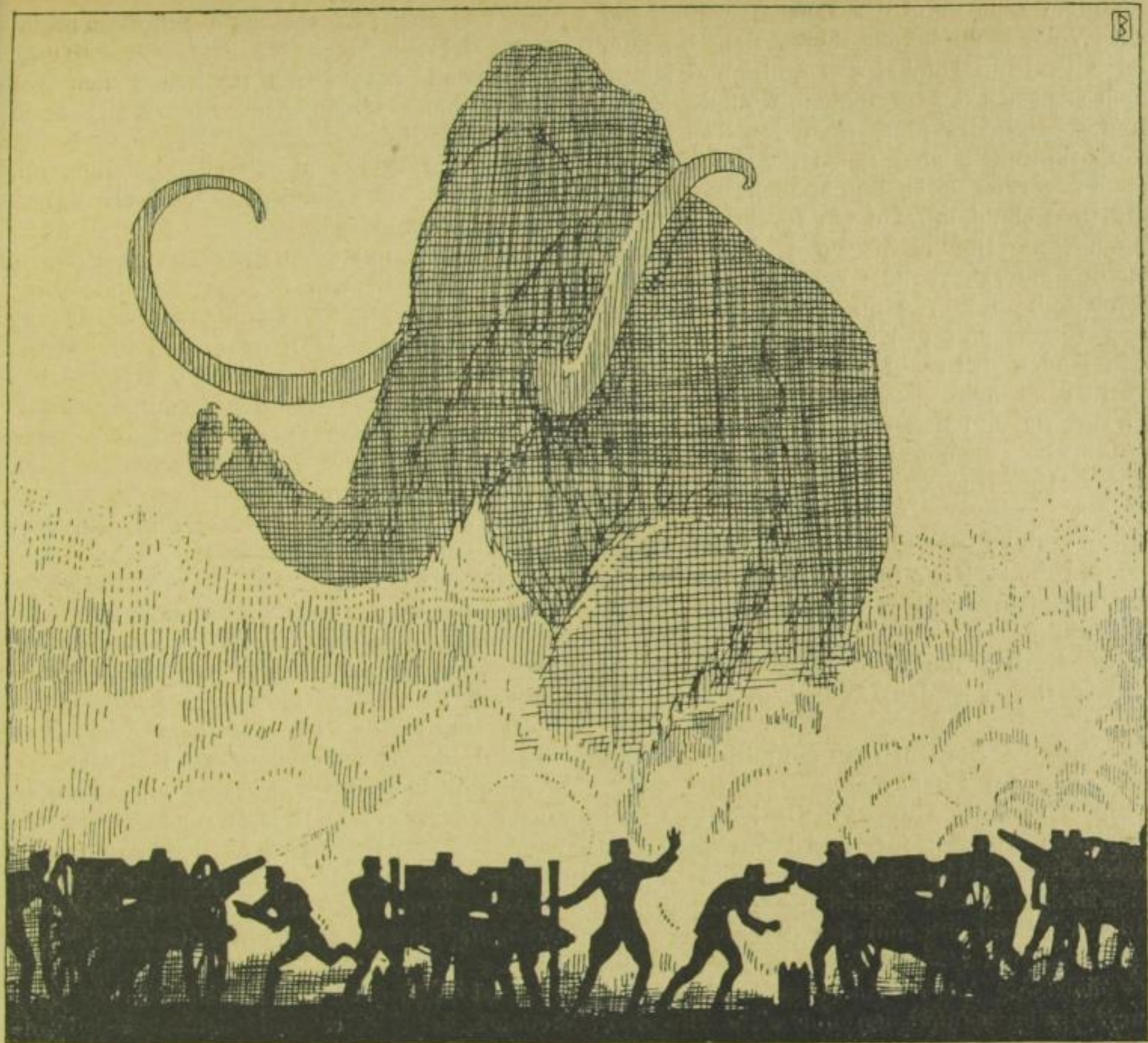
Drinne im Käfig stieß Ben Hickson einen tiefen Seufzer aus. Er beugte sich wieder über die tote Katze, um das zu betrachten, was ihm den wilden Schrei entlockt hatte. In der blutigen Kralle, mit Tuchfetzen vermengt, sah er die mit einem kleinen blauen Kreis gezeichnete Ecke einer Zehndollarnote.

Es war schon Nacht, als Christa Hickson im Gefängnis ans Telefon gerufen wurde. Ein Anruf, der in seiner überstürzten Erregung anfangs unverständlich war. Und dann, als die Stimme ihres Vaters allmählich klarer wurde, hörte sie folgendes:

„Ja, vor einer Stunde hat er alles gestanden. Verstehst du, als der Brand losging, da kam ihm eine Idee. Es scheint, daß er früher einmal Bauchredner war, ehe er Tierbändiger wurde. Da ist er zu dem Wagen geschlichen und hat angefangen, Harold zu rufen. — Ja, mit einer Frauenstimme, natürlich. Er kannte ja die Regel, daß die Kasse bei einem Brand offen sein muß. Harold lief hinaus, um dich zu suchen, und Hardy lief hinein. — Freilich, das mit der Zeit, das war erlogen. — Wie? — Ja, er öffnete den Brief an dich. — Freilich. Er fand ihn im Briefkasten und vorsichtshalber machte er ihn auf. — Was? — Ja, dich wollte er. — Auf alle Fälle hat er den Brief aufgemacht. Und da war die Banknote drin. Ja, dann hat er eine der gezeichneten Banknoten hineingetan. Er war ja dabei, wie ich dir davon erzählte. — Was? — Das andere Geld? — Das hat er im Rockfutter eingenäht gehabt. Der große Bob hat ihm den Rock aufgerissen, wie er sich ganz zuletzt auf ihn stürzte. — Wie? — Ich verstehe dich nicht. — Ihr wißt nicht, wie Ihr mir danken sollt? Ja, wofür denn? Du, hör' zu,“ seine Stimme wurde weich und flehend, „ihr kommt beide zurück, nicht wahr? Sicher. Wenigstens für eine kurze Zeit, nicht? — Wie? —“ Ganz aufgeregt und glücklich wurde er jetzt. „Du wirst Harold fragen, ob ihr nicht doch bleiben könnt? Das heißt, bei mir? — Ja?“

Und dabei blieb es, auch als eine Stunde später ein strahlender junger Mann und ein ebenso strahlendes junges Mädchen in dem Dunkel der Nacht auf dem Weg zum Bahnhof noch einmal alles besprachen.





# Das Meteormammut

VON OSSIAN ELGSTRÖM

Illustriert von Karl Bloßfeld

**D**roben bei Tarfalatjokko war ein Eismeteor im Umfang von Kilometern niedergegangen. Die Gletscher erzitterten in ihrem Innersten, und bebend vor Schmerz gaben die Felsen die Botschaft nach allen Richtungen weiter.

Ein donnerndes Dröhnen jagte durch das Herz der Berge, wurde schwächer und leiser, je weiter sich diese dehnten, und langte schließlich weit unten im Tal an, wo es die feinen Finger des Seismographen in lebhaftere Bewegung setzte.

Zitternd vor Eifer gaben die stets dienstbereiten Telegraphendrähte die Nachricht weiter: daß die Berge droben im Norden

grenzenlosen Schmerz litten von dem Schlag, der sie aus erzürntem Himmel getroffen.

Noch bebten die Felder, noch rollte der Donner, und rings um den Platz, auf den der Meteorit niedergesaust war, lagen grünadrigte Eisblöcke wild durcheinander. Die Hauptmasse war aber doch beisammen geblieben, und aus diesem ungeheuren, braunroten Haufen, der wie ein gigantischer Kohlenmeiler aussah, stieg der Rauch kerzengerade in die schwüle Luft empor — keine Flammen waren sichtbar — nein, nur Rauch, dicker, grauer Rauch, wie von brennendem Fleisch.

In der Ferne grollte noch zuweilen schwaches Donnern, die Berge antworteten mit

## Das Meteormammut

dumpfem Echo, und der Himmel war schwer von Wolken, aber kein Regen fiel. Es kam der Abend mit Dunkel und Stille, und immer noch stieg aus der turmhohen, wolligen Masse in der Mitte des Meteoriten der Rauch auf. Um Mitternacht aber fielen die ersten Tropfen, es wurden deren immer mehr und mehr, und bald stand lotrecht ein furchtbarer Platzregen vom Himmel bis zur Erde, die ganze Nacht hindurch regnete es, und der Morgen brach kalt und grau an, mit ununterbrochenem Regen und eisigem Wind. Jetzt stieg kein Rauch mehr auf vom Rücken des Meteoriten — nein, jetzt lag er blank und schwarz da und ließ vom Regen seine grüne Oberfläche peitschen und den Turm, den er in der Mitte trug.

Ich verstehe es nicht, wir ließen doch den Lokalzug 36 um ein Uhr dreißig ab, und ich meine, daß er beinahe schon zurück sein müßte?“

„Ja, Narwik hat noch nicht telegraphiert, man darf auch den Schnellzug nicht ablassen.“

„Läut' die Stationen an und bitt' sie um die Zeiten des Lokalzuges.“

„Ja, Herrgott, Antwort habe ich ja schon bekommen von Bergfors und Torneträsk, aber dann hörte es auf, es ist unbegreiflich!“

„Wir lassen den Schnellzug doch ab, so daß wir wissen —“ und der dies sprach, der Stationsvorsteher von Kiruna, kraute sich verdrießlich im Nacken und sandte dann mit einer Armbewegung den um sechs Stunden verspäteten Schnellzug ab, hinaus in die Oede.

Die brennenden Lichter der Lokomotive warfen ihren Schein auf das Geleise, und in dem Häuschen hinter dem Dampfkessel saß Karlsson, der Lokomotivführer mit zwanzigjähriger Schinderei im Staatsdienst, wie er zu sagen pflegte, und bot dem Heizer eine Prise Tabak an.

Der Schnellzug arbeitete sich schnaubend zur Reichsgrenze hinauf. Die Station Torneträsk lag hinter ihnen, kein Lokalzug war noch zum Vorschein gekommen und der Lokomotivführer Edvard Magnus Karlsson fühlte, daß es jetzt denken hieße, und deswegen nahm er auch eine Prise Schnupftabak.

„Hörst du, Heizer, was sagten die Kerle in Torneträsk, was sie für eine Antwort aus Stenbacken bekommen haben? Wahrhaftig, es muß irgendeine Schweinerei draußen geben, du wirst schon sehen“, und Karlsson steckte bekümmert seinen Kopf durch das kleine Fenster und spähte durch die Dämmerung hinaus.

Didumdada, didumdada — ratterten die Räder,

und der Zug schluckte gehorsam Kilometer auf Kilometer.

Karlsson wandte sich rasch um, denn der Heizer hatte seinen Arm mit einem harten Griff umfaßt.

„Sieh“, flüsterte er ihm zu und zeigte mit zitterndem Finger auf die seitwärts liegenden Sümpfe.

Der Mond war gerade aufgegangen, und in dessen undeutlichem Schein erblickte Karlsson etwas, das ihn den Hebel sofort auf volle Fahrt werfen ließ. Mit heiserer Stimme schrie er: „Nun fahr zu wie der Teufel!“ Denn durch den niederen Birkenwald kam etwas Schwarzes gelaufen, etwas Turmhohes, Unbeschreibliches — ein Tier — ein Mammut — nein, ein Riesenmammut.

Das hatte den Zug erblickt und raste nun neben den Geleisen einher.

„Heize, schaufle Kohlen zu!“ schrie Karlsson, und bebend in allen Fugen brauste der Schnellzug vorwärts, verfolgt von diesem Monstrum aus einer anderen Welt — einer anderen Zeit. Das Getöse des Zuges wurde noch überdröhnt vom Trampeln der gewaltigen Füße, und der ungeheure Rüssel war gerade nach vorwärts gestreckt, er sah dicker aus als der größte Boggiewagen. In wahn sinniger Fahrt flog der Schnellzug dahin, aber immer war das Mammut neben dem ersten Gepäckwagen sichtbar, und ohne jede Anstrengung sausten seine turmhohen Beine vorwärts.

„Jetzt fahren wir so schnell wir können“, keuchte der Heizer und hielt sich schwankend an einem Handgriff fest; Karlsson antwortete nicht, mit zusammengebissenen Zähnen beobachtete er das Manometer, das schon lange den höchsten Druck zeigte — „den Hebel zurück, sonst fliegen wir in die Luft“, murmelte er. Ein ohrenbetäubender Krach, die Lokomotive machte einen gewaltigen Purzelbaum und explodierte mit einem fürchterlichen Knall — weitherum flogen die Bestandteile der Maschine, Rauch und Dampf hüllten alles ein — und dann wurde es still.

Wie das weh tat im Kopf, in den Beinen, überall. — Karlsson setzte sich im Schnee auf und schaute verwirrt umher, er lag etwa dreißig Meter vom Unglücksplatz entfernt, und neben sich sah er den Heizer ausgestreckt liegen, mit offenen Augen.

„Lebst du“, fragte Karlsson.

„Oh, oh, oh“, stöhnte der Heizer und erhob sich mühsam auf seinen Ellenbogen.

Beide hatten Glück gehabt, denn sie waren — von einigen Schrammen abgesehen — ganz unversehrt geblieben.

„Schau zur Bahn hinab“, schrie plötzlich der Heizer — und siehe, dort stand das Mammut — es hielt seinen gewaltigen Fuß auf

einen der letzten Boggiewagen, der unter dieser Last nur mehr ein verworrener Klumpen von Eisen, Holz und — Fleisch war.

Es stand jetzt ganz ruhig dort und schnupperte an seiner Beute. Dann und wann drang vor innerem Vergnügen ein dumpfes Schnauben aus dem gewaltigen Rüssel, und die Ohren fächelten hin und her, als ob sie der gelungenen Tat Beifall klatschen wollten.

„Schau“, flüsterte Karlsson, „es schleckt den Zug ab. Aber was ist das eigentlich für ein Tier und woher kann es denn kommen?“

Die Reihe der Boggiewagen lag still dort, teils auf, teils neben dem Geleise, sie glich einer toten Schlange, und der Mond beleuchtete das seltsame Bild.

„Sind alle Passagiere tot?“ fragte der Heizer.

„Das weiß ich nicht.“

Nun trompetete das Mammut, als ob es beunruhigt oder erschreckt worden wäre, und

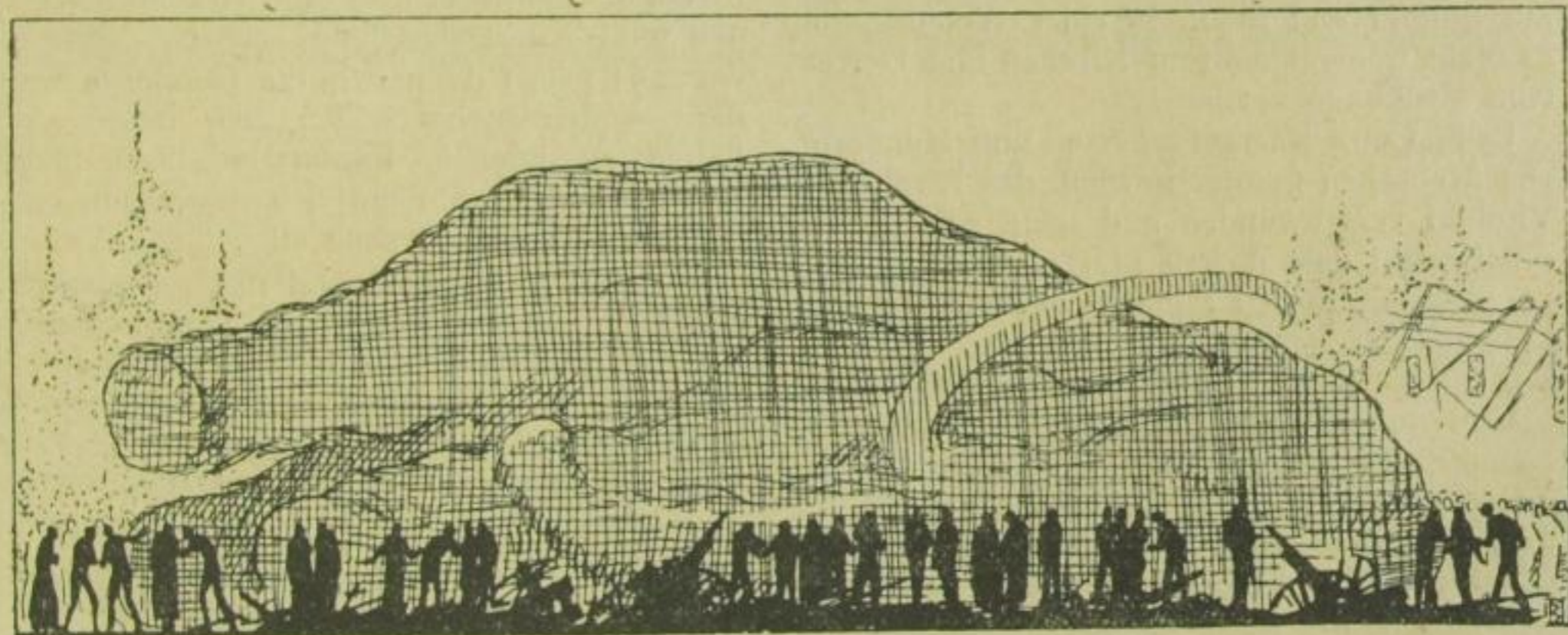
son, derart verblüfft, daß er nicht einmal Mitleid fühlen konnte. Das Mammut suchte nun noch mit dem Rüssel das Feld ab, als ob es noch nicht genug bekommen hätte — ein Güterwagen und ein Tender lagen noch da, ziemlich zerstört — einen Augenblick später waren sie schon verschwunden.

„Er glaubte bestimmt, daß der Zug ein Tier sei. Vielleicht ist er gewohnt, Schlangen zu fressen.“

„Jesus, jetzt ahne ich, wohin der Lokalizug geraten ist — arme Anderson, die jetzt mit ihren neun Kindern dasitzt — ja, ja —“

Das Mammut stand noch ruhig eine Weile beim Geleise, dann rülpste es, als ob es nun satt wäre, und begann sich langsam gegen Südosten zu in Bewegung zu setzen, es wurde immer kleiner und kleiner, schließlich war es im Dunkel verschwunden.

„Das ist das Merkwürdigste, was ich erlebt habe“, sagte Karlsson, „komm, gehen wir



gleichzeitig hörten Karlsson und der Heizer schwache Schreie aus den Waggonen, Seufzen und Stöhnen von Menschen, die der Schreck für Augenblicke hatte verstummen lassen, die aber jetzt in ihrem Schmerz aus den rauchenden, zusammengequetschten Wagen heraus um Hilfe schrien.

Das Mammut schwang unruhig seinen Rüssel hin und her, fuhr aber dann gleich in seiner Arbeit fort, den Zug rein zu schlecken, ohne sich weiter um die wunderlichen Laute zu kümmern, die aus seinem Innern drangen.

„Nein, schau — zum Teufel!“ brach plötzlich Karlsson aus und sperrte die Augen auf, und wahrhaftig, das Mammut hob mit dem Rüssel ohne Mühe die Wagenreihe in die Höhe, sperrte den Rachen auf und — der Heizer fiel mit einem schwachen Schrei nach vorne auf die Erde — verschlang den ganzen Zug mit den schreienden Menschen, so als ob es ein Stück Brot wäre. „Das ist ja verrückt, das ist ja ganz verrückt!“ murmelte Karls-

hinab und schauen wir, ob noch jemand übriggeblieben ist.“

Niemand mehr war zu sehen, Kondukteure, Passagiere, alle waren verschwunden, und sehr niedergeschlagen wanderten Karlsson und sein Kamerad den Weg zum Bahnhof von Stenbacken dahin.

Der Stationsvorstand von Stenbacken war noch wach, er wartete auf den Nachmittagszug von Narwik, der noch nicht gekommen war, obwohl es schon gegen Mitternacht ging. Von der Station Torneträsk hatte er keine Antwort erhalten, und ebenso verhielt es sich mit Kaisepakke. Der Stationsvorsteher ging auf den kleinen Perron hinaus und starrte im Mondlicht lange auf die Geleise, die nach Torneträsk liefen — wahrhaftig, kam da nicht der Zug? Nein, es war aber etwas Dunkles, es sah aus wie zwei Menschen.

Der Vorsteher ergriff eine Laterne und lief, begleitet von ein paar seiner Leute, in vollem

## Das Meteormammut. Von Ossian Elgström.

Satz Karlsson und dem Heizer entgegen. Bald waren sie bei ihnen; Fragen und Antworten und verblüffte Rufe erfüllten die Luft.

Drinnen im Bahnhof mußte Karlsson die Ereignisse immer und immer wieder erzählen, und mit bleichen Gesichtern lauschten die Männer seinem Bericht.

„Zum Teufel“, keuchte der Stationsvorsteher, „was sollen wir denn tun? Sollen wir eine Draisine nehmen und nach Torneträsk hinabfahren. Der Telegraph ist ja unterbrochen ...“

Die Festung hatte eine halbe Batterie abkommandiert; nun dampfte der Militärzug unter dem Heulen und Weinen der Weiber aus dem Bahnhof hinaus.

Schlag auf Schlag waren die Hiobsposten eingelaufen: daß dieses sozusagen vom Himmel gefallene Mammut alles, was in seinen Weg kam, auffraß. Es schien furchtbar Hunger zu leiden. Alles fraß es, Häuser, Züge, mit Stumpf und Stiel. In einer Woche hatte es nicht weniger als fünf Kirchen und Dörfer vom Erdboden vertilgt.

Lannavaara war aufgeessen und Hunderte von Menschen getötet worden, das Kirchspiel Vittangi verschwunden und seine Einwohnerschaft samt dem dicken Pfarrer an der Spitze geradeswegs in den Himmel marschiert. Ganz Lappmarken betete zu Gott um Befreiung von diesem alles verzehrenden Ungeheuer.

Und nun rollte der Militärzug hinaus zum Kampfe gegen das Untier. Das Mammut war zuletzt nördlich von Stenbacken gesehen worden, und man hatte daher bis auf weiteres den Bahnhof von Torneträsk zum Hauptquartier bestimmt. Die Lokomotive mit einem gepanzerten Boggiewagen vor sich wurde gegen Norden geschickt, um zu rekognoszieren, während die Geschütze und Soldaten bei Torneträsk ausgeladen wurden.

Gleich nördlich vom Bahnhof, nur einige Kilometer entfernt, wurde das Mammut entdeckt, es trottete langsam, mit gesenktem Kopf, über die Bahn. Es sah krank und traurig aus, aber als es den Zug erblickte, wurde es munter — da gab es etwas zu fressen! Zufrieden grunzend näherte es sich ihm.

Im Boggiewagen war es ganz still, jeder stand auf seinem Platz, bei den Geschützen, in der Mitte des Wagens — gewiß war man etwas bleich — aber Furcht — nein, die gab es nicht ...

Und nun dröhnte der erste Schuß!

Das Mammut blieb plötzlich stehen, warf den Kopf hoch und grunzte — es sah etwas Großes, Weißes, hörte den Krach und fühlte einen brennenden Schmerz im Rüssel.

„Es kommt — zurück — mit Volldampf zurück!“ schrie man, und polternd flüchtete der Zug zurück nach Torneträsk, den verwundeten Urzeitriesen auf den Fersen.

Im Bahnhof hatte man den Schuß gehört und Unheil geahnt. Die Batterie war klar zum Gefecht, und mit Spannung warteten alle ... jetzt hörte man wieder das Dröhnen der Geschütze — pang! pang! — und dann die langgezogenen Notsignale des Zuges — und dann rasselten die Räder immer näher, inmitten des Geknatters der Schüsse.

Jetzt ...

„Zum Teufel, schießt, Kerle!“ schrie der Major hysterisch, denn es war seine erste wirkliche Schlacht — und pang! pang! dröhnten die Geschütze unter dem ohrenbetäubenden Lärm des Zuges und dem Geheul des Mammut ...

Höher als ein Berg, unheimlich in seinem Gewand von blutiger Wolle, kam es jetzt heran, das Blut spritzte wie ein Springbrunnen aus dem zerfleischten Rüssel.

Pang! pang! donnerten die Geschütze wieder — aber nichts schien den Riesen aufhalten zu können, mitten in die Batterie stürzte er sich, wild um sich trampelnd, und die Mannschaft floh nach allen Seiten.

Wahnsinnig brüllend und über seine eigenen Gedärme stolpernd tanzte das Mammut auf der Batterie herum, trampelte sie nieder, brach sie entzwei, warf Geschützteile hoch in die Luft empor und benahm sich wie ein Vieh — das es ja auch war. Dann schien es ruhiger zu werden, stand schließlich still und fiel plötzlich mit einem Krach zusammen, auf die Splitter der Batterie, des Zuges und des Bahnhofgebäudes — die gewaltigen Beine rührten sich noch dann und wann — durch den ganzen Riesenkörper zuckte es wie im Krampf, und dann war es zu Ende ...

Denk' dir, fünfundsiebzig Personen, zwei Lokomotiven und acht Wagen, außer den Gepäckwagen!“, sagte Doktor Börnvall zu seinem Freund, dem Ingenieur.

„Und woher war es denn gekommen?“

„Da kann dir nur der Meteorit droben in Tarfalatjokko eine Antwort geben. Es scheint, daß es eine ganze Mammutherde war, die die Fahrt auf unsere kleine Erde unternahm, und dadurch, daß das Meteorit von Eis war, wurden sie davor bewahrt, ganz zu verbrennen, als sie durch unsere Atmosphäre fuhren. Das Tier dort droben war wohl mitten im Klumpen drinnen und wurde auf diese Weise gerettet. Ja, höchst merkwürdig, nicht wahr, mein Lieber?“

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Hugo Greinz.)

# DER MORDENDE HASS



N

ERZÄHLUNG AUS DEN WÄLDERN SIBIRIENS v. A.KETT.

ILLUSTRIERT VON MAX ZSCHOCH

Erstarrt in der furchtbaren Kälte standen die schneebedeckten Massen der Fichten. Die weichen, weißen Formen verschwammen ineinander, drängten sich zusammen, quollen überall hervor, die Aussicht nur auf kurze Strecken freigebend. Von oben sah das helle, kalte Blau des Himmels herab, drang durch alle Oeffnungen herein und umgab alle Konturen mit einem unfafbar zarten, bläulichen Hauch.

Die Spitzen der Bäume leuchteten, sonnenbeschienen, im grellsten, heftigsten Weiß und hoben sich scharf und klar als blendende Silhouetten vom Blau des Hintergrundes ab. Unten lag alles in weichem perlgrauen Schattten, ab und zu sank eine Last Schnee mit einem leisen Geräusch, das fast einem Seufzer glich, zu Boden. Weißer Staub rieselte in zartgrauen Kaskaden nach, während der jäh befreite Ast auf und nieder wippte, eine dunkle, stumpfe Silhouette in all dem leuchtenden Hellgrau.

Schlank und gerade strebten die Stämme junger Birken empor. Ihre zarte Haut schien wie vom Frost gerötet, denn die Kälte war lähmend, betäubend. Sie durchdrang und erfüllte alles. Sie herrschte brutal und unwiderstehlich, es gab keine Möglichkeit, ihr zu entgehen. Manchmal ertönte — irgendwo in einer unendlichen Ferne, wo es gleich kalt und still war — weit hinter den weichen schalldämpfenden Wällen der dumpfe Knall

eines im Froste berstenden Baumes. Seltsam gebrochen und unwirklich kam das Echo durch die schmalen, wie mit Watte gepolsterten Korridore der regungslosen schneebelasteten Baumkolonnaden.

Ein dumpfer Schmerz saß zwischen Jegors Augenbrauen. Sein langer Bart war weiß bereift. Jeder Atemzug war ein vorsichtiges Einziehen eisiger Luft, jeder Aushauch trieb Wolken weißen Dampfes aus dem Munde. Die Gesichtshaut war hart und schwer beweglich. Die Kälte kroch zwischen den Schultern hinab; trotz der warmen Kleidung und der Anstrengung des Marsches im weglosen Walde rieselten immer wieder kühle Schauer über die Haut.

Jegor blieb einen Moment stehen, um das heftig arbeitende Herz zu beruhigen. Jäh verstummte das gleichmäßig schurrende Geräusch der Schneeschuhe. Tiefe Stille umgab ihn.

Ueber den Schnee zu seinen Füßen zogen sich schmale Doppellinien hin, manchmal fast verdeckt von zahlreichen Abdrücken, die den Zeichnungen zierlicher japanischer Blumen glichen, perlgrau auf hellerem Grunde. Es waren die Spuren der Schneeschuhe und der Hunde, denen er mühsam schon seit Stunden folgte.

Denn seit Stunden, seit der ersten schwachen Morgendämmerung, mühte man sich durch den dichten Wald, über Lichtungen,

## Der mordende Haß

deren glitzernde Schneeflächen im grellen Sonnenglanz unerträglich flimmerten, bis dann wieder der ersehnte kalte Waldesschatten die Augen schützte. Im Zickzack nur kam man vorwärts. Gefallene Stämme versperrten den Weg. Gestrüpp, gebrochene Aeste, dünne Bäumchen zwangen zu Umwegen, störten den Rhythmus des gleichmäßigen Vorwärtsgleitens, erregten Verdruß und verdarben die Laune. Jeder suchte sich den besten Weg. Rechts und links hieß es ausweichen oder mühsam gebückt unter schräg daliegenden, im Falle aufgehaltener Stämmen und oft fast auf den Knien sich durchwinden, während oft wuchtige Schneelasten den Männern auf Kopf und Schultern fielen, Augen und Mund verklebend und die frostgespannten Gesichter schmerzhaft durchkältend.

Die riesige Gestalt auf den Eschenspeer gestützt, sann Jegor schwerfällig vor sich hin. Seit zwei Tagen kreisten die Gedanken mühselig und dumpf um einen Punkt — einen rätselhaften, dunklen Punkt. Doch alles Grübeln, alle tastenden Versuche, das Geheimnis aufzuklären, waren vergeblich. Nur die eine harte Tatsache blieb unverrückt bestehen: Marja liebte ihn nicht mehr!

Es war da etwas zwischen ihnen. Seit Wochen schon, oder waren es Monate? War es nicht seit jener Zeit, da er Alexei zur Abreise veranlaßte, weil der Freund die Gastfreundschaft durch aufdringliche Liebenswürdigkeit gegen seine Frau mißbrauchte? Jegor hatte nicht sonderlich darauf geachtet. Er war immer langsam mit seinen Gedanken. Nur nicht auf der Jagd, da war er freilich ein anderer.

Er sah auf. In der weißen Wand vor ihm erschien, scharf sich abhebend von dem hellen Hintergrund, das schmutzibraune, breitknochige Gesicht Jinretlens, des Burjäten, der den kleinen Trupp führte. Die schiefgeschlitzten, brombeerschwarzen Augen glitten blitzschnell hin und her und blieben dann scharf und durchdringend auf Jegors Zügen haften. Was war mit dem Herrn? War er gar krank? Sonst trieb er die anderen unablässig vorwärts, stets der Erste hinter dem Führer, voll zorniger Ungeduld auf die Hundeführer, die mit ihm nicht Schritt halten konnten. Heute war es schon das dritte oder vierte Mal, daß der Herr allein zurückblieb! Der Burjäte bewegte winkend die Hand im bunten Fellhandschuh. Jegor setzte sich mechanisch in Bewegung, gedankenlos die Augen auf das dunkle Gesicht geheftet, das sich plötzlich in einem breiten Grinsen spaltete und blitzende Zahnreihen sehen ließ.

Wie zwei dunkle, geschmeidige Schlangen glitten die schmalen Schneeschule dahin. Die Stille wich dem leisen Schurren, dessen

Musik ihn seit Stunden eintönig und einschläfernd begleitet hatte. Und froh der Ablenkung beschäftigten sich Jegors Gedanken mit der dunklen, kleinen Gestalt des Eingeborenen, die da vor ihm eben eine Lichtung überquerte, auf mageren, krummen Beinen gewandt und flink über den unebenen Boden dahinglitt. Der schmierige Halbpelz aus grauem Elchfell schien auf der hageren Gestalt zu schlottern. Er war verlumpt, in den langen Jahren mühsamen Jägerlebens verbraucht. Die bunten Felle am Saume sahen grotesk aus. Die Fuchsfellmütze war abgeschabt, schwarzes Haar quoll in dünnen Strängen darunter hervor. Und doch, trotz diesem zigeunerhaften Aufputz paßte die ganze Gestalt in die Wildnis, war auf irgendeine Art mit dem Walde verwachsen, gehörte mit hinein in diese rauhe und wilde Natur.

In all den Jahren, die Jinretlen nun schon in seinen Diensten stand, hatte Jegor, wie er mit innerlichem Lächeln feststellte, heute zum erstenmal einen Ausdruck des Staunens in den glitzernden, schwarzen Augen bemerkt, zum erstenmal den Augapfel von unreinem Gelb, durchflutet von roten Aederchen, erblickt. Welch sonderbare Augen! Träge und langsam rollten sie in ihrem schiefgeschlitzten Bett, oder blickten, wenn ihr Besitzer die kurze Pfeife rauchte, stundenlang bewegungslos geradeaus. Dennoch entging ihnen nichts, für sie barg der Wald keine Geheimnisse, für sie gab es keine Fernen.

Das Trüpplein der Hundeführer wartete geduldig, an dünnen Riemen die paarweise gekoppelten Hunde haltend. Der alte Trofim nickte Jegor freundlich bewillkommend zu, während er heftig ziehend sein schwarzgerauchtes Pfeifchen in Brand setzte. Die Tiere begrüßten ihn mit erregtem Geblaff. Jegor wartete, bis Trofims Pfeifchen brannte, dann setzte sich der kleine Zug in Bewegung, Jinretlen voran, dann Jegor, und hintereinander die anderen mit den ungeduldig vorwärtsdrängenden, erregten und schnaufenden Hunden.

Doch allmählich versank Jegor wieder in sein dumpfes, hoffnungsloses Grübeln und versuchte zum hundertsten Male sich klarzumachen, was sein armer, schwerer Kopf doch nicht begriff.

Wie war es nur gewesen?

Schon seit Monaten, ja, seit Alexeis Abreise, so wollte es ihm scheinen, war zwischen ihm und Marja etwas aufgetaucht, etwas Unerklärliches, Rätselvolles. Mehr etwas Gefühls, als deutlich Erkanntes, etwas, das ihn zu Zeiten unbehaglich bedrückte, wenn er allein mit ihr war. Es war etwas Neues in ihrem Wesen, eine Kälte, die ihn mit Befremden erfüllte. Sah er sie dann erstaunt und

fragend an, so war alles wieder wie sonst. Sie lächelte, war lieb und freundlich, wie immer, bis er dann einmal ihren Blick mit einem Ausdruck auf sich geheftet fand, der ihn fast erschreckte. Seit gestern morgen fühlte er alles besonders schwer. Alle Vorgänge des gestrigen Tages und dieser Nacht lebten jetzt von neuem wieder auf. Er war von einer Fahrt zurückgekommen, müde und in übelster Laune. Bei der Begrüßung war Marja kühl und zurückhaltend. Sie schien zerstreut, mit ihren Gedanken beschäftigt, aber er überwand den hochsteigenden Aerger.

Man setzte sich zeitiger als gewöhnlich zum Nachtmahl, da Jegor früh in der Nacht wieder aufbrechen wollte, um das Lager des Bären zu suchen. In tiefes Sinnen verloren, saß sie ihm gegenüber, grell von der Lampe beleuchtet. Trotz seinem Aerger mußte Jegor, wie so oft schon, ihre stolze Schönheit bewundern. Die schweren Flechten von fast bläulichem Schwarz hoben die Blässe ihrer schönen breiten Stirn. Scharf zeichneten sich darunter die Bogen der wunderbar geschwungenen Augenbrauen, zwischen denen Jegor heute zum ersten Male eine tiefe, senkrechte Falte bemerkte. Ihre tiefblauen Augen, die einen seltsamen Kontrast zu ihrer Blässe und dem schwarzen Haare bildeten, waren gesenkt, die Lider lagen in tiefen Schatten. Eine ihrer blassen Hände spielte achtlos mit einem Messerbänkchen, die andere lag im Schoße. Regungslos saß sie da, den Mund zusammengepreßt. Eine scharfe Falte lief zu beiden Seiten hinab und verlor sich an ihrem energischen Kinn.

Bei seiner Anrede schrak sie auf, reichte ihm, um was er sie gebeten, und versank dann wieder in das rätselhafte Brüten. Gegen Ende dieses unerquicklichen Mahles sah Jegor, wie ihre Hand sich ganz langsam zur Faust zusammenzog. Ein böses Lächeln erschien auf ihrem Gesicht, ihr Kopf senkte sich in einer nachdrücklichen Bewegung, als hätte sie etwas, worüber sie wohl schon lange nachgedacht, jetzt unwiderruflich beschlossen. Dann hob ein tiefer, wie erlöst klingender Atemzug ihre Brust. Sie erwachte aufseufzend wie aus einem Traum, und wieder spielte dieses Lächeln, halb Triumph, halb Hohn, um ihre Lippen. Immer noch lächelnd, hob sie langsam die Augen, ihre Blicke glitten wie abschätzend über das Gesicht ihres Mannes, starr und stetig sah sie in Jegors Augen.

Die ganze Szene hatte etwas Unheimliches.

Man begab sich zeitig zur Ruhe, doch wollte, trotz Jegors großer Ermüdung, der Schlummer nicht kommen. Ihm war unbehaglich zumute.

Aergerlich über das vergebliche Warten auf den Schlaf, öffnete er die Augen. Gegen

den dämmerigen Hintergrund, den das Schneelicht draußen erzeugte, sah er Marjas scharfes Profil sich weich abheben. Sie lag auf dem Rücken, die Arme unter dem Kopfe verschränkt. Die Augen waren weit offen. Auch sie konnte scheinbar nicht schlafen. War sie so sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, oder wartete sie gar auf sein Einschlafen? Jegor betrachtete sie voll dumpfen Argwohns, mit plötzlich sich regendem Mißtrauen. Was ging mit Marja vor?

Jetzt erfaßte ihn der Zorn. Er würde diese Sache aufklären. Sie würde ihm Rede stehen, ihm alles sagen, es sagen müssen. Er würde sie schon dazu bringen, er verstand das, mit ihm spielte man kein Versteckspiel!

Wütend blickte er sie an. Fühlte sie es, verriet ihn eine Bewegung oder hastigerer Atem? Sie schloß die Augen und begann tief und regelmäßig zu atmen. Lange lag er so, sie voll grübelnden Argwohns beobachtend, bis seine Gedanken im Halbschlaf sich verwirrten. Gesichter tauchten auf und verschwanden. Bruchstücke von Liedern ertönten, jemand lachte sorglos und laut. Er fuhr zur Bärenjagd, die Schlittenglocken klangen — klangen — klangen. Es lachte ganz nah von ihm. Das Lachen wurde leiser, ging in ein Kichern über, ein leises, verhaltenes, unsagbar boshafte Kichern. Er kämpfte mit dem Erwachen. Ja, kein Zweifel, dicht neben ihm kicherte jemand: Marja! — Er begriff, in halber Schlaftrunkenheit, nichts. Dann hob er horchend den Kopf, doch nichts war zu hören, als tiefe und ruhige Atemzüge. Sie schlief.

„Wie sonderbar!“ dachte er, „als ob sie sich über etwas freute.“ Aber dunkel fühlte er: In diesem unheimlichen, nächtlichen Gekicher lag nichts Gutes, und langsam kroch ein leiser Schauer über seinen Rücken. Oder hatte er sich doch getäuscht, hatte er alles nur geträumt? Während er darüber nachsann, schlief er plötzlich ein. Sank hinab in ein schwarzes Nichts, das mit angenehmen und guten Dingen erfüllt war. Die Zeit verging.

Ein Geräusch, das ihn störte, entstand irgendwo und drang in die Nacht seines Schlafes. Langsam begann er zu erwachen. Das Geräusch dauerte an, drang an sein allmählich erwachendes Gehör. Ein ganz feiner singender Ton, der ruckweise tiefer wurde, für einen Augenblick verstummte, hoch und fein begann, verstummte, sang. Plötzlich, wie abgehackt, schwieg das Geräusch. Etwas klapperte irgendwo, und still war alles, wie zuvor. Er horchte angestrengt lange Zeit. Dann sanken ihm die Augen zu. Im Halbschlaf schien es ihm, als öffnete sich die Tür. Eine mattweiße Gestalt erschien, glitt lautlos ins Zimmer und verschwand und ver-

## Der mordende Haß

schwamm irgendwo neben ihm, löste sich gleichsam in die Dämmerung des Zimmers auf. Der Schlaf übermannte ihn von neuem. Stunden vergingen.

Aus der Gegend der Küche ertönten klappernde und klirrende Geräusche. Das Leben im Hause erwachte. Jemand kam mit schlurfenden Schritten den Korridor entlang, ein hartes Klopfen und die morgenheisere Stimme des alten Iwan weckte Jegor: „Stehen Sie auf, Jegor Kyrillowitsch, der Samowar ist fertig!“

Jegor antwortete nicht. Ihm war alle Lust zur Jagd vergangen. Doch da regte sich Marja neben ihm — hatte sie überhaupt geschlafen? — Mit unnötiger Eile schaltete sie die elektrische Ampel ein, blendend rotes Licht flammte mit schmerzhafter Plötzlichkeit auf, verblaßte allmählich zu einem gedämpften Rosa, das allen Dingen im Zimmer einen warmen, wie lebendigen Anhauch verlieh. Aergerlich erhob er sich und trank gedankenlos im Speisezimmer seinen Tee. — Der Klang von Glocken weckte ihn auf, in der Nacht draußen erscholl das schrillende Kreischen der Schlittenkufen auf dem gefrorenen Schnee.

Die Schlitten fuhren langsam vor. Deutlich hörte er das Schnauben der Pferde, Hunde bellten und jaulten aufgereggt. Bei diesen vertrauten Tönen erwachte der Jäger in ihm. Völlig ermuntert ging er in den Korridor, wo neben dem Gewehrschrank das Gestell mit den Bärenfedern, die er auf so vielen Jagden erprobt hatte, stand. Denn auf seine riesige Kraft vertrauend, verschmähte er es, den Bären zu schießen. Nur mit dem Spieße griff er ihn an, nur das allein schien ihm solcher Jagd würdig. Er konnte stolz sein auf seine Erfolge. Sein Name war bekannt! Ohne Gefahr war die Art Jagd freilich nicht. Die Narben an seinem Körper konnten es bezeugen! Er nahm den schweren Eschenspeer, den er die letzte Zeit immer geführt hatte und wog ihn prüfend in der Hand. Starke Riemen umgaben, kunstvoll geflochten, den vom vielen Gebrauch wie poliert glänzenden Schaft. Es war eine gute und verlässliche Waffe!

Ein leises Geräusch weckte ihn aus dem Nachsinnen — Marja stand hinter ihm. Er hatte sie gar nicht kommen hören! Ihr Gesicht trug einen nervös-angespannten Ausdruck. Jetzt, da sie den Speer in seiner Hand erblickte, löste sich die Spannung, sie lächelte. Er nickte ihr kurz zu, legte mit Iwans Hilfe die schweren Pelze an und trat in die Nacht hinaus. Der Schnee knirschte unter seinen Tritten, breiter Lichtschein flutete aus der offenen Haustür über den unten haltenden Schlitten. Der weißbärtige Kutscher grüßte ihn mit heiserem Zuruf. Umständlich setzte

er sich zurecht, von Iwan sorgfältig zugedeckt. Noch ein „Mit Gott! — fahr zu!“ — und die Pferde trabten an. Es ging durch nächtlichen Wald, die Glocken erklangen laut und fröhlich. —

Jegor schrak plötzlich aus diesen Erinnerungen auf. Eine Hand berührte seinen Arm. Grellweißes Schneelicht blendete ihn, dann erkannte er Iwan, der mit freundlichem Vorwurf etwas sagte, mit dem Fellhandschuh über die Schulter weisend. Ganz ferne rechts, am Rande des Waldes, stand die schwarze Gruppe der anderen, scharf sich vom hellen Hintergrunde abhebend. Er war ganz nach links abgekommen! Staunend, fast erschreckt musterten ihn die Hundeführer, doch Jinretlen glitt schnell zu ihm heran, und zum Walde deutend, sagte er: „Bald sind wir an seinem Lager!“ Man drang in den Wald, mit äußerster Behutsamkeit. Jegors Apathie war verschwunden. Jetzt ging er an der Spitze des Zuges, wach und völlig Herr seiner selbst. Nach etwa einstündigem Marsch war man am Ziel. Der Ortssinn des Eingeborenen hatte ihn auch diesmal sicher geleitet. Jinretlen blieb stehen, zeigte auf eine riesige, umgestürzte Fichte, und sagte: „Dort liegt er!“

Die Wurzeln des Baumes, mit allem dran haftenden Erdreich wie eine Scheibe halb emporgehoben, bildeten eine natürliche Höhle, von Fichten und dünnen Ellernstämmchen umgeben. Alles war dick verschneit. Nur eine kleine dunkle Oeffnung zeigte sich, der Eingang und zugleich das Luftloch des Lagers. Eine leichte Dampfwolke lagerte darüber. Ab und zu war eine Art dumpfen Schnarchens zu hören, sonst war es still. Die Hunde witterten den Bären, sie jappten und winselten vor Aufregung. Jegor wählte nach raschem Umblick einen passenden Standort, dann gab er das Zeichen.

Jäh und brutal wurde die feierliche Stille von dem gellenden Geheul der Hunde zerrissen, die, plötzlich von den Riemen gelöst, wie rasend auf die Oeffnung zufuhren, sich davor drängten und stießen und mit wutfunkelnden, gelben Augen und durcheinanderwimmelnden Leibern die Luft mit ihrem Gebell erfüllten. Die hitzigeren verschwanden sogar in der Oeffnung, das Getöse war betäubend! Die Schallwellen der hohen und tiefen Stimmen brachen sich in dem engen Raume zwischen den beschneiten Bäumen, erfüllten die Luft mit gellenden und dröhnenden Tönen und peinigten und betäubten das schmerzende Gehör. Sie verschmolzen zu einem tiefsummanden Gedröhn, in dem jeder Gedanke erstarb und versank. Die Luft selbst schien mitzubeben und zu schwingen. Gedankenlos blickte Jegor in das Gewimmel der Hunde. Im Hintergrunde fällt Trofim eine



schlanke Kiefer, ein junger Bursche half ihm dabei. Sie arbeiteten schnell und gewandt, die Schneiden der kleinen Aexte blitzten, dann stieß Trofim die Stange tief in die Höhle.

Ein rauher, zorniger Laut rollte empor. Für eine Sekunde verstummte alles bei dem machtvollen Ton. Doch angefeuert von Jegors Zuruf, umdrängten die Hunde in wüstem Knäuel die Oeffnung, die hellen und dunklen Ruten stachen wimmelnd in die Luft. Aufmerksam sah er das alles. Er wußte, was jetzt kommen würde, er hatte es ja schon so oft erlebt. Und es kam!

Ein markerschütterndes Gebrüll brach los und übertäubte und ertränkte jedes andere Geräusch mit seiner unwiderstehlichen, brutalen Wucht. Schnee siebte in Fontänen durch die Luft. Mitten darin eine dunkle, wollige Masse, wie aus dem Boden emporgeworfen, ein aufgerissener Rachen, kleine, blitzende Augen. Die Hunde stoben aufheulend auseinander und zur Seite. Zwischen ihnen durchfuhr der Bär. Schnee umstäubte ihn, bei jedem Satz brach er tief ein und Schnee erfüllte die Luft wie Nebel. Die dunkle Gestalt rollte mit einer weichen Bewegung und schwerfälliger Gewandtheit über einen gefallen Baum. Mit schrillum Gebell stürzten die Hunde hinterdrein. Schnee rieselte und stäubte — — dann war alles verschwunden — und nur die Luft erklang von dem Gebell, das der Wald in verworrenen Echos zurückgab! In einem schreckhaften Staunen, wie gebannt, verharrte Jegor regungslos. Die Augen, diese wütenden Augen, woran erinnerten sie ihn?

Um ihn war geschäftige Bewegung. Jinetlen erschien vor ihm und deutete nach rückwärts. Seine Zähne blitzten, die langen Arme gestikulierten heftig und regellos. Gewaltsam schüttelte Jegor die momentane Betäubung ab und brach durchs Gestrüpp, dem Bären nach.

Der Wald war erfüllt von dem Gebell der Hunde, von allen Seiten kam der Lärm auf ihn zu. Doch die breite Spur ließ keine Täuschung zu, und er folgte mit möglichster Eile.

Nach geraumer Weile erblickte er den Bären, der, den Rücken durch einen Baum gedeckt, auf den Hinterpranken dasaß, umsprungen und umtobt von den Hunden, die nach ihm schnappten und bei Jegors Erscheinen noch näher herandrängten. Eine schwarze Pranke fuhr mit furchtbarer Gewalt empor und ein Hund flog, mit aufgerissenem Leibe, hoch durch die Luft, fiel, sich krümmend und gräßlich aufheulend, in den Schnee, den er weithin mit Blut bespritzte.

Da stutzte der Bär — er hatte seinen gefährlichsten Feind erblickt! Mit einer fast

sorgenvollen Bewegung wischte er die eine Pranke über die Stirne. Dann sprang er auf und flüchtete, gefolgt von den Hunden, die nach seinen empfindlichen Fußballen schnappten und ihn in die zottigen Schenkel zu beißen suchten, bis das Tier sich wieder an einem Baum niedertat, um sich hauend und schnappend und manchen Hund auf den Tod verwundend. Dies wiederholte sich mehrere Male, denn jedesmal floh der Bär bei Jegors Erscheinen. Aber mit jedem Male stieg seine Gereiztheit, dauerte es länger, ehe er sich zur Flucht entschloß. Die kleinen Augen funkelten, die Ohren waren flach zurückgelegt, unter der aufgestülpten Oberlippe die Zähne drohend entblößt.

Jegor kannte diese Anzeichen. Er schonte seine Kräfte, sparte und geizte mit ihnen, bis der entscheidende Moment kam. Es ging durch dichte Baumgruppen, wo Massen von Schnee auf ihn fielen, durch graues, klapperndes Laubholz, inmitten eines Nebels von schneegefüllter Luft. Eine dichte Wand heftig schwankender dunkler Fichten überwand er mühsam. Das Herz dröhnte und die Pulsadern klopfen und hämmerten in den Schläfen vor Anstrengung. Da breitete sich sonnenbeschiene und blendend weiß die Ebene vor ihm. Die Wand des weißschimmernden Waldes gegenüber, von tieferen Schatten vielfach gegliedert, war von einem unendlich zarten, rosigen Dunst überhaucht. Die Sonne stand beträchtlich tief. Bald wich der kurze Wintertag der lichtlosen Dämmerung.

Nach schräglinks über die Fläche tobte die Jagd. Jetzt konnte Jegor den Bären deutlich sehen. Es war ein kolossales Tier. Das Fell glänzte und blitzte in der Sonne, während der Bär, von den kläffenden Hunden umschwärmt, in schwerfälligem Paßgang seinen Weg durch den Schnee pflügte. Hundertstimmig warfen die Wälder einander das helle Geblaff der Meute zu, das nur zeitweise von dem tiefen, stoßweisen „Woff — Woff“ des Bären übertönt ward.

Es war ein prachtvolles Bild! Die schwarze, über das weiße Feld trabende Gestalt des Bären, der nur widerstrebend floh, jeden Moment zum Angreifer werden konnte, dazu die Schar der ihn umdrängenden, buntgezeichneten Hunde, die jäh auseinanderstoben, wenn er, blitzartig herumschwenkend, mörderische Hiebe unter sie führte. Dann sprühte der Schnee wie weiße Wasserstrahlen empor.

Jegor bemerkte auch hier, wie schon vorher im Walde, mehrere Hunde, die verwundet und winselnd sich krümmten oder mühsam herumkrochen und einige, die ganz still dalagen. Der Bär hatte sich niedergetan. Die ermatteten Hunde umstanden ihn in weitem Bogen. Heiser und rauh tönte ihr

## Der mordende Haß

Gebell, bei jedem Ton wippen die biegsamen Ruten über den bebenden Rücken. Geifer troff von den Lefzen, die Augen der Tiere hatten vor Ermattung einen stumpfen Ausdruck. Jegor näherte sich schnell auf dem harten Schnee, sie mit weithinschallendem „Tuiiiii — — jaaaaah“ anfeuernd. Sie wedelten ihm zu, einige packten den Bären wütend ins Rückenfell. Mit einer ruckweisen Bewegung schüttelte er sie ab. Er blieb sitzen,

schien zu überlegen, zu warten. Jetzt, auf etwa 150 Schritt herangekommen, sah Jegor ihn ganz deutlich in der dünnen, klaren Luft, scharf beleuchtet von der schräg stehenden Sonne. Keine Einzelheit entging ihm. Breit und massig saß er da — der Rücken gekrümmt, die Vorderpranken gespreizt, der breite Kopf etwas zur Seite geneigt, die Augen Jegor zugewandt. Die Sonnenstrahlen spielten auf dem dunklen Fell, das zuckend in Schwarz und Silber changierte. Stoßweise kam weißer Dampf aus dem Rachen. Er keuchte schwer, doch er floh nicht.



*Dort mußte er ihn treffen.*

Er wartete!

Und nun hob sich, die ganze Rückenlinie hinab, langsam das Haar. Es sträubte sich auf dem massigen Kopf zwischen den Ohren zu einem Kamm, finster und drohend. Die Oberlippe war rüsselförmig gehoben, stier die blutunterlaufenen Augen auf den Verfolger gerichtet. Doch er rührte sich nicht. —

Er wartete!

Nun war es Zeit! — Bedachtsam und schnell löste Jegor die Riemen seiner Schneeschuhe und schleuderte sie mit einem Fußtritt beiseite. Er trat sich eine ebene Stelle zu recht. Bewegungslos saß der Bär, die kläffenden Hunde beobachtete er nicht.

Jetzt schob er den dunklen Leib herum, die kolossale Brust in ihrer ganzen Breite zeigend. Dann langsam, aber unsagbar drohend richtete er sich zu imponanter Größe auf. Schwarz, finster und ragend stand er in all dem leuchtenden Weiß. Die Vorder-





*Die kleinen tückischen Augen  
waren starr auf den Feind gerichtet.*

pranken hingen herab, deutlich waren die langen, scharfen, leichtgekrümmten Klauen zu sehen. Der Kopf war erhoben. Die goldbraunen Augen blickten ernst, so als mustere er von der Höhe seiner mehr als sechs Fuß den Feind, der dort auf der Ebene hockte, das rechte Knie am Boden, auf das andere den linken Unterarm gestützt und mit der Sicherheit langer Übung die Waffe haltend. So verharrte er eine Weile. Dann senkte er sich auf alle Viere herab. Sofort fielen ihm die Hunde in den Rücken. Er fuhr mit heiserem Gebrüll herum. Gellendes Geheul erhob sich, und ganz plötzlich setzte sich der Bär in einen rasenden Galopp — direkt auf Jegor zu. Der Kopf war in den Nacken gesenkt, die Muskeln der mächtigen Schultern spielten unter dem stürmisch wogenden Fell, das breite, aufblitzende Flächen zeigte. Und die Augen, die kleinen, tückischen Augen, waren starr auf den Feind gerichtet.

Welche Wut lag in diesen Augen!

Gelassen blickte Jegor auf die Bestie, die in langen, wellenförmigen Sätzen über die Fläche herankam, von stiebendem Schnee umweht, mit der Wucht eines Mauerbrechers, unwiderstehlich, wie eine Naturgewalt! —

Die Zeit schien stehenzubleiben. Die Geschehnisse folgten einander zögernd und unendlich langsam. Man hatte zu allem Zeit — viel — viel Zeit. —

Der Bär stürmte heran, vorwärtsgetrieben von dem einen Willen, den Feind zu vernichten! Die Augen loderten in rasender Wut, jedes Haar seines Pelzes schien gestäubt. Jegor wandte langsam den Blick von diesen Augen ab. Es tat nicht gut, sich allzu lange in sie zu versenken, eine lähmende Kraft schien von ihnen auszugehen. Er suchte die tödliche Stelle auf dem sonnenblitzenden Fell der gewaltigen Schultern. Nun hatte er sie gefunden, zwischen Schulterknochen

## Der mordende Haß

und Halsansatz, groß wie der Handteller eines Kindes. Jener dunkle Fleck, den allein die Sonnenstrahlen nicht trafen, dort mußte er ihn treffen. Und mit ruhiger Gewißheit fühlte er: Er würde ihn da treffen!

Die Spitze der Bärenfeder folgte leise vibrierend den Bewegungen des dunklen Fleckes. Näher und immer näher kam die schwarze Masse heran. Sie keuchte stoßweise und tief. Der Boden schien zu beben. Der dunkle Fleck sprang der mattleuchtenden Spitze entgegen. — Er war da! Ein Ruck — die Speerspitze glitt in einen roten Spalt. Und dann ein scharfer, heller Krach — ein Krach, der betäubend in Jegors Gehirn widerhallte. Eisberge stürzten prasselnd zusammen — ein Krach und ein wuchtiger Stoß — und im Bruchteil einer Sekunde die Gewißheit: Der Speer war gebrochen!

Aus kleinen, blutigen Augen blitzte rasende Wut. Ein weitoffener roter Rachen, weiße Zähne, stinkender Atem fuhr in sein Gesicht. Eine schwarze Pranke holte mit fürchterlicher Kraft seitwärts aus, ein betäubender Schlag traf seine Seite. Die Faust eines Riesen warf ihn empor — Millionen Sonnen barsten in einem schwarzen Himmel, wirbelten durcheinander — versanken — erloschen...

Nach geraumer Zeit erst öffnete Jegor die Augen und verharrte lange in dumpfer Betäubung. Nur verworren und ganz allmählich kam es ihm zum Bewußtsein, daß er auf dem Rücken lag. Der Kopf war erhöht, wohl durch ein Kissen — und oh! diese Schmerzen! Er blickte geradeaus in einen tiefblauen Himmel hinein, — — lange lange Zeit. Es tat so wohl, sich in dies regungslose Blau zu versenken, die Gedanken wanderten unbestimmt und undeutlich. Was war mit ihm geschehen, warum diese furchtbaren Schmerzen? Langsam senkte er die Augen. In der Ferne leuchtete der Wald in wunderbar rosigen Farben. Die Sonne ging wohl unter. Die weiße Ebene funkelte und blitzte wie ein Geschmeide, auch auf ihr lag ein unaßbar zarter, rosenfarbener Hauch. Wie schön — wie unbeschreiblich schön war das alles.

Man fing die Hunde ein. Wuchtige Peitschenhiebe zischten scharf durch die Luft und zogen blitzschnell rauhe Streifen auf dem Fell. Die Tiere winselten. Jedoch die Leute waren nicht bei der Sache, sie waren zerstreut. Ihre Gesichter blaß und erregt, — scheu und verstohlen blickten sie zu ihm herüber. Jegor ärgerte sich. Zornig rief er: „Na, vorwärts! Faulpelz!“ Aber nur ein schauerliches Krächzen kam aus seinem Munde. Er erschrak bis ins Innerste, ein kalter Schauer

rann über seine Haut. — Was war das? Er versank in dumpfes Entsetzen. Die Gedanken brauchten eine lange Zeit. Irgend etwas hinderte das schnelle Denken — sein Kopf war so leer...

Aber, zum Henker: was war denn geschehen? Warum sagte es ihm denn niemand? Und warum diese unerträglichen, schneidenden Schmerzen? — Er stöhnte, mehr vor Ungeduld und Unbehagen, als vor Schmerz. Er blickte an sich herunter. Sein Atem stockte, das Herz setzte aus — dann begann es tief und dröhnend zu schlagen.

Sein Leib war eine einzige — weitklaffende Wunde, mit zerfetzten Rändern.

Und alles das dampfte! —

Ihm wurde entsetzlich übel. Ein heftiger Brechreiz packte ihn würgend. Die Schmerzen stiegen zuckend zu unbeschreiblicher Höhe. Vor den Augen flimmerte es ihm, die kalkweiße Ebene hob sich empor, sank hinab, hob sich wogend und wallend. Der Wald, auf den er verzweifelt seine Blicke richtete, begann ruckweise nach links zu schwanken, alle Dinge drehten sich in einem widerlichen Wirbel um sich selbst. — Dann wurde es Nacht. — Eine Nacht, in der er keuchend und gehetzt umherirrte, verfolgt und namenlos geängstigt von schauerlichen Gestalten, deren Anblick Grauen erregte, und die dennoch nie dem Blick standhielten, sich mit höhnischem Gesicht aus dem Staube machten, wenn er sie ansah; aber lautlos und massenhaft auftauchten, sobald er atemlos und behutsam steile und glatte Felswände erklimmte, um ihnen zu entweichen. — Sie waren da, ihre Nähe bedrückte das Herz — es gab keine Rettung vor ihnen.

Wieder schlug er die Augen auf. Die Sonne schien. Alles stand fest und sicher an seinem Platz, wie es sein mußte. Auch sein Kopf war klar und leicht. Er konnte wieder denken, sich an alles erinnern. Jetzt entsann er sich ganz genau: Der Bär hatte ihn getroffen, er flog durch die Luft von dem Schläge. Ja, richtig! Der Speer war ja gebrochen! — Verdammtes Pech! Der Bär war wohl über alle Berge? Doch ein neuer Gedanke tauchte in ihm empor: warum brach der Speer? Und seine Augen suchten emsig und aufgeregt nach der Waffe. Doch da war ja der Bär! — Also doch gut getroffen! — Und er empfand eine stolze Freude.

Der Kopf des Tieres lag zwischen den Vorderpranken, so als blickte der Bär nachdenklich in den Schnee hinein. Klumpen von Schnee waren auf dem schwarzen Fell verstreut. Rot leuchtete auf der Schulter die Wunde, in Tropfen floß das Blut hervor.

Wohlgefällig betrachtete Jegor den Bären! Einer der größten, die er zur Strecke gebracht hatte, ein ganz prachtvoller Bursche! Er freute sich und vergaß für Augenblicke die brennenden Schmerzen. Zu seiner Linken erschien etwas Hohes, sank in sich zusammen. Er drehte mühsam die Augen hin! Siehe da! Trofim, der brave alte Trofim! Er kniete, die Fellmütze in den breiten strickaderigen Händen haltend, und bekreuzigte sich. Kummervoll blickten seine guten, hellgrauen Augen unter struppigen Brauen. „Der Herr erbarme sich deiner, Jegor Kyrillowitsch, du unser Wohltäter!“ sagte er, traurig den Kopf wiegend, „es war Gottes Wille, Väterchen!“ Dann, sich niederbeugend, küßte er die Hand, die bleich und regungslos im Schnee lag, und mit feierlicher Langsamkeit schlug er das Zeichen des Kreuzes über Jegors Gesicht, die Brust, und, tief aufseufzend, über den gemarterten, qualvoll zuckenden Leib. Lange lag er so auf den Knien und blickte ihn an, kopfschüttelnd, ratlos. In den spärlichen weißen Haaren spielte der Wind, die Augen waren rotumrandert und blickten trübe. — Mühselig, ächzend und mit steifen Knien erhob er sich, bekreuzigte sich inbrünstig und trat dann aufseufzend zurück. Nach ihm kamen die anderen heran. Linkisch und scheu küßten sie mit schmatzenden, feuchten Lippen geräuschvoll Jegors Hand, murmelten, sich bekreuzigend, einen frommen Spruch, erhoben sich, klopfen geistesabwesend den Schnee von ihren kurzen Halbpelzen, sahen sich verlegen nach den Gefährten um und schneuzten sich heftig und ausgiebig, oder spuckten aus, je nach Veranlagung. Sie umstanden ihn trotz der grimmigen Kälte mit entblößten Häuptern. Aus blassen Gesichtern blickten sie ihn erschreckt und traurig an.

Nun begriff Jegor: seine Leute kamen, sich von dem sterbenden Herrn zu verabschieden! Eine matte Rührung ergriff ihn, freundlich nickte er ihnen zu. „Ich danke euch, Brüder,“ wollte er sagen, „verzeiht mir!“ Aber wieder kam nichts als dieses grauenhafte Krächzen aus seiner Kehle, das ihn schon einmal so sehr erschreckt hatte. Dann stieg etwas in ihm hoch, erfüllte als Flüssigkeit den Mund, klebrig und nach Tinte schmeckend. Er wollte es ausspucken, aber die Muskeln versagten, so schluckte er es denn tapfer hinunter. Ihm wurde etwas leichter. Auch die Schmerzen ließen nach, die bisher mit betäubender Kraft in seinem ganzen Körper gewütet hatten. Nur kalt war es, ihn fror. Leiser Dampf spielte noch immer über der Wunde.

Er wandte die Blicke hastig ab. Nun sah er auch Jinretlen. Abseits von den anderen stand er, krummbeinig, hager, schmutzig und

einsam. In der scharfen Beleuchtung erschien er noch abgerissener und zerlumpter als gewöhnlich. Das breite, dunkle Gesicht trug den säuerlichen Ausdruck von kleinen Kindern, die im Begriff sind, zu weinen. Plötzlich erwachte die groteske Gestalt zu krampfhaftem Leben. Mit hastigen, eckigen Bewegungen riß er sich den Halbpelz ab, näherte sich behutsam mit einwärts gestellten Füßen und breitete ihn über Jegors Leib. Mit einer zärtlichen Sorgfalt, die den Sterbenden flüchtig erschütterte. Gleich darauf aber packte ihn der Ekel vor dem schmierigen, von Ungeziefer wimmelnden Pelz des Eingeborenen. Er wollte ihn von sich schleudern, wollte aufstehen — wollte — wollte...

Nichts davon geschah.

Schon im Entstehen erlahmte der Wille. Ein schweres Gewicht drückte den Leib an die Erde. Entsetztes Staunen packte ihn. „Das also ist das Ende!“ dachte er mit höhrender Melancholie.

Trübe sann er vor sich hin. Ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit ergriff ihn. Doch da war es wieder, wollte empor. Er war ja bereit, mochte es nur kommen. Er selbst wünschte es ja! War es vielleicht etwas mit dem Bären — der Bär war doch tot, gut und sicher getroffen. Da — mit einem Male wußte er es. — Der Speer — der Speer — warum war der Speer gebrochen!? Wie konnte das nur geschehen? — Er hatte doch den Bären erlegt!

Um die trüben Gedanken abzulenken, blickte er wieder nach der Wunde. Doch er war müde. Die Gedanken wanderten, ziellos und vage, während er vor sich hindämmerte. Gesichter tauchten auf, fremde und bekannte, verschwanden, um anderen Platz zu machen. Belanglose Geschehnisse der Vergangenheit wurden zu einem traumhaften Dasein erweckt.

Er hetzte den Wolf über die herbstlich graue Steppe. Der Wind pfiff ihm ins Gesicht. Er saß auf seinem dunkelgrauen Hengst „Tenj“, dem Schatten, in einem stürmischen, berausenden Galopp brausten sie in die Weite. Heil wie flogen sie dahin! Die schwarz-weiß gezeichneten Barsois glitten seitwärts wie Schlangen durch das welke Gras, das unter ihren schlanken Läufen zischte. Der Wind sauste wie eine Peitschenschnur über die grenzenlose Ebene. In der Ferne floh der Wolf, ein dunkler, wolliger Punkt. Windschnell flog er dahin! Hinter sich hörte Jegor die gellenden Rufe der Gefährten. Und auch er stieß einen weithin schallenden Schrei aus — ho! Es war eine Lust, zu leben.

Mitten hinein in die rote Sonne rannte der Wolf.

## Der mordende Haß

Er folgte, in den Urwäldern des Amur, der Spur des Araltigers. Schon zwei Tage dauerte es. Die Bestie wurde mißtrauisch, man sah es an der Fährte. Immer häufiger schlug er Haken.

Es war schwül, die Sonne stach und Mückenschwärme tanzten in der Luft. Rasch wechselten tiefdunkle Schatten und blendende Helle. Aufmerksam musterte er die dichten Gebüsche. Ein Versehen konnte das Leben kosten. Da! — Im dunklen Gestrüpp die zwei hellgrünen Lichter! Regungslos brannten sie, still und stetig, wie das zauberische Leuchten der Glühwürmchen. Und doch lauerte in ihnen der Tod! Er hatte kaum Zeit, sich auf ein Knie niederzulassen, den langen Speer gegen den Boden gestemmt. Wie von unsichtbarer Hand geschleudert, hob eine dunkle Masse sich lautlos vom Boden, schwebte durch die Luft, fiel in die Waffe. Furchtbar war das Gebrüll des zu Tode getroffenen Tieres.

In den Schilfsümpfen Turkestans saß er auf Wildschweine an. Der Westen loderte, als ginge eine Welt in Flammen auf. Plätschernd stöberten die Hunde in den hohen Gräsern. Der Abendwind klagte im raschelnenden Schilf, es war eine dünne, traurige Melodie. Kolossale Schwärme von Enten durchschwirrten die Luft und fielen mit knatterndem Klatschen ein. Weithin war das Wasser mit aufblitzendem Schaum wie bedeckt. Von überall kam das vieltausendstimmige Geschrei der Sumpfvögel, die Atmosphäre bebte und dröhnte vor Lärm. Eine dunkle Gestalt auf dünnen Beinen brach durchs Schilf, stutzte argwöhnisch. Kleine, blutige Augen glotzten. Ein ärgerliches Grunzen — und ohne weiteres nahm das Tier in dumpfer Wut ihn an! Gerade in den roten, geifernden Rachen fuhr der Speer — ein schnarchender, röchelnder Laut.

Er sah Marja zum ersten Male auf dem Neujahrsball. Sein Herz hörte auf zu schlagen; heiß klopfte es in seinen Adern. Seine Knie erbebten und eine plötzliche Schwäche überkam ihn. Sie war unsagbar schön! —

Eine tiefrote Rose glühte in ihrem schwarzen Haar. Rubinen bluteten in den kleinen Ohren und um den unvergleichlichen Nacken. Ihre dunkelblauen Augen lachten. Die Rose löste sich und fiel ihm vor die Füße. Hastig griff er danach. Die Dornen stachen, rotes Blut quoll hervor. Beugend preßte er die Blume an sich. Ihre Augen lachten. Das Orchester spielte eine wehmütige Weise. Dunkel und klagend zogen die Töne durch den riesigen weißgoldenen Saal. Sie weckten eine unbestimmte Trauer im Herzen, ein schmerzliches, sehnsüchtiges Verlangen nach

einem unerreichbar fernem Glück. Einem besseren Leben, in dem man selbst zu einem reineren Wesen wurde; einem Leben, das es nicht gab, nimmer geben konnte in dieser Welt voller Schuld und Schmerz. Grell fuhr ein hartes Frauenlachen dazwischen. Die weiche Stimmung verflog im Nu. Zornig wandte er sich um — ein Wesen im blutroten Kleide. Scharf blickte er hin, da verblaßte alles. Die Musik starb hin in einem letzten, klagenden Laut. Nur der blutige Fleck des Kleides blieb. Angestrengt sah er hin. Der rote Fleck glitt zurück, verkleinerte sich und wurde zur roten Wunde auf der Schulter des Bären. Geronnenes Blut bedeckte sie, die Sonnenstrahlen flimmerten darüber hin.

Und dort, auf dem dunkelroten Hintergrund, stand eine Gestalt.

Regungslos stand sie da.

Er konnte nicht erkennen, wer es war. Er strengte die Augen an, bis ihm das Blut zu Kopfe stieg.

Und siehe da! Ruckweise, im Takt mit den Schlägen seines Herzens, wuchs die Gestalt und gewann an Deutlichkeit. Es war ein Weib, dem die aufgelösten Haare über Gesicht und Brust hingen. Wer mochte es sein?

Die Gestalt rührte sich nicht, nur die Augen funkelten ihn an.

Dann, mit einer heftigen Bewegung, warf sie den Kopf zurück, die schwarzen Haare in den Nacken schüttelnd.

Sie blickte auf ihn herab. —

Marja! —

Kein Zweifel, sie war es!

Die Ueberraschung durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag!

Wie kam Marja hierher? Was hatte das zu bedeuten!

Er war ganz fassungslos vor Staunen!

Sie bewegte sich, langsam hob sie beide Arme vor die Brust.

In den Händen hielt sie etwas. Sie blickte ihn an, erwartungsvoll, fragend.

Ein hohnvolles Lächeln spielte um ihre Lippen.

Offenbar wünschte sie, daß er auf den Gegenstand in ihren Händen blickte. Es war zweifellos von Wichtigkeit, den Gegenstand anzublicken. Sie sah ihn an und nickte heftig. Mit den Augen wies sie auf das Ding in ihren Händen. Scharf blickte er hin, aber die Sonnenstrahlen blendeten ihn.

Da nahm Marja die Arme von der Brust und stieß ihm das blitzende Ding mit einer brutalen Bewegung fast ins Gesicht.

Da! Besieh es!

Und er besah es aufmerksam! Es war das

feine Blatt einer Laubsäge. Ja, er sah es ganz deutlich! Aber warum zeigte sie es ihm? Sie machte eine ungeduldige Bewegung: Erriet er es denn immer noch nicht?! Sie stampfte hart auf den Boden, es dröhnte, wie ferner Donner.

Wieder zeigte sie auf das Ding, dazu sagte sie etwas, laut und hart, ihr Mund lachte maßlos hohnvoll! Er mühte sich, sie zu verstehen — vergeblich!

Bebend vor Zorn, mit blitzenden Augen wies sie wieder auf den Speer. Bereitwillig und eifrig wandte er die Augen hin.

Was war denn das?!

Aber das konnte ja nicht sein!

Nur die Hälfte etwa des Schaftes wies eine gezackte Bruchstelle, die andere Hälfte war vollkommen glatt, wie abgesägt. Was bedeutete das? — Wer hatte das getan? Er war maßlos erregt. Wer nur hatte das tun können?! — Aber Marja würde ihm gewiß das Rätsel lösen können? Ja, sie lachte und nickte triumphierend, sie freute sich! — Sie wußte gewiß, wer es gewesen war? — Erwartungsvoll — gierig blickte er sie an.

Laut auflachend schlug sie die geballte Faust gegen die eigene Brust!

Er starrte sie an, ohne zu begreifen. Dann, mit einem Schläge, zerriß ein greller Blitz die Nebel, die sein Gehirn umgaben. Alles wurde hell und klar.

Marja — Marja hatte den Schaft halb durchgesägt, damit er sterben sollte.

Eine eisige Faust griff an sein Herz, preßte es zusammen.

Sie hatte es getan!

Ein tobender Wutkrampf schüttelte ihn.

Du Teufel!

Er wollte empor. — Nichts. —

Und grenzenlosen Hohn in jeder Bewegung trat sie vor ihn hin. Sie nahm das schmale dünne Sägeblatt, wog es in der Hand wie einen winzigen Speer.

Dann schleuderte sie es fort.

Ein schneidender Schmerz, eine namenlose Qual bog ihn zusammen. Sein Atem versagte vor Entsetzen und unbeschreiblicher Seelenpein.

Ein schmetterndes Lachen brach aus ihrem Munde. Mit hohen und tiefen Stimmen fielen die Hunde ein. Das Getöse schwoll enorm an, ungezählte Scharen von Hunden bellten. Und Marja lachte, das schöne Gesicht in brutalem Triumph verzerrt.

Lachend bückte sie sich, ergriff den Schaft, streckte ihn hoch empor.

Sie wuchs ins Riesenhafte — schwarz und dünn stach der Schaft ins Himmelblau.

Furchtbar war das Krachen der Explosionen.

Das Weltall wankte und bebte.

Zahllose Sonnen, Myriaden von Sternen platzten.

Ein Funkenregen erfüllte blitzend das All — verlöschte — versank in ein schwarzes Nichts, das ungeheuer von allen Seiten heranzogte.

Und es wurde Nacht.





*Illustriert von Kupfer-Sachs*

**Z**u Anfang dieses Jahrhunderts wurde in einer europäischen Hauptstadt jene Affäre sehr belacht, die einerseits der Ehe des Fürsten Jarjagin einen empfindlichen Stoß versetzte, andererseits beinahe die Ereignisse beschleunigt hätte, die 1914 zum Abbruch zahlreicher diplomatischer Beziehungen führte und der Kanonenindustrie einen so ungeahnten Aufschwung brachte.

Seit einem halben Jahr gehörte Fürst Alexei Konstantinowitsch Jarjagin der russischen Gesandtschaft in jener Hauptstadt als Militärattaché an. Nicht daß überragende Fähigkeiten ihn zu dieser außerordentlich wichtigen Tätigkeit empfohlen hätten. Der Großvater Jarjagins mütterlicherseits, der alte Fürst Mouraviane, hatte, als ehemaliger Gouverneur des Kaukasus und späterhin am Siege von Plewna unmittelbar beteiligt, das Ohr des Zaren, und es ist seinem Einflusse zu danken, daß der achtundzwanzigjährige Jarjagin auf einen Posten gestellt wurde, der trotz seiner Wichtigkeit schon dadurch den Charakter eines verlorenen erhielt. Denn es läßt sich nicht verschweigen, daß der junge Alexei Konstantinowitsch, so hübsch und elegant er sich ausnahm, in einem Wettstreit der Intelligenzen höchstens einen Trostpreis gelandet haben würde, und auch den nur durch Protektion, aber die Aemtervergebung in der Diplomatie einer scheinbar überwundenen Epoche pflegte weniger von der Tüchtigkeit des Bewerbers, als von dessen

verwandschaftlichen und finanziellen Meriten abhängig zu sein.

Genug: Fürst Alexei Konstantinowitsch Jarjagin, bis dahin Stabskapitän der kaiserlichen Leibgarde, erhielt seine Berufung zur heiteren Verwunderung aller beteiligten Kreise und zum besonderen Mißfallen des Barons Kielwetter, der an der gleichen Gesandtschaft die untergeordneten Dienste eines Hilfssekretärs leistete. Zweifellos war Kielwetter besser geeignet, Militärattaché zu sein als Jarjagin, aber er mußte darauf verzichten, weil er außer erheblichen Schulden finanziell unbelastet und ein direkter Nachfahre jenes Kielwetter war, der im Dezember 1816 mit einer Tänzerin flüchtig ging, die dem Großfürsten Wladimir die Mühen des Wiener Kongresses erträglich machte. In dieser schnöden, ja veruchten Tat erblickte man mit Recht den Ausdruck einer stark antidynastischen Gesinnung vor allem im Hinblick darauf, daß Großfürst Wladimir damals bereits vierundsiebzig Jahre zählte und in Dingen der Galanterie als wehrloses Kind betrachtet werden mußte, das zu besiegen unrühmlich und unwürdig erschien. Seit jenem Dezember 1816 standen — wohl auf Beschwerde des Großfürsten Wladimir — die Kielwetter in den Annalen der Romanoffs als „mauvais sujets“ schwarz untermalt und schieden deshalb von jedem bedeutenderen Staatsdienst ab *instantia* aus. — Wie richtig diese Auffassung war, wird sich noch zeigen.



Vor etwa fünfviertel Jahren hatte Alexei Konstantinowitsch die neunzehnjährige Komtesse Ruthilde Amalthea Doris von Adlergrumb-Senez geheiratet, dritte Tochter des ehemaligen Feldzeugmeisters gleichen Namens. Er war jener altösterreichische Militär, der sich bei Königgrätz als Kommandeur der Hispaniadräger dadurch ausgezeichnet hatte, daß er drei Stunden zu spät auf dem Schlachtfelde erschien und ohne jeden Verlust an Mann und Roß in Gefangenschaft geriet. In rascher Folge avancierte er dann bis zum Feldzeugmeister und wurde mit sechsundachtzig Jahren allerhöchstgnädigst mit Handschreiben und goldenem Vließ ohne Brillanten in den Ruhestand versetzt, weil er sämtliche Dienstpferde, Uniformen, Ehrensäbel, Pokale und Humpen verkauft, verpfändet und verspielt hatte. Der freudige Schreck über die Pensionierung ließ ihn an den Folgen eines Schlaganfalls jäh vercheiden, und er hinterließ drei Töchter im Alter von zweiundfünfzig bis achtzehn Jahren ohne Subsistenzmittel. Jede Tochter stammte von einer anderen Mutter ab, und Ruthilde Amalthea Doris hatte das Glück gehabt, von einer Toskanerin geboren zu werden, deren Schönheit sprichwörtlich war. Dieser Reiz hatte sich auf Ruthilde vererbt, die eine geradezu ideale Mischung von italienischem Rasseadel und Wiener Grazie verkörperte. Sie hätte sicherlich in die Kreise der ersten österreichischen Gesellschaft heiraten können, wenn sie nicht mit dem ungeheuren Nachlaßkonkurs des alten Feldzeugmeisters belastet gewesen wäre, dessen Liquidierung über die Kräfte eines einzelnen ging. So war es ein Glück, daß sich Alexei Konstantinowitsch in Karlsbad, wo seine Mutter gegen die Zuckerkrankheit ankämpfte, sterblich in Ruthilde verliebte und sie gewissermaßen vom Fleck weg heiratete, nachdem sein Vermögensverwalter die Oekonomie der bräutlichen Familie in ausgezeichnete Weise bereinigt hatte.

Soviel über die wichtigsten Akteure unserer kleinen Handlung. Es war notwendig, die Vorstellung etwas umfassend zu gestalten, damit dem Leser das Verständnis des Folgenden nähergerückt werde

Wenn Sie Ihrem Vaterlande einen unschätzbaren Dienst erweisen wollen, so kommen Sie heute nachmittag punkt fünf Uhr in das Kaffeehaus zum ‚silbernen Schlüssel‘ am Sternwartenplatz und setzen Sie sich unauffällig zu dem Herrn, der sich eine Virginia bei Ihrem Eintritt anzünden wird. — Ein russischer Bruder.“

Diese Zeilen waren in ungelenten kyrilli-

schen Buchstaben auf einen Briefbogen aus blaßrosa Papier mit zwei schnäbelnden Tauben gekritzelt. Der Diener, der Alexei Konstantinowitsch das merkwürdige Manuskript auf silbernem Tablett in das prächtige Studierzimmer der Tiergartenvilla brachte, erklärte, ein kleiner, ziemlich dreckiger Bengel habe das Papier rasch abgegeben und sei sofort weggerannt. „Wie ein Hund, der den Schwanz verloren hat!“ schilderte der Diener bildhaft seinen Eindruck von der beispiellosen Hast des Boten.

Alexei Konstantinowitsch, der in einer Rauchjacke aus malvenfarbenem Sammet mit resedagrünem Seidenfutter auf einer wahren Siebenschläferottomane Siesta hielt, war das Opfer höchst sonderbarer Gehirnsensationen, die mit dem Begriff nachdenken eng zusammenhingen. Wenn hier keine Mystifikation vorlag, bedeutete das Stück Papier einen Wendepunkt in der diplomatischen Laufbahn des Fürsten Jarjagin. „Wenn Sie Ihrem Vaterlande einen unschätzbaren Dienst erweisen wollen.“ Hm! Hmhm! Hmhmhm! Die Möglichkeit, daß hier der Start für eine bedeutungsvolle Mission bestand, war durchaus nicht von der Hand zu weisen. Wenn es ihm, Alexei Konstantinowitsch, gelingen sollte, einem Anschläge gegen die Fundamente des russischen Vaterlandes auf die Spur zu kommen, wenn er am Ende gar Gelegenheit hätte, sich in schwieriger und gefahrvoller Weise auszuzeichnen, würde er alle diejenigen zu Bewunderung zwingen, die in ihm nicht mehr als einen dekorativen Bestandteil der Gesandtschaftsbälle erblickten. Seine Vorgesetzten würden ihn loben, über ihn an die Allerhöchste Stelle berichten, und diese Allerhöchste Stelle würde nicht zögern, ihn zu dekorieren und vielleicht gar als Botschaftsrat nach Paris zu schicken. Wie würde Ruthilde jubeln? Wie würde Kielwetter fluchen, dieser unangenehme Patron, der ihn immer mit ironischem Munde nach dem werten Befinden des Fürsten Mouraviane befragte! Wie würde schließlich dieser Fürst Mouraviane selber, der alte Mandrill, seine Meinung korrigieren, die er beim Abschiede Alexeis in die wenig schmeichelhaften Worte gekleidet hatte: „Du hast jetzt dank meiner Protektion die beste Gelegenheit, dich öffentlich zu blamieren!“ Auf französisch, welche Sprache der alte Fürst Mouraviane dauernd im Munde führte, hatte es noch perfider geklungen.

Du sollst sehen, Mandrill, wie ich mich öffentlich blamieren werde! zügelte Alexei den wilden Galopp seiner hochfliegenden Gedanken und bestellte bei seinem Kammerdiener einen dunklen Anzug, Pelz und Hut. Es war nach vier Uhr.

## Smaragden auf Brokat

„Befehlen Erlaucht die Viktoria oder das Coupé?“ fragte der Diener.

„Nichts! Ich gehe zu Fuß!“

Der Kammerdiener verschwand nach würdevoller Verneigung. In den diskreten Falten der ausrasierten Mundwinkel huschte ein verständnisvolles Lächeln. Kein Zweifel, Fürst Alexei hatte ein kleines Abenteuer.

Als Jarjagin bald darauf die Tiergartenvilla verließ, lag strenger Ernst gefroren in seinem Antlitz, von dem der alte Fürst Mouraviane in seinem sarkastischsten Französisch behauptet hatte, es sei eine Fassade ohne Haus.

Wenig später eilte auch Ruthilde Amalthea Doris zu Fuß davon. Ihr Ziel war ein großes, nicht unelegantes Haus, in dem sich ein Schneideratelier, ein Zahnatelier und ein Blumengeschäft befanden, und in dem unter anderen auch Baron Kielwetter ein kleines Appartement unterhielt, das er nicht unter seinem richtigen Namen gemietet hatte.

Der russische Bruder, der sich beim Eintritt des Fürsten Jarjagin eine etwas angegrissene Virginia anzündete, machte durchaus nicht den Eindruck gesellschaftlicher Position. Ein kleiner, schwächlicher Mensch mit aufgeworfenen Lippen, einer Bierhenkelnase und fettig glänzenden Drahthaaren, verriet er durch allzu lebhaftes Schielblicke und wilde Plastik der Gebärden die Eigentümlichkeiten ostgalizischer Stämme. Er tat gar nicht dergleichen, als sich Jarjagin an seinen Tisch setzte, sondern fuhr fort, mit dem Kellner zu disputieren, der sich darüber beschwerte, daß der russische Bruder einundzwanzig Gläser Tee mit sechsmal Zucker extra seit voriger Woche schuldig sei. Der also Gemahnte schlug ein Bein übers andere und schlang einen Unterschenkel epheuartig um den anderen. Man sah, daß er zu sehr ramponierten Lackstiefeletten grauwoollene Socken ohne Befestigung trug, und daß der untere Rand seines Beinkleides Fransen hatte wie ein afghanischer Gebetsteppich.

„Was sagen Sie zu diesem?“ eröffnete er die Unterhaltung mit Jarjagin und blies ihm eine Rauchwolke ins Gesicht, die in Alexei Rachsucht erweckte, „will mir einreden einundzwanzig Gläser Tee mit sechsmal Zucker extra, wo ich doch meinen Zucker immer separat bei mir führe!“ Damit zog er aus einer Westentasche zwei Stück Würfelzucker, deren Aeüßeres im Farbton aufs glücklichste mit den Fingerspitzen des zweifellos wasserscheuen Individuums harmonierte. Jarjagin fühlte Uebelkeit im Halse und zündete rasch eine Zigarette an. Hierauf bestellte er schnell zwei Curaços bei dem entrüsteten Kellner und blickte sein Gegenüber kalt und hochmütig an.

„Das gute Wetter wird nicht lang anhalten“, eröffnete der russische Bruder eine merkwürdige Konversation und rückte näher an Jarjagin. „Wenn Gott will, wird im nächsten Jahr schon ein Hagelschlag die Ernte treffen, ein Hagelschlag, wie — wie —“ er suchte zappelnd nach einem Vergleich, „— wie seit 1870 nicht mehr!“

Bei der ominösen Jahreszahl 1870 zog er die Augenbrauenwülste bedeutsam hoch, und ein Spritzerchen seiner gelenkigen Zunge stäubte auf Jarjagins Pelzkragen. Alexei schloß die Augen, blaß vor Zorn, und rückte von seinem Genossen weg. „War 1870 ein so starker Hagelschlag?“ fragte er. Der russische Bruder sah den Fürsten voll Mitleid an.

„Und ob es 1870 gehagelt hat!“ bemerkte er mit sanfter Ironie, „besonders um Sedan herum!“ Dabei verringerte er abermals sehr bedeutsam die Distanz zwischen Augenbrauen und Haaransatz und rückte näher an Alexei heran.

Der Kellner servierte die Liköre. Der Fürst warf ein Zwanzigmarkstück auf den Tisch und winkte ab. Der Ganymed sank innerlich auf die Knie und machte ein Gesicht, als sollte er noch einmal konfirmiert werden.

„Damit ist auch die Differenz wegen der einundzwanzig Gläser Tee erledigt. Ich will mich nicht mit Ihnen anlegen!“ sagte unfroren das ausgefranste Individuum. Der Kellner zog sich unter Verneigungen zurück, deren Anblick seekrank machen konnte.

„Sprechen Sie französisch, englisch, italienisch?“ fragte Jarjagin, „es ist vielleicht besser, wir bedienen uns einer anderen Sprache!“

Der russische Bruder bedauerte voller Demut, mit den befragten Idiomen nicht dienen zu können.

„Ja, mein Gott,“ sagte ärgerlich über so viel Unbildung der Fürst, „beherrschen Sie denn keine fremde Sprache?“

„Hebräisch!“ entschuldigte sich der Rätselhafte und leckte Curaçao von seinen Fingern. Jarjagin prallte zurück und wollte sich erheben. Ein letzter Rest von Vernunft warnte ihn vor der Fortsetzung der Zusammenkunft.

Hastig legte der andere ihm die Hand auf den Arm, zog ihn auf den Stuhl zurück, rückte ihm geradezu peinlich nahe und flüsterte ihm, unhörbar fast, Dinge ins Ohr, die die gespannteste Aufmerksamkeit des Fürsten in Anspruch nahmen. Es war ein seltsamer Anblick: Der gepflegte, delikate parfümierte Kopf Jarjagins neben dem schlecht rasierten Gesicht eines offenbar sehr untergeordneten Menschen, der nach Armut und Verkommenheit roch und die bröcklige Asche seiner Zigarre auf den Sealkragen des Fürsten Alexei fallen ließ.

Es handelte sich auch wirklich nicht um Tante Juttas Filzpantoffel. Der unscheinbare, elende Mensch war durch einen wunderbaren Zufall einem Anschläge gegen die Wehrmacht des Zarenreiches auf die Spur gekommen. Irgendwie hatte man im Generalstab dieser Metropole Kenntnis von dem sogenannten Formular D. erhalten. Dieses Formular D. stellte die neuen Aufmarschpläne des russi-

stabsoffizier der fremden Macht zur Kopie ausgehändigt. Die Fertigstellung der Abschrift erforderte einen Zeitraum von mindestens acht Nächten. Deshalb schaffte der bestochene Schurke die Pläne jedesmal morgens wieder in die Gesandtschaft und nachmittags in den Schlupfwinkel jenes Generalstäblers, der sich sonderbarerweise im Hinterzimmer einer Kaschemme befand, das einen zweiten,



*„Und ob es 1870 gehagelt hat!“ bemerkte er mit leiser Ironie.*

schen Heeres für den Fall beschleunigter Mobilmachung dar. Ein wichtiger Anhang enthielt die „Bestimmungen über die Einberufung russischer Staatsangehöriger in nicht-russischen Ländern“, und Formular D. samt Anhang befand sich seit kurzem bei der Gesandtschaft, der auch Fürst Jarjagin angehörte. Seit einigen Tagen nun wurde das wichtige, sehr umfangreiche Aktenstück jeden Tag nach offiziellem Schluß der Gesandtschaft von einem schimpflichen Subjekt aus dem Tresor genommen und einem General-

geheimen Ausgang hatte, und von wo für den Fall jeder Störung rasche Flucht möglich war.

Fürst Alexei Konstantinowitsch zitterte vor Erregung. Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Schon längst hatte er den Pelz aufgeknappt, gläsern stierten die Augen auf die Tischplatte, und die Finger der Rechten spielten mit dem likörklebrigen Stil seines Curaçoglases. Hier war endlich der große Coup! Hier war endlich die Hand des Schicksals, die sich ihm entgegenstreckte zur Führung auf die Höhen des Erfolges, des Ruhmes, des

## Smaragden auf Brokat

unerhörten Avancements. An den Angaben des russischen Bruders war nicht zu zweifeln. Sie waren so detailliert, so voll subtiler Einzelheiten, daß Jarjagin, der weder das Formular D., noch den Anhang kannte, schauernd fragte, wieso es denn möglich gewesen sei, daß das unscheinbare Nichts neben ihm sich so eingehend informieren konnte. Während er offiziell mit seinem merkwürdigen Kumpan fraternisierte, beschloß Jarjagin innerlich mit ernerischer Grausamkeit, daß dieser russische Bruder aus der Reihe der Lebenden zu streichen sei, sobald die Festnahme des Schurken aus der Gesandtschaftskanzlei und des fremden Generalstabsoffiziers gelungen sein würde.

Diese Festnahme wollte Jarjagin ganz allein vornehmen. Jede Einweihung eines Dritten war gefährlich und konnte den Erfolg schmälern. Jarjagin sah in diesem Augenblick seinen Feind Kielwetter, der ihm knirschend vor Neid zu seiner Ernennung als Botschaftsrat in Paris gratulierte, und er spürte den dankbaren Kuß von den weichen Lippen Ruthildes, die sich ihm seit einiger Zeit auffallend entzog. Heiß rann ihm das Blut durchs Herz.

Er reichte unterm Tisch seinem Mittelsmann einen Tausendmarkschein, aber zu seinem größten Erstaunen weigerte sich der Mensch, das Geld anzunehmen. Er sei russischer Patriot, genugsam belohnt, wenn es gelingen sollte, das teure Heimatland vor dem Aergsten zu bewahren. Fürst Alexei fühlte Rührung und wandelte im Innern das vorhin gefällte Todesurteil in lebenslängliche Verbannung nach Australien um.

Hierauf wurde für den folgenden Spätnachmittag die Aushebung des Nestes verabredet. Jarjagin sollte sich als Kaschemmenbruder verkleiden, um unauffällig in jener Spelunke sich aufhalten zu können. Die Tür zum Hinterzimmer, wo die Verräter sich befanden, sei durch eine alte Portiere verdeckt. Eine Viertelstunde nach seinem Eintreffen sollte Jarjagin die Tür sprengen und mit vorgehaltenem Revolver die Uebeltäter fixieren. Gleichzeitig wollte der russische Bruder mit drei handfesten Burschen, Podoliern, die hier auf einem Bau arbeiteten, von dem zweiten Ausgang her eindringen, so daß man die Verbrecher auch vom Rücken packen konnte. Kein Zweifel: Der Plan mußte glücken, und er war so gut durchdacht, daß Fürst Alexei sich bereits die geistige Urheberschaft für den eigenhändigen Bericht ans Kriegsministerium anmaßte.

Er reichte dem russischen Bruder zum Abschiede die Hand und eine goldene Zigarettendose mit dem Namenszuge des Zaren in Brillanten. Diese kleine Belohnung müsse der russische Bruder wenigstens annehmen, nachdem er Geld ausgeschlagen habe. Und der russische Bruder wollte den Genossen nicht

beleidigen. Großzügig nahm er die Dose an, küßte inbrünstig den Namenszug des Zaren und verneigte sich voll tiefer Ergebenheit.

Als Fürst Jarjagin mit glühendem Kopf nach Hause ging, fühlte er erschauernd, daß das Schicksal einer Armee von zwanzig Millionen in der schmutzigen Hand eines erbärmlichen Kerls gelegen hatte, der sich mit einem Kellner um einundzwanzig Gläser Tee mit sechsmal Zucker extra gestritten hatte.

**K**riminalkommissar Eberhard III war sehr schlechter Laune. Er beklagte die Geburt seiner sechsten Tochter, die gestern früh stattgefunden hatte, und die ihn abermals hatte erkennen lassen, daß das Heiraten einer Jugendgeliebten zu den düstersten Konsequenzen führen kann, wenn beide Teile mittellos sind. Eberhard III hatte stets von einem reichen Leben voll glücklicher Tage geträumt. Er sah sich auf der Stufenleiter einer fabelhaften Laufbahn, von den Männern geehrt und gefürchtet, von den Frauen geliebt und heiß begehrt. Rasche Erfolge bei Ladenmädchen und Stenotypistinnen, die der flotte Student mühelos gleich vielen anderen flotten Studenten errang, hatten ihn in der Ueberzeugung bestärkt, daß er ein unwiderstehlicher Charmeur sei. Leider war er gezwungen, seine Eroberungen vorzeitig einzustellen, weil er für drei Kinder Alimente zahlen mußte, deren Mütter seine Vaterschaft in zwei Instanzen beschworen hatten. Oft gepfändet und früh verbittert heiratete Eberhard III schließlich seine Jugendgeliebte, ohne das ersehnte Glück gefunden zu haben.

Knurrig lehnte er die Glückwünsche seines Aktuars ab, den er sowieso haßte, weil der Mensch unverheiratet und Eigentümer eines Häuschens in einer netten Vorstadt war. Während er seinen Wintermantel an den Kleiderrechen hängte, ängstlich bedacht, das schadhafte Futter zu verdecken, fragte er, was vorläge. Es läge nichts vor, meldete der Aktuar und wollte sich zurückziehen, als es mit hartem Knöchel an die Tür klopfte und gleich darauf ein Wachtmeister meldete, eine junge Dame wünsche den Herrn Kommissar dringend zu sprechen.

„Was willse?“ fragte Eberhard III böse, denn er hatte an junge Damen, die ihn dringend zu sprechen wünschten, peinliche und kostspielige Erinnerungen.

Der Wachtmeister zuckte die Achseln.

„Na, da führnese rin!“ verfügte der Kommissar, ohne wahrnehmbaren Grund schreiend, ließ sich in den Schreibtischsessel fallen und machte furchtbare Augen.

Gleich darauf rauschte in Seide, Froufrou, und Zobel Ruthilde Amalthea Doris Fürstin Jarjagin herein.

Unverkennbar tobten Stürme auf der sonst spiegelglatten Fläche ihrer Seele. Die Wangen schimmerten in roter Hitze durch die feine Schicht von Poudre de la Marquise, Crème merveilleuse, und in den schimmernden Pupillen glomm fiebriges Feuer. Die pikanten Stirnlöckchen unter der Pelzkappe waren in Verwirrung, die Lippen bebten, und die in rasenfarbiges Sämschleder gehüllten Hände malträtierten den Bügel eines goldgewirkten Pompadours. Ruthildes Erscheinung symbolisierte vollkommen Italia irredenta und die Verzweiflung einer schönen Wienerin, die zur Metternichredoute nicht eingeladen worden war.

Eberhard III, bei dem hinreißenden Anblick der fabelhaften Dame in die galante Zeit seiner ersten Semester zurückgeschleudert, war aufgesprungen und starrte das lieblich aufreizende Wesen mit Knopfaugen an. Hierauf scheuchte er mit gebieterischer Handbewegung den Wachtmeister hinaus, der mißbilligend den Duft von „Oh, ma Petite“ einsaugte, der leise und schmeichlerisch das Amtszimmer boudoirisierte.

„Womit — hm — eh — kann ich dienen?“ fragte Eberhard III und wies dermaßen heftig auf einen ordinären Stuhl, daß das Schlipsband unter dem rückwärtigen Kragenknopf hervorsprang.

„Mein Herr!“ bebte Ruthilde, „man hat mich in der infamsten Weise bestohlen!“

„Oh!“ machte Eberhard III so erstaunt, als höre er zum erstenmal von der Existenz derartiger Delikte und zähmte mit wilder Handbewegung das unbotmäßige Schlipsband. Hierauf wiederholte er seine Offerte der schäbigen Sitzgelegenheit, während der Aktuar Protokollpapier zurechtlegte.

Die Dame sank auf den Stuhl und riß mit erregten Fingern den Zobelmantel auf. Ein betörendes Seidenkleid ward sichtbar.

„Darf ich fragen, was man der gnädigen Frau entwendet hat?“ eröffnete Eberhard III die amtliche Unterredung und wurde fleckig rot im Gesicht.

„Ein Strumpfband!“ meldete Ruthilde lauter als die Delikatesse des Gegenstandes verlangt hätte.

„Ein Strumpf — — —?“ Eberhard III wurde blaß vor Hitze. Hilflos sah er den Aktuar an, der zusammengekrümmt dasaß wie ein verbogener Paragraph.

„Ein Strumpfband!“ wiederholte Ruthilde. „Ein außerordentlich kostbares Strumpfband, wie es zum zweiten — pardon — zum drittenmal nicht vorhanden ist, denn das zweite habe ich noch. Ein breites heliotropfarbenes, golddurchwirktes Strumpfband, am Schloß mit einer Harfe aus Smaragden geziert. Genau wie dieses hier!“

Damit hob sie unnachahmlich charmant den Seidenrock und ließ knapp drei Finger überm Knie ein berauschendes Strumpfband der von ihr geschilderten Art sehen.

Eberhard III schloß die Augen, geblendet von so viel Glanz und Schönheit. Hier endlich führte ihm der Zufall, dieser unlautere Konkurrent des Schicksals, ein Weib in den Weg, ein Weib, das von Kopf bis Fuß via Knie alles in sich vereinigte, was früher des Kommissars geheimes Sehnen gewesen war.

„So schauen Sie doch her!“ mahnte ärgerlich Ruthilde, „damit Sie wissen, um was es sich handelt.“

Eberhard III schmetterte die Augenlider wie Rolläden in die Höhe und fixierte mannhaft die entzückende Gegend. Ja, er erhob sich sogar von seinem Amtssitz und trat zu Ruthilde, um sich noch eingehender zu informieren. Er betrachtete diesen Tatbestand als unverhoffte Weihnachtsgratifikation. Aber in diesem Augenblick ließ Ruthilde den Rock wieder heruntergleiten, und Eberhard III sah ratlos drein.

„Es liegt mir ungeheuer viel daran, das Strumpfband so rasch als möglich wieder zu bekommen!“ sagte Ruthilde, „bis wann werden Sie den Dieb gefaßt haben?“

„Hm — das läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen,“ erklärte Eberhard III wahrheitsgemäß, „wäre es denn unmöglich, daß gnädige Frau das Strumpfband verloren haben?“

„Unmöglich ist nichts!“ erwiderte Ruthilde, „aber nicht wahrscheinlich.“

Hier versteckte aus unbekanntem Gründen der Aktuar ein Grinsen in seinem rotgewürfelten Sacktuch.

„Hm — eh — nun ja — gewiß —“ partikelte Eberhard III und wurde rot wie eine glühende Kupferplatte, „aber einen Diebstahl, ich meine: eine Entwendung vom gewöhnlichen Aufbewahrungsort müßten Sie doch wohl geföh — — gemerkt — — wahrgenommen haben!“

„Was verstehen Sie unter dem gewöhnlichen Aufbewahrungsort?“

„Das Knie — — eh — pardon — — die Stelle — — ich meine — kurz und gut — — da!“ Eberhard III deutete vage auf Ruthildes Seidenrock. Der Aktuar versank abermals im Sacktuch.

„Mein Herr!“ wies Ruthilde hoheitsvoll zurück, „was erlauben Sie sich! Ich wollte das vermißte Strumpfband reparieren lassen. Ein Smaragd hatte sich gelockert. Ich wollte es zum Juwelier schaffen und hatte es in meine Manteltasche gesteckt. Ich fuhr in einem Mietauto zu meinem Juwelier, und als ich dort ankam, war es verschwunden!“

## Smaragden auf Brokat

„Das Auto?“ fragte Eberhard III geistesgetrübt.

„Das Strumpfband!“ berichtigte Ruthilde lachend und zeigte Zähne, die ganz andere Männer als Kriminalkommissare verrückt machen konnten.

„Wissen Sie die Nummer des Automobils?“ fragte Eberhard III ablenkend.

„Natürlich nicht!“ entrüstete sich die Dame, „ich dachte, das macht die Polizei!“

„Was gemacht werden kann, wird gemacht!“ versicherte Eberhard eisern. „Darf ich um Ihren Namen bitten?“

Hier erschrak Ruthilde sichtlich.

„Muß das sein?“ fragte sie mit so reizender Verwirrung, daß Eberhard abermals die Augen schloß.

„Es muß sein!“ verkündete er sodann voll Mitgefühl, „erstens von Amts wegen, und sodann, weil ich Ihnen doch Nachricht geben muß, wenn wir das Strumpf — — das Diebesgut wieder beigebracht haben.“

„Oh, was das betrifft, das können wir einfacher haben. Rufen Sie mich, bitte, unter Sirius 12 534 an. Es wird sich eine Frau Krause melden, von der ich dann schon das Nähere erfahre.“

„Hm —“ Eberhard blickte völlig ratlos auf den Aktuar, der zum Zeichen, daß ein Fall wie dieser noch niemals in den Akten bearbeitet worden war, die Schultern bis an die Ohrläppchen hob.

„Aber, Herr Polizeipräsident, Sie werden mir das doch richten können!“ schmeichelte Ruthilde in der Erinnerung an heimatliche Zustände, wo man einer hübschen, jungen Frau alles richtete. Und sie sah Eberhard III mit Augen an, in denen die Sonne von Bordighera lächelte.

„Hm — ja — es könnten allerdings Fälle vorkommen, wo aus ganz bestimmten Gründen — — —“

„Ach ja, Herr Polizeipräsident, diese ganz bestimmten Fälle und Gründe liegen vor!“ betonte Ruthilde lieblich errötend und stand rasch auf. „Also, nicht wahr, lieber Herr Polizeipräsident, wir sind einig. Frau Krause, Sirius 12 534.“

Damit entschwebte sie schnell, nachdem sie Eberhard III noch einen Blick zugeworfen hatte, wie er ihn in acht Semestern nie zu spüren bekommen hatte.

„Frau Krause,“ murmelte erschüttert Eberhard III, „Smaragden auf Brokat, Automobil, Juwelier, rechtes Knie — war's das rechte, Fiedler?“

„Es war schon das rechte, Herr Kommissar“, bestätigte der Aktuar.

„Na, dann schreiben Sie's auf!“ seufzte Eberhard III, „verdammte warm hier. Stel-lense mal de Heizung ab!“

Und er trocknete sich die Stirn, während er ans Fenster trat mit dem brennenden Wunsche, noch etwas von Frau Krause zu sehen.

Frau Krause aber war eine würdige Witwe und hielt das kleine Appartement instand, das Baron Kielwetter nicht unter seinem Namen gemietet hatte.

Es stand im Buche des Kriminalkommissars Eberhard III verzeichnet, daß dieser Tag zu den aufregendsten seines Lebens zählen sollte.

Etwa anderthalb Stunden, nachdem Ruthilde ihn verlassen hatte, war der Kommissar immer noch in die Polizeiakten der Blumenverkäuferin Agathe Heberle vertieft, die man im Wiederholungsfalle dabei betreten hatte, wie sie, ohne im Besitze eines Gewerbescheins zu sein, auf Straßen, Plätzen und anderen öffentlichen Orten zu Sträußen gewundene Blumen gegen Entgelt feilhielt. In Wahrheit beschäftigte sich Eberhard III gar nicht mit den fluchwürdigen Taten der Heberle, sondern seine Phantasie erblickte zwischen den Zeilen des Polizeiberichts immer wieder das lockende Bild jener Frau Krause, die in jeder, aber auch in jeder Beziehung das war, was Eberhard III traumhaft nannte. Wäre nicht seine übereilte, von sechs Töchtern gesegnete Ehe mit der Jugendgeliebten gewesen, er würde nicht einen Moment gezögert haben, aufs neue die Spuren seiner ersten Semester zu wandeln und — — —

Das bekannte harte Klopfen des Wachtmeisters riß ihn aus zärtlichen Illusionen. Seufzend schlug er den Akt der Heberle zu.

„Oberwachtmeister Schippenknecht von Streife zurück mit einer Einlieferung!“ wurde gemeldet.

„Rin!“

Und zwischen zwei Schutzleuten, unter dem Vorantritt des Oberwachtmeisters Schippenknecht, wurde ein Strolch hereingeführt, der in einem zerrissenen Anzug, mit wirren Haaren, schmutzigem Gesicht und einem blaugeschlagenen Auge eine packende Illustration aus dem Kapitel „Verbrechen und Vergehen wider das Eigentum“ im Strafgesetzbuche abgab.

Aber es war kein Taschen-, Gelegenheits- oder gar Einbruchsdieb. Es war Fürst Alexei Konstantinowitsch Jarjagin, der dort zwischen den Vertretern der staatlichen Ordnung schlotterte und an den alten Fürsten Mouraviane dachte, durch dessen Protektion es ihm ermöglicht worden war, sich öffentlich zu blamieren.

In einem elenden Zimmer, das der russische Bruder besorgt hatte, war Jarjagin unter der Assistenz seines Komplizen in das demü-



„Ein golddurchwirktes Strumpfband. Genau wie dieses hier!“

tigende Gewand geschlüpft, das er zu seiner Exkursion brauchte. Er war auch pünktlich und unangefochten in die ihm bezeichnete Kaschemme gekommen, die den unfreundlichen Namen „Der blinde Mops“ führte und hatte in der Nähe der alten Portiere Platz genommen, hinter der das heilige Rußland verraten wurde. Ueber der schmierigen Theke, hinter der ein herkulischer Wirt mit Schmiedehammerfäusten gräblich gefärbte Schnäpse mischte, hing eine runde Uhr. Es war fünf Minuten nach halb sechs. Punkt sechs sollte Jarjagin in das Hinterzimmer eindringen. Er fühlte mit vor Erregung feuch-

ten Händen nach dem Browning in seiner Hosentasche.

Das Lokal war um diese Zeit mäßig besucht. An einem Tisch hockten stumpfsinnig zwei übernünftig aussehende Asphaltkavaliere und spielten irgend etwas mit Karten. Vor der Theke stand ein Zündholzverkäufer und sprach leise mit dem Wirt. Von Jarjagin nahm niemand Notiz. Der Wirt brachte ihm ein großes Glas Weinbrand und zündete unter Aechzen und Stöhnen die Gaslampe an, die von der Deckenmitte herunterhing und ein kaltes, höhnisches Licht verbreitete. Alexei Konstantinowitsch fröstelte vor Nervosität

## Smaragden auf Brokat

und Kummer, daß in einem solchen Milieu das teure Heimatland besudelt wurde.

Plötzlich wurde die Tür brutal aufgerissen. Kalter Wind fuhr herein. Die Glocke der Gaslampe klirrte. Zwei Schutzleute besetzten den Ausgang, ein dritter stand mitten im Zimmer.

„Hände hoch!“

Jarjagin schnellte empor, ein Griff, und er hatte die alte Portiere weggerissen. Keine Tür dahinter! Nur ein betagter Fleischerhund hockte dort auf einem Lager aus Lumpen und machte den Versuch, gefährlich zu fletschen. Im nächsten Augenblick war Alexei von groben Fäusten gepackt. Eine stählerne Kette klirrte um seine Handgelenke, deren linkes den goldenen Reif trug, den ihm damals Mademoiselle Rire au Coeur von der Pariser Scala zum Abschied verehrt hatte.

„Gegen die übrigen Gäste im ‚blinden Mops‘ lag nichts vor,“ berichtete der Oberwachtmeister Schippenknecht, „aber der Bursche hier,“ und er legte Jarjagin eine Faust auf die Schulter, schwer wie ein Pflasterstein, „hat was ausgefressen —“

„Erlauben, bitte —“, keuchte Jarjagin.

„Maul halten!“ brüllte Eberhard III und machte furchtbare Augen.

„Erst versucht er zu fliehen“, fuhr Schippenknecht fort. „Dachte in Unkenntnis der Oertlichkeit, hinter ’ner ollen Portiere, wo bekanntermaßen nur der Hund des Eigentümers das Gnadenbrot kriegt, wäre noch ’n Ausgang. Na, wir hatten ihn ja nu bald gefaßt, aber er brüllte unverständliches Zeug — russisch oder polnisch muß es gewesen sein — und wehrte sich wie ’n Aal. Wir haben ihn denn beruhigt, man sieht’s noch ’n bißchen überm linken Auge, und visitiert. Und dabei haben wir ’n Revolver gefunden und — das da!“

Und Oberwachtmeister Schippenknecht hielt in der rechten Hand das fehlende rechte Strumpfband Ruthildes, Smaragden auf Brokat, hoch empor.

Wie ein Geier hatte sich Eberhard III auf das kostbare Schmuckstück gestürzt. Fassunglos sah er bald die galante Bijouterie, bald den Aktuar an, der ebenso erschüttert war, weil ein derartiger Fall — bei seinem Diensteide! — in sechsundzwanzig Jahren noch niemals in den Akten bearbeitet worden war.

„Wie haben Sie das gestohlen, und vor allem, wo haben Sie es gestohlen?“ schrie Eberhard III mit überschnapper Stimme den Fürsten Jarjagin an und sah die Untat in fürchterlichen Bildern. „Aber die Wahrheit, Kerl!!!“ brüllte er hinzu und hoffte, die Wahrheit werde erträglich sein.

„Bitte sehr, aber ich bitte sehr, ich habe

gar nichts, überhaupt nichts nie gestohlen, ich habe gefunden. Bitte sehr. Gefunden! Dagegen jedermann ist wehrlos, parole d’honneur!“ erklärte Fürst Alexei. Er sprach im allgemeinen sehr gut deutsch, aber unter diesen Umständen geriet er ins Radebrechen.

„Gefunden? Haha!“ höhnte Eberhard III, grün vor Wut. „Haha!“

„Hihi!“ kicherte der Aktuar.

„Hoho!“ baßte Oberwachtmeister Schippenknecht.

„Hähä!“ klappte der Chor der beiden Schutzleute nach.

„Bitte sehr, aber ich bitte sehr. Es liegt ein Irrtum vor, ein Mißverständnis d’une grandeur tellement inouïe, que — — —“

„Redense deutsch!“ fauchte Eberhard, „mit so ’ne Wippchen sind wir versehen, Sie!“

„Ich bin, bitte sehr, ich bin Schriftsteller!“ heulte Alexei.

„Vermutlich russischer!“

„Jawohl!“

„Das wissen wir, was so ’ne russischen Schriftsteller wie Sie für ’ne Klaue schreiben. Klaute wäre richtiger!“ Eberhard III goß beißende Lauge über den armen Sünder, und seine Sbirren lächelten hochachtungsvoll aus Gründen der Disziplin.

„Bitte sehr, ich bitte sehr, ich wollte Studien machen in Verbrecherkeller von hier. Zog deshalb meines Gewand, dieses hier an, um unbehelligt in Kaschemme aufhaltlich sein zu können. Bitte sehr, ich bitte sehr, ich bin ich russischer Schriftsteller und wollte nur Studie über Elend und Verkommenheit in Kaschemme beschreiben.“ Jarjagin bewunderte innerlich seine Geistesgegenwart.

„Na, da hätten sich nicht so anzustrengen brauchen mit Karneval und so! Da hätten sich bloß Ihre geehrte Biographie zu schreiben brauchen!“ höhnte Eberhard III weiter, wie ein Komiker, der unter dem Beifall des Publikums zu Extempores gereizt wird.

„Bitte sehr, ich bitte sehr — — —“ Alexei sackte zusammen, „ich bin ich Schriftstel —“

„Na, da verratense mal Ihren hochberühmten Autorennamen! Aber Pseudonym ist hier nicht, Freundchen!“

„Bitte sehr, ich bitte sehr, ich heiß ich — Mirkitsch!“ log Jarjagin beisspiellos.

„Mirkitsch?“ wunderte sich Eberhard voll Grimm, denn er durchschaute den Lug. „Kennt einer von Ihnen diesen — Dichter Mirkitsch?“

Die Anwesenden drückten einstimmig und pantomimisch aus, daß ihre Kenntnis der russischen Literatur bis Mirkitsch nicht reichte.

„Und wie sind Sie nun zu diesem hier gekommen?“ fragte Eberhard wieder und hielt mit bebenden Fingern das Strumpfband hoch.



„Bitte sehr, ich bitte sehr, ich bin ich — wie gesagt — Schriftsteller Mirkitsch und wollte machen Studie in Kaschemme verfluchte. Zog deshalb an dieses Gewand, bitte sehr. Traute mich aber nicht damit über Straße. Bekannte, vous comprenez, Monsieur, c'est affaire délicate. Mille fois pardon — ich weiß, deutsch! Deshalb fuhr ich mit Autodoroschka. Wie ich aussteige, ich bemerke ich cette jarretière — là — — Strumpfband, verzeihen, bitte. Ich hebe auf, damit nicht gestohlen wird und wollte abgeben morgen gleich ganz früh, a l'aube du matin — in — — in — — Findlingsbüro — ich glaube, bitte sehr, sagt man! Das ist Wahrheit heilige!“

Jarjagin schwieg erschöpft. Dumpfe Ruhe lastete. Eberhard III hatte die Finger um das Strumpfband geschlossen und liebkostete es leise mit zagen Bewegungen. Und während seine Finger den weichen Brokat fühlten und die Glätte des Geschmeides, dachte er weltentrückt an andere Dinge, die mit diesem koketten Strumpfband in enger Verbindung standen, und er ließ die Lider über starre Augen sinken.

„Und wenn ich Ihnen nun sage, mein sehr verehrter Gospodin Mirkitsch, daß die Dame, der Sie das Strumpfband aus der Manteltasche gestohlen haben, bereits hier war, um Anzeige zu erstatten — was dann?“ Eberhard sagte es leise, fast zischend, vipernhaft.

„Strumpfband aus Manteltasche?“ fragte Jarjagin und fühlte, wie ihm ein Eiszapfen den Rücken entlang rollte.

„Spielen Sie nicht Neugeborenes!“ schrie Eberhard jetzt mit einer merkwürdigen Ideenassoziation. „Die Dame — Frau Krause — war hier und hat uns das andere Strumpfband selbst gezeigt! Was, Fiedler?“

„Allerdings!“ bestätigte Fiedler, „das rechte!“

„Das linke!“

„Verzeihung, das rechte. Das linke fehlte. Das rechte hatte sie an!“

„Das ist Jacke wie Hose! Rufen Sie gleich Frau Krause an — Sirius 12 534 — und bitten Sie die Dame sofort her. — Und den da, abführen!“

„Zu Befehl, Herr Kommissar!“ schnarrte Oberwachtmeister Schippenknecht.

„Jour néfaste!“ murmelte Fürst Jarjagin und ließ sich mit dem ganzen Fatalismus der Nation abführen, die er vor Hochverrat hatte bewahren wollen.

Dummheit ist auch eine Geisteskrankheit! pflegte Fürst Mouraviane zu sagen, wenn die Rede auf Alexei kam.

Mein lieber Herr Polizeipräsident, ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich bin“, jubelte Ruthilde Amalthea Doris Fürstin Jarjagin als ihr Eberhard III das Strumpfband mit weltmännischer Verbeugung überreichte. Sie war sofort gekommen, nachdem ihr der Aktuar die freudige Botschaft mitgeteilt hatte. „Ich wußte ja, nur die Polizei würde mir helfen. O, kein Wort gegen die Polizei!“

„Und den Dieb haben wir auch!“

„Sehr gut!“

„Ein angeblicher russischer Schriftsteller, namens Mirkitsch — alles fauler Zauber — hat Ihnen das Strumpfband gestohlen!“

„O pfui!“

„Aus der Manteltasche!“

„Ach so! Kann ich den Verbrecher sehen?“ fragte Ruthilde mit der perversen Neugier der Frauen.

„Selbstverständlich!“ beeilte sich Eberhard III, erfreut, den Umfang seiner Macht zeigen zu können.

Bald darauf führte man den Fürsten Jarjagin herein, und Ruthilde fiel in Ohnmacht, während Alexei bleich wie der Schnee Sibiriens ausrief: „Ma femme!“

Es war das Vernünftigste, was Ruthilde tun konnte, als sie in Ohnmacht fiel. Sie ersparte sich und anderen eine Auseinandersetzung über die Tücken des Zufalls. Eberhard III, der annahm, daß Ruthilde vor Entsetzen über den grausigen Eindruck des Verbrechers die Besinnung verloren habe, ließ den Fürsten rasch wieder abführen und bemühte sich um die schöne Ohnmächtige, die bald wieder zu sich kam.

„Ist er fort, der furchtbare Mensch?“ fragte sie mit schwacher Stimme.

„Besorgt und aufgehoben!“ beruhigte Eberhard III und setzte die Fürstin behutsam in seinen Amtssessel. „Offenbar beabsichtigt er, den Wahnsinnigen zu spielen, denn er rief bei Ihrem Anblick aus ‚ma femme!‘“

„Wie gräßlich diese Uebeltäter sind!“ hauchte Ruthilde zitternd.

„Seitdem stiert er apathisch vor sich hin und ist nicht mehr zum Sprechen zu bringen!“

„Manchmal können sie auch ganz anständig sein!“ folgerte Ruthilde mit merkwürdiger Logik, die Eberhard III auf den Nervenchock zurückführte.

Dann geleitete er seine schöne Besucherin sorgsam zu einem Wagen und fühlte mit wilder Lust einen Arm, dessen zarte Rundung ihn einerseits entzückte, andererseits mit schmerzhaftem Bedauern erfüllte.

## *Eine schöne gute Nacht*

Hätte man nicht bald darauf den russischen Bruder verhaftet, als er eine goldene Zigarettendose mit dem Namenszuge des Zaren in Brillanten bei einem Trödler verkaufen wollte, und hätte man die Dose nicht als dem Fürsten Jarjagin gehörig rekognosziert, so wäre Alexei Konstantinowitsch unter dem Namen Mirkitsch wegen Diebstahls verurteilt worden. So aber erschien eines Tages Baron Kielwetter im Polizeigefängnis, und es glückte ihm, alsbald die Freilassung des Fürsten Jarjagin zu erwirken.

Vor dem Botschafter verantwortete sich Alexei auf konfuse, ja beinahe phantastische Art, indem er sein Abenteuer mit der Entwendung des Formulars D in Zusammenhang brachte.

„Formular D?“ fragte verwundert der Botschafter, „was soll das sein?“

„Nun — die Aufmarschpläne für den Fall beschleunigter Mobilmachung und — — —“

„Aber Alexei Konstantinowitsch! Formular D ist seit dem Krimkriege außer Kraft gesetzt. Das hätten Sie als Militärattaché wissen sollen. Gott mit Ihnen, Alexei Kon-

stantinowitsch, ich werde immédiatement über die Affaire berichten!“

Im Anschluß an diesen Bericht wurde Fürst Jarjagin seines Amtes enthoben und weil inzwischen ruchbar geworden war, daß er seine liebreizende Gattin grundlos mißhandelt hatte, als Major zu einem sibirischen Schützenregiment versetzt.

Der russische Botschafter aber verlangte von der fremden Macht, die Jarjagin verhaftet hatte, Genugtuung, was abgelehnt wurde, da man offiziell nur den Schriftsteller Mirkitsch, aber nicht den Fürsten Alexei Konstantinowitsch Jarjagin kannte. Nach langen Verhandlungen, die zeitweise friedensbedrohenden Charakter hatten, entschloß sich die fremde Macht, den Kriminalkommissar Eberhard III als Genugtuung zu maßregeln und versetzte ihn nach Pintscherode, drei Kilometer von der russischen Grenze entfernt.

Baron Kielwetter aber, der die ganze Geschichte angezettelt und vor allem jenen russischen Bruder abgerichtet hatte, quittierte bald darauf den diplomatischen Dienst und heiratete die Tochter des Margarinekönigs Stouthander in Boston.

---

## *EINE SCHÖNE GUTE NACHT*

*Eine schöne gute Nacht, eine tausendgute Nacht,  
Ich hab mir mein Bettchen auf dem Boden gemacht.*

*In dem Sommer schickt mich  
Meine Mutter ins Gras,  
Herzen mich die Junggesellen,  
Was schadet mir das?*

*Es schadet mir nichts, es schmeckt mir wohl,  
Davon werde ich der Liebe so voll.*

*Dichter unbekannt*

# DIE HEIRATSANNONCE

NOVELLE VON OSSIP KALENTER



Wenn die sieben wohlrasierten Herren, die sich allabendlich in der Höxter-Bar trafen, schon im allgemeinen gegen das Heiraten waren, so im besonderen bei Bry, der einbeinig war.

„Sie haben alles, was Sie sich wünschen können. Sie verfügen über größeres Kapital, Sie haben diese famose Kronleuchterfabrik, keinen Aufsichtsrat, der Ihnen hineinredet, keine bucklige Verwandtschaft. Sie haben eine nette Wohnung, eine tüchtige Wirtschaftlerin. Ich gebe zu: hübsch ist sie nicht. Bei Lichte besehen ist sie sogar fürchterlich. Aber sie kocht ausgezeichnet!“ sagte Zumbusch, ein Vierziger, passionierter Junggeselle und Direktor einer Elektro-Bedarfs-A.-G. „Gewiß, Sie haben im Kriege das Bein verloren. Ich hab mir innerlich einen Knax geholt. Beim einen sieht man's, beim andern nicht. Der eine kann damit hundert Jahr alt werden, der andere hat keine fünf mehr zu leben. Wir haben alle unsern Schatten, lieber Bry. Und Sie glauben, den Schatten mit einer Ehe totschiagen zu können?“

„Totschiagen nicht, aber vielleicht abschwächen“, entgegnete Bry und sah über Zumbusch hinweg auf einen galanten Wanderschmuck.

„Ach, Sie Idealist!“ sagte Zumbusch. „Natürlich, Sie sind noch jung. Aber das ist doch kein Grund zum Heiraten!“

Greiner, Arzt aus Liebhaberei, ohne eigentliche Praxis, und von den regelmäßigen Besuchern der Höxter-Bar neben Bry wohl der feinnervigste, sah ein, daß Zumbuschs Reden Bry eher verletzen als nützen konnten. Er lenkte vom Thema ab, auf das Zumbusch erst zurückkam, als man sich trennte.

„Die Finger von sowas lassen!“ riet Zumbusch und klopfte den kaum zehn Jahre jüngeren väterlich auf die Schulter. „Es ist eine einmalige sentimentale Anwandlung. Ich kenne das. Es geht vorüber. Natürlich ist es nicht leicht. Aber besser vier Wochen mit Weltschmerz herumlaufen, als sein Leben lang verheiratet sein. Bei mir hätte es ja keine Gefahr. In fünf Jahren gäbs eine lustige Witwe, und alles wäre überstanden. Aber bei Ihrer Konstitution... Zähne zusammenbeißen!“

Bry stapfte mit Greiner zur Straßenbahn.

„Für euch liegen die Dinge anders“, sagte Bry. „Die innere Einsamkeit, die ihr als so köstlich rühmt, ist mir unerträglich. Es gibt Stunden, wo ich mir selber zum Ekel bin; Stunden, in denen es mir restlos vergeht, den Stoiker zu simulieren. Ich habe es satt, solche Stunden noch weiterhin durchzumachen.“

„Und du meinst, daß die Ehe dagegen hilft?“ fragte Greiner vorsichtig.

## Die Heiratsannonce

„Ehe? Was weiß ich! Eines jedenfalls kann mir helfen: Liebe.“

Wenn die sieben Herren in der Höxter-Bar von der Liebe sprachen, meinten sie gewöhnlich etwas anderes. Greiner lächelte leicht.

„Aber auf welche Frau darf ich Anspruch erheben? Ich als Einbeiniger habe kein Recht auf eine Gesunde“, fuhr Bry fort. „Ich bin zu dem Entschluß gekommen, mich mit einer Leidensgefährtin zu verbinden. Wir werden beide lächerlich sein. Das ist für beide weniger schmerzlich, als wenn es nur der eine ist.“

„Das hieße: du bist so gut wie . . . verlobt?“ fragte Greiner mit einer gewissen Scheu, das Wort auszusprechen.

„Nein, das nicht . . .“

Bry zögerte. Schließlich erzählte er:

„Es kam so: Als ich den Entschluß gefaßt hatte, zu heiraten, sah ich mich vor die Frage gestellt: auf welche Weise jemanden kennenlernen, der meiner seltenen Anforderung entspricht? Ich habe keine Verwandten. Ich verkehre nicht in der Gesellschaft oder in den Fragmenten, die der Krieg davon gelassen hat; denn dazu fehlt es mir an Zeit und Lust. Mein einziger Umgang seid ihr; und du wirst zugeben, daß Menschen wie Zumbusch, Hall oder Weidenstam wenig geeignet sind, die Bekanntschaft eines einbeinigen jungen Mädchens zu vermitteln. Gegen Personen, die so etwas professionell tun, hab ich eine Abneigung. So wählte ich den einzigen Weg, der mir blieb: die Zeitungsannonce. Du wirst lächeln. Ja. Aber du darfst nicht glauben, daß ich selber mir nicht lächerlich erschienen wäre, als ich die Annonce aufgab . . . Die Annonce, ach, eine sonderbare Annonce . . . Wenn Zumbusch sie gelesen hätte, hätte er sicherlich laut gelacht . . . ‚Beinamputierter (rechts), ehemals Offizier, jetzt Fabrikbesitzer, dreißig Jahr alt, evangelisch, mittelgroß, leidlicher Charakter (denn er möchte sich nicht überheben), sucht eine Dame mit gleichem Gebrechen zu heiraten . . .‘ Ich wartete einige Tage, dann holte ich die Zuschriften ab: vier Stück. Greiner, wenn ich jetzt sage, sie waren fürchterlich, so klingt das leer, nüchtern. Ich war entsetzt. Nicht, daß mich das Alter der Schreiberinnen abgeschreckt hätte — ich hatte mich in dieser Beziehung keinen Illusionen hingegeben. Auch die vier Bilder, die beilagen, vier Bilder von gewöhnlichen, gedankenlosen Frauengesichtern, leicht verbittert, leicht tantenhaft, auch die hätten mich nicht so abgestoßen wie diese Briefe, die alle vier von ein und derselben Schreiberin hätten herrühren können; diese Briefe, die mit den dürftigsten, abgedroschensten Worten die ganze Schäbig-

keit unserer Zeit offenbarten. Sie begannen mit der Versicherung, daß sie, die Schreiberinnen, nimmermehr geglaubt hätten, ihr Glück zu finden, daß sie längst ihre Mädchenträume begraben und den Gedanken an eine Heirat aufgegeben hätten. Auf solche Phrasen folgten vier belanglose, nichtssagende Lebensläufe, vier weitschweifige Beschreibungen der Familien- und Vermögensverhältnisse, vier oberflächliche, unangenehm eitle Anpreisungen ihrer Vorzüge, wie daß sie kochen, nähen, Klavier spielen könnten, Mitglied des Schillervereins oder sehr kinderlieb seien. Viermal wurde mir mit den kläglichsten Ausdrücken, in dummem Stolz, Unberührtheit garantiert. Viermal deutete man kokett verschämt das Gebrechen an, das aber, wie die eine betonte, eine große, üppige Figur wettmache. Es war widerlich . . . widerlich . . .“

Bry schwieg eine Weile, dann erzählte er weiter:

„Man gibt etwas, wozu der Entschluß einem schwer gefallen ist, nicht so leicht auf. Einige Tage später ging ich nochmals zur Expedition der Zeitung, und in der Tat, es war noch ein Brief eingegangen. Ein Brief, der anders war als jene vier. Schon äußerlich anders: kein herausforderndes Format, kein penetrantes Parfüm. Der Poststempel lautete auf einen kleinen Ort in der Mark. Gar nicht weiter erschütternd war der Brief, aber ungewein sympathisch. Die Schreiberin scheute sich ein wenig, auf eine Heiratsannonce zu schreiben — so hieß es ungefähr —, aber da ihr der Text der Annonce nicht habe aus dem Sinne gehen wollen und da etwas daran sei, das sie nicht ruhen lasse, so schreibe sie trotzdem. Nur gewänne sie's nicht über sich, ins Ungewisse und Unbekannte ihr Persönliches zu berichten. Wenn ich jedoch antworten wolle — und sie bäte mich darum —, werde sie gern alles schreiben . . . Ein belangloser Brief, nicht wahr?! Aber nach den vier anderen erschien er mir wie eine Erlösung. Die Schriftzüge waren klar und unmanieriert, der Ton fast kindlich. Der Brief gab mir Hoffnung. Ich antwortete, und, um den Anfang zu machen, schickte ich ihr mein Bild. Der nächste Brief brachte mir ihres. Ein unaussprechlich liebes Bild, Greiner. Sie ist jung, blond, heiter, mit tiefen Augen. Sie hat eine kluge Stirn und einen edlen Mund. Freundlich besorgt schrieb sie, sie sei ‚aber‘ ein Jahr älter, als das Bild sie zeige. Und dann kamen naiv und vertrauensvoll ihre Personalien: alt einundzwanzig, eben mündig geworden und dies ihr erster selbständiger Schritt; der Vater im Kriege gefallen; seit seinem Tode wird das Gut, das sie haben, von ihr und der Mutter bewirtschaftet, woraus sich manchmal eine Idylle,

manchmal ein kleines Drama ergibt. Die Familie: alteingesessenes Bauerngeschlecht. Wer nicht Landwirt war, war Pastor oder Offizier. Aber — und wie eine Rakete steigt dieser Satz in ihrem Brief — Mama sei Opersängerin gewesen... Der Brief hatte jene Leichtigkeit, jene Heiterkeit, die ich bei den ersten mehr geahnt als wirklich verspürt hatte und die mir so unendlich wohl tut."

"Brio heißt es im Italienischen und ist eigentlich unübersetzbar," sagte Greiner, der Schlagworte liebte, „Brio...“

„Das Schönste, für mich zugleich das Entscheidende war, daß sie mit keinem Wort an das Gebrechen rührte. Ihre Heiterkeit vermag sogar das zu überstrahlen, und vielleicht ist sie so sehr begnadet, daß sie nicht einmal leidet. Als ich den Brief gelesen hatte, fühlte ich, daß auch ich eines Tages nicht mehr leiden würde, wenn ich sie um mich hätte... Wir wechselten noch einige Briefe, und es zeigte sich, daß sie nicht allein heiter ist; ich möchte sagen: sie ist eine schöne Seele. Du darfst das übertrieben nennen. Aber sie verdient es, so genannt zu werden... Sodann habe ich mit ihrer Erlaubnis der Mutter geschrieben und zur Antwort einen taktvollen Brief mit einer ganz diskret angedeuteten Moralpredigt und einer Einladung für kommenden Sonntag erhalten. Mein Entschluß steht fest. Das einzige, was ihn umwerfen kann, ist: ... wenn ich ihr mißfalle.“

Bry und Greiner hatten bei diesem Gespräch schon mehrere Straßenbahnen vorbeifahren lassen. Bry hätte, da er einmal begonnen, noch gern bis zum Morgen weiter erzählt, aber der Umstand, daß Greiner die letzte Bahn nicht versäumen wollte, bewog ihn, ein Ende zu machen.

„Du kannst sehr, sehr froh sein“, sagte Greiner zum Abschied.

An dem Sonntag, als Bry auf dem Gut zu Gaste war, wurde Greiner kurz vor Mitternacht in der Höxter-Bar ans Telephon gebeten. Der ihn rief, war Bry. Seine Stimme klang heiser und tonlos. Er sagte:

„Ich bin auf dem Bahnhof. In meiner Verfassung kann ich unmöglich zu Höxter kommen. Aber ich möchte dich heute noch sprechen, sonst werde ich an mir selber irre. Wäre es dir möglich, mich hier abzuholen und mit nach meiner Wohnung zu kommen?“

Greiner begab sich zum Bahnhof. Er fand Bry blaß und verstört.

„Alles ist aus.“

„Ich bitte dich: Warum? Was ist geschehen?“

„Ich Idiot! Ich furchtbarer Idiot! Konnte ich nicht selber darauf gekommen sein?!“

„Was ist denn? War das Bild unecht?“

„Aus, aus, aus...“, wiederholte Bry automatisch.

„Fehlen ihr etwa... beide Beine?“ fragte Greiner, den das Grauen gepackt hatte.

„Nein, das ist ja das Furchtbare: sie ist ... vollständig ... gesund!!!“

Bry drohte zusammenzubrechen. Greiner stützte ihn unauffällig.

„Aber, Menschenkind, freu dich doch!“ sagte er gleichsam erlöst.

„Ja, das sagst du,“ entgegnete Bry, „der du ebenfalls gesunde Gliedmaßen hast!“

„Guter Bry, verrenn dich nicht in dieses Minderwertigkeitsgefühl!“

„Ich verrenne mich nicht dahinein; ich bin zutiefst darin verankert. Es ist ja nicht nur das Gefühl der Minderwertigkeit; die Minderwertigkeit ist doch erwiesen, ist doch existent. Oder ist ein Karren mit drei Rädern wertvoller als einer mit vieren?“

„Dem Menschen bleibt doch der innere Wert, der entscheidend ist.“

„Aber in diesem Fall entscheidet er nicht allein. Die Ehe ist nicht ausschließlich Angelegenheit der Seele.“

„Gewiß, nicht ausschließlich, aber vielleicht vorwiegend. In deinem Fall, verzeih, bestimmt vorwiegend...“

„Greiner, sie ist das Leben, sie ist die Jugend. Ich bin neben ihr ein alter Krüppel. Ich kann es nicht. Ich darf es nicht.“

Sie schwiegen. Nach einer Weile bat Greiner:

„Wie war es denn? Erzähle doch!“

„Ach, es war... wie soll ich sagen... unbeschreiblich war es...“, stotterte Bry. „Sie ist ganz, wie es die Briefe verhießen. Mehr noch. Dieser Zug, den ich an ihren Briefen so liebte, kehrt in allem wieder; in ihrer Stimme, ihren Bewegungen, ihrem... Gang. Diese Stunden in der ländlichen Stille, in Gesellschaft dieser beiden liebenswerten Frauen (denn auch die Mutter ist unvergleichlich) hätten sehr, sehr schön sein können... Die Erinnerung werde ich nie verlieren... Aber es muß aus sein... Dieses junge, gesunde Leben an meines ketten wäre Verbrechen.“

„Du siehst allzu schwarz. Wenn sie dich wirklich liebt...“

„Auch dann könnte ich es nicht verantworten.“

„Hast du mit ihr darüber gesprochen?“

„Nein, ich fand keine Gelegenheit. Ich schreibe ihr.“

„Du solltest mit ihr sprechen.“

„Dazu bin ich zu schwach. Wenn ich sie wiedersähe, fänd ich vielleicht nicht mehr

## Die Heiratsannonce. Von Ossip Kalenter.

die Kraft, zu verzichten. Es wird mir so schon schwer... Ich schreibe."

Sie bestiegen die Straßenbahn und fuhren zu Brys Wohnung, wo Greiner noch eine gute Weile blieb. Bry berichtete Einzelheiten von seinem Besuch; er begann leise zu schwärmen, aber immer wieder kehrte er wie zu einem traurigen Refrain zu den Worten zurück:

„Es kann nicht sein... Es darf nicht sein...“

Als Greiner aufbrach, war er von Brys Resignation angesteckt.

„Ich schreibe“, rief Bry ihm nach.

Und er setzte sich hin und schrieb einen jener Briefe, die man siebenmal zerknüllt, um sie achtmal von neuem zu beginnen. Als er zu schreiben aufhörte, dämmerte der Morgen. Mit dem Grau des jungen Tages befiel ihn, der die ganze Nacht fast überwacht gewesen war, die Müdigkeit. Er legte sich zu Bett und schlief sogleich ein.

Als er erwachte, fühlte er sich ruhig, gefaßt. Das Gestern war verschüttet. Er trug den Brief zur Post und begab sich in die Fabrik. Kühl und exakt erledigte er seine Geschäfte, übertrieben exakt. Um sechs, zur Hauptmahlzeit, kehrte er in seine Wohnung zurück, und am Abend erschien er in der Bar.

Als die sieben Herren sich trennten, klopfte

Zumbusch ihm väterlich auf die Schulter und sagte:

„Scheint Sie tüchtig mitzunehmen, lieber Bry. Aber glauben Sie, was ich Ihnen neulich sagte: Das geht vier Wochen, dann haben Sie's hinter sich. Und: Besser vier Wochen verzweifelt als sein Leben lang verheiratet...“

Am folgenden Morgen erhielt er ein Telegramm aus der Mark:

„Ankomme elf Uhr zehn. Erwarte Sie am Zug.“

„Hat sie meinen Brief nicht erhalten?“ fragte er sich bestürzt.

Eine halbe Stunde, bevor der Zug kam, war er auf dem Bahnhof. Als der Zug einlief, zitterte er. Die Coupétüren sprangen auf, und heraus quollen die Reisenden wie der Honig aus den Waben; eine zähe Masse, in der der einzelne vollständig verschwand. Während Bry noch suchte, hörte er sich beim Namen genannt: Sie stand vor ihm, jung und blond und unsagbar süß.

Ohne sie zu begrüßen, fragte er:

„Haben Sie meinen Brief erhalten?“

Und sie, ganz einfach:

„Ja.“

Und da er ein unsicher fragendes Gesicht machte —:

„... Ich bin gekommen...“

Und da er schwieg:

„... Willst du mich wieder fortschicken?...“



# Seine Tochter



Novelle von  
**VIRGILIO BROCCHI**

*Illustriert von Hans Becker*

Er war groß, neigte zur Beleibtheit und hatte rasche Bewegungen. Der Glanz des langen, welligen Haares und des Schnurrbarts ließ sein schönes Gesicht, das eine sanfte, gefühlvolle und fröhliche Seele offenbarte, noch blühender erscheinen. Geist blitzte aus den sehr lebhaften grauen Augen.

Luigi Falasi war, mit seinen achtunddreißig Jahren, einer der besten Kenner des Strafrechts in Milano und genoß große Verehrung.

Er war klug, gut, jovial. So jovial, daß es ihn nicht einmal verdroß, als er — vom Bahnhof kommend — beim Aussteigen vorm Hotel, quer über der grünen Affiche der Arena, einen weißen Streifen sah, der ihn darüber orientierte, daß die Aufführung um zwei Tage verschoben sei, damit der Tenor wieder in den Vollbesitz seiner Stimme gelange.

Vielleicht war er deshalb so ausgezeichnete Laune, weil er die Genugtuung gehabt hatte, den Geschworenen von Venedig einen Freispruch für einen Klienten abzurufen, der auf seine treulose Frau drei allerdings nicht tödliche Schüsse abgegeben hatte.

Trotzdem, dieser unerwartete Anschlag des Theaters erledigte seinen Aufenthalt in Verona und versagte ihm einen lange gehegten Wunsch. Das verstimmte ihn jedoch nicht. Seine momentane Enttäuschung verwandelte

sich sogar in Freude. Er war von Milano am Sonntag abgereist: Der Gedanke, eine Nacht früher in seinem Bett schlafen zu können und seiner Gattin eine frohe Ueberraschung zu bereiten, gefiel ihm sehr.

Und doch war dieser Gedanke folgenreich: Wenn Falasi bei seinem Eintreffen, wenige Minuten nach Mitternacht, sofort in die zweite Etage hinaufgestiegen wäre und dort geklingelt hätte, dann würde er wahrscheinlich kein anderes Uebel hervorgerufen haben, als die Kammerfrau zu wecken und einige Augenblicke warten zu müssen, bis sie Zeit hatte, den ihr von der Signora geschenkten Schlafrock überzuwerfen. Aber Luigi machte bereits im ersten Stock Halt und tat etwas, was er vielleicht niemals getan, seit er in der Via Durini wohnte: Er trat nachts in sein Bureau, überprüfte flüchtig den Berg Briefe auf seinem Tisch, durchquerte nochmals den Korridor, der zu den kahlen, wenig anheimelnden Empfangszimmern seiner Assozies führte, und stieg über die hinter dem Eingang verborgene Wendeltreppe zu seiner Privatwohnung empor.

Seine Absicht war, sich im Vorgemach der Stiefel zu entledigen, sich im kleinen Salon auszukleiden, die Kammer leise zu öffnen und im Dunkel in das breite Ehebett zu schlüpfen. Er lächelte im stillen; schon glaubte er den

## Seine Tochter

ängstlichen Aufschrei, den Ruf des Erstaunens, der Freude zu vernehmen, den er auf den Lippen Anninas ersticken wollte.

Aber er hatte kaum den neben der Kammer gelegenen Salon betreten, als er die Unmöglichkeit eines Ueberraschens einsah. Ein Lichtstreif stahl sich unter der Tür hervor. Er empfand ein plötzliches Bangen, daß die Kleine krank sein könne, und dieses Bangen



*Er zog den Revolver...*

war so groß, daß er unwillkürlich nach der Klinke griff und darauf drückte.

Sei es, daß man in übergroßer Sorglosigkeit die Tür gar nicht oder schlecht geschlossen hatte — kurz, sie sprang auf. In der Helle des elektrischen Lichts erschienen Annina und der Rechtsanwalt Gualetti in einer Verfassung, die sie veranlaßte, voller Verwirrung ein Bettuch über sich zu werfen, um sich weniger unbekleidet vorzukommen.

Ihm wurde es dunkel, dann rot vor den Augen; mit sprunghafter Bewegung, in der blinden Wut des Raubtiers, das sich verbeißt, legte er die Hand auf den Nachttisch, öffnete das Fach...

Da fiel sein Blick auf das Bild seiner Tochter, und die Geste endete minder heftig.

Er zog den Revolver aus der Tischlade, hob ihn aber nicht, sondern steckte ihn in die Tasche und umklammerte ihn fest, als fürchte er, daß der Schuß von allein losginge. Er sagte oder dachte vielleicht nur:

„Es lohnt nicht, für solches Pack, wie Ihr seid, die Galeere zu wagen!“

Eisige Kälte, die man für Ruhe hätte halten können, überkam ihn; seine heisere Stimme schien wie von fernher zu kommen:

„Ich töte Euch nicht; ich begnadige Euch. Mir genügen zwei Unterschriften. Erklären Sie bitte der Signora, was erfolgte, wenn ich die Polizei anrufe.“

Er versicherte sich, daß die andere Tür — die zur Garderobe und zum Schlafzimmer des Kindes führte — geschlossen sei, und verwahrte den Schlüssel in der Tasche, hob die Kleidungsstücke des Advokaten Gualetti, zu Füßen des Bettes, auf und trug sie in den Salon.

Unter der Decke kamen sich die beiden vor Scham und Furcht vergehenden Liebenden wie im Netz Vulkans gefangen vor; sie dachten daran, daß ein telephonisches Klingelzeichen genügen würde, um — wenn auch nicht die Götter — so doch einen Beamten der Polizei herbeizurufen, mit zwei Schutzleuten, die sie wegführten, damit sie den Rest der Nacht in San Fedele verbringen könnten. Kaum war ihr Mann hinausgegangen, da sprang Annina aus dem Bett und kleidete sich in krampfhafter Eile an; sie warf auch dem anderen — wie über einen Abgrund hinüber — eines ihrer langen, spitzenbesetzten rosa Hemden zu.



Falasi kehrte mit zwei Blatt Papier und einer Füllfeder zurück; er sagte:

„Unterschreiben!“

Sie stammelte:

„Was ist das?“

„Der Antrag auf gesetzliche Scheidung.“

Sie unterschrieb, las dann und seufzte:

„Und meine Tochter?“

Eine Wolke des Zornes umflorte seine Augen; er hätte sie erdrosseln mögen; aber er beherrschte sich und erwiderte:

„Du wirst sie nicht sehen; ich will nicht, daß sie eine Frau wie du wird.“

In leidenschaftlicherem Trotz fügte er hinzu:

„Du mußtest daran denken, ehe du sie gegen einen Liebhaber eintauschtest.“

Annina sank in einen Sessel.

„Und jetzt“, sagte der Mann, „werdet ihr beide dieses andere Blatt unterzeichnen. Ihr erkennt darin nur an, in welchem Zustand ich euch betroffen habe.“

Wie der Advokat Gualetti, der einen kläglichen Anblick bot — er hatte das rosa Hemd und die Decke um sich geschlungen — zwischen Sitzen und Liegen auf dem Bett- rand zögerte, sagte Falasi spöttisch zu ihm:

„Mut, junger Mann! Bei dem allem machen Sie gar kein schlechtes Geschäft: Sie nehmen die Frau Ihres Chefs mit, und morgen finden Sie beim Notar Guarenti Ihren Monatsgehalt und die Mitgift der Signora.“

Er steckte die beiden unterschriebenen Papiere in die Tasche, warf die Kleidungsstücke, die er weggenommen, auf das Bett und wandte sich ab.



## Seine Tochter

Als die Zwei angezogen waren, sagte er kühl: „Jetzt macht, daß ihr fortkommt! Gute Nacht! Und das Leben gewähre euch das Glück, das ihr verdient!“

Er folgte ihnen bis zum Treppenhaus, merkte, wie sie ihre Füße die Stufen hinunterschleppten, schloß hinter ihnen die Türe — und war allein. Plötzlich schlug über ihm die schreckliche Woge der Verzweiflung zusammen: er ertrank darin. Er stöhnte von solchem Schmerz zerfleischt, daß er sich am liebsten auf die Erde geworfen hätte, wenn er nicht fürchten mußte, die Zofe aufzuwecken.

Mit schwankenden Knien kehrte er in die Kammer zurück, sank in den Sessel: er erinnerte sich daran, daß vor fünf Abenden seine Frau an seinem Hals gehangen, ihn unter tausend Liebkosungen beschworen hatte, wenigstens am Freitag abend nach Milano zurückzukehren; er erinnerte sich, daß er den Gualetti in seine Praxis wie einen jüngeren Bruder aufgenommen, ihn als seinen ersten Vertreter mit den delikatesten und ertragreichsten Fällen betraut hatte. Er dachte auch daran, daß morgen beim Gericht die Vorsitzenden, die Anwälte, die Schreiber mit höhnischem Mitleid über ihn lächeln würden. Eine Wallung des Zornes ließ ihn aufspringen, vor Verzweiflung, daß er die beiden nicht getötet. Aber plötzlich schlug diese Verzweiflung in eine solche Verachtung seiner selbst und des Lebens um, in solchen Ekel vor dem Morgen, daß er wie eine Art Wollust den Wunsch empfand, den Lauf des kleinen Revolvers sich an die Schläfe zu drücken und...

Aber er führte sein Vorhaben nicht aus; er hörte schon die ruhige Stimme seines Gewissens: „Bravo! Damit deine Tochter vater- und mutterlos im Waisenhaus aufwächst und euch beide segnet!“

Er fühlte, wie er vom Kopf bis zu den Füßen in Schweiß gebadet war, und preßte das Gesicht in die Hände, damit der Taumel ihn nicht umwarf. Mechanisch sah er auf die Uhr; er wunderte sich, daß noch nicht eine Stunde vergangen war und seine Tragödie sich in so kurzer Zeit abgespielt hatte.

„Gott!“ sagte er fast laut, „wie soll ich den Morgen erwarten?“

Er sah das Bett in Unordnung. Ihn schauerte. Ein angstvoller Wunsch, seine Tochter zu sehen, sich zu ihr zu flüchten, zog ihn — fast unbewußt — dahin. Durch die angelehnte Türe schlich ein Lichtstrahl nach der anderen Schwelle. Im weißen Bettchen schlummerte Emma; das Goldhaar umrahmte ihr blasses Gesicht; ihre geöffneten Lippen atmeten leise: an der Seite hing die kleine Hand herab.

Zärtlichkeit zwang ihn auf die Knie; er küßte das Händchen und wollte es doch eigentlich nicht; denn er fürchtete, das Kind könne aufwachen und „Mama!“ rufen.

Heftig preßte er die Hand gegen seinen Mund, damit ihm kein Seufzer entschlüpfte; er dachte: „Was werde ich ihr morgen sagen? Was ihr in zehn Jahren antworten, wenn sie mich fragt, mit welchem Recht ich ihr die Mutter genommen habe?“

In der Verwüstung des Schmerzes verlor jeder Begriff von Gut und Böse Sinn und Klarheit: er fühlte, daß er nicht den entsetzlichen Mut gehabt hätte, in seinem Hause die Gegenwart der Ehebrecherin zu ertragen, um Emma die Mutter zu lassen — und daß er sich seine Tat doch nur vergeben konnte, wenn er seiner Kleinen Vater, Mutter, Bruder und Freund war. Er mußte auf jeden anderen Wunsch verzichten und sein Leben täglich dem Glück seiner Kreatur opfern.

Mit unendlicher Vorsicht ließ er sich nieder, stützte die Stirn in die zusammengekrampften Hände und wachte über den Schlaf seiner Tochter bis zum Morgen.

**L**uigi Falasi bat seine Schwester, Clelia Marenti, daß sie bei ihm wohne.

Sie war etwas jünger als ihr Bruder, verwitwet und kinderlos; sie vergötterte Luigi und seine Kleine. Sie machte sich fast einen Vorwurf daraus, daß jenes Unglück für sie ein großes Glück bedeutete. Aber sie nahm diese Gunst des Geschicks freudig an.

Sie verzärtelte die kleine Emma auch; aber beklagte doch, daß ihr Vater sich einer so schwermütigen Ekstase dauernd hingab; sie warnte ihn: „Die Kleinen dürfen nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß sie der Mittelpunkt des Universums sind. Du wirst sie schließlich ganz verderben.“

Aber Emma war eine jener sanften Naturen, die alles Gute wie ein unverhofftes Geschenk empfangen, nicht wie eine selbstverständliche Aufmerksamkeit; und alles was ihr Vater für sie tat, verwandelte sich in Liebe.

Er beugte sich über das Kind, wenn es erwachte; wäre die Tante nicht gewesen, er hätte sie gewaschen und angezogen. Er begleitete sie in die Elementarschule und holte sie ab; nahm sie auf die Knie, um mit ihr die Hausaufgaben zu machen, ihr Märchen zu erzählen und ihr liebes Geplauder zu hören. Das Haus hatte er mit Büchern und Spielzeug angefüllt. Er versteckte sich, trabte als Pferdchen mit ihr herum, verkleidete sich, um ihre Augen lachen zu sehen und sich an ihrer Freude zu ergötzen. Jede seiner Handlungen, jeder seiner Gedanken hatten Emma als letztes Ziel.

Immer wieder schien es ihm, er müsse ihr einen Wunsch erfüllen, und als ihm ein Arzt eines Tages sagte, daß das zarte Mädchen Vorteil davon haben würde, wenn sie von Zeit zu Zeit einen Luftwechsel vornähmen, erwarb er ein Häuschen in Moltrasio und ein kleines Auto, um Samstag abends das Kind und Clelia an den See zu bringen: dort verlebten sie dann den Sonntag zusammen.

Er schwelgte darin — wenn er nach Milano zurückkehrte — auf sein Töchterchen zu blicken und sie vom Wind gerötet zu sehen; ihr Mündchen stand vor Vergnügen halb offen und ihre Augen glänzten. —

Wie auf dem Brückenweg von Sesto San Giovanni eine große, Staubwolken aufwirbelnde Maschine sie überholt hatte, lenkten sie in eine andere direkte Straße nach Milano ein; Tante Clelia band einen leichten Schal um den Hals des Mädchens und sagte: „Aber wo hast du die schönen Augen her, die so sonnig lachen? Ich kenne sie und weiß doch nicht, wer sie hat?“

Luigi empfand jäh einen stechenden Schmerz und dachte: „Das sind die Augen Gualettis.“

Er wandte sich nicht um: er fühlte, wenn er in dem Gesichtchen Emmas die Züge des Geliebten seiner Frau erkannte, dann würde er das Auto an einer Platane zertrümmern. Ueber den Volant gebeugt — die Kinnladen zusammengedrückt — riß er die Augen weit auf und sah immer nur ein neues Gesicht des Advokaten Gualetti vor sich, in dem sich die Züge des Mädchens widerspiegelten.

Ein verworrenes Angstgefühl erweckte in ihm den leidenschaftlichen Drang, sein Haus zu erreichen; das Auto jagte dem Ziel zu. Nun übergab er es dem Portier, der es in die kleine Garage einstellte. Er lief mit Emma die Stufen empor; in seinem Zimmer setzte er sie auf die Knie, seine Augen richteten sich gierig auf das kleine Gesicht: „Nein, nein! Nichts! Nicht ein Zug von ihm, mein liebes Kind!“

Und er preßte sie an sich, küßte sie leidenschaftlich in überschwänglicher Dankbarkeit. Und beglückt sagte er sich: „Wie kommen mir bloß solche Gedanken! Die Kleine ist sieben Jahre alt: vor acht Jahren studierte diese Canaille noch in Modena!“

Aber in der Nacht erwachte er plötzlich mit dem Gedanken: „Wo stammen diese Augen her? Sie sind dunkelbraun, und unzählige Goldfünkchen spielen in ihnen; das sind weder die Augen ihrer Mutter noch die meinen. Von mir hat sie nur den warmen blonden Ton des Haares, nichts anderes.“

Blitzartig sah er wieder das Gesicht Gualettis und wie vergrößert darin das Emmas; er erschauerte, aber er empfand, daß die Phantasie ihn irreführte und beschwichtigte sich: „Es ist nicht wahr: es sind gar nicht seine Augen. Und dann ist es ja sicher überhaupt nicht möglich!“

Da biß ihn wieder die Natter ins Herz: „Seine“ Tochter ist es nicht; aber sie kann die Tochter eines anderen sein!...“

Er forschte nach, ging im Geiste alle durch, die vor acht Jahren sein Haus besuchten und jetzt nicht mehr: seine Qual wurde so heftig, daß er glaubte daran sterben zu müssen.

Die grausame Marter des Nachforschens zermürbte ihn.

„Ich habe keine ruhige Minute, ehe ich nicht mit Sicherheit weiß, daß sie meine Tochter ist. Und wer kann mir diese Gewißheit geben?“

In seiner Aufregung biß er sich heftig in die Finger: der physische Schmerz war so groß, daß er einen Moment ruhiger wurde, dann sagte er sich:

„Nur die Unglückliche selbst kann mich aufklären. Wenn noch eine Spur von Herz in ihr ist...“

Aber plötzlich zuckte er die Achseln; er dachte:

„Nein, sie gehorcht nur ihrem Vorteil.“  
Der Dialektiker in ihm zeigte ihm klar das Dilemma:

„Beansprucht sie Emma für sich, dann wird sie mir sagen, daß es nicht meine Tochter ist — auch wenn es der Fall wäre. Zieht sie vor, sie mir zu lassen, dann wird sie behaupten, daß es meine Tochter sei — auch wenn sie es nicht ist.“

Seit jener Stunde setzte die Tortur des Zweifels ein, er wußte, daß nur das Gesicht und die Seele des Mädchens auf seine hartnäckige Frage antworten konnte; aber ihr reines Antlitz wußte nichts den Augen zu sagen, die sie so ängstlich erforschten.

Er studierte in Büchern die physischen Zeichen der Vererbung und er prüfte gründlich — die Schädelform, die Augenbrauenwölbung, die Nase, die Ohrläppchen, den Gesichtsausdruck, die Stimme Emmas — ihre Haltung, ihren Gang, sogar die Art, wie sie ihre Sohlen abnützte.

Und dieses Nachspüren hatte etwas so Krankhaftes, so Minutiöses, daß er sich zuweilen dadurch erniedrigt fühlte und sich Vorwürfe machte:

„Narr, was suchst du? Merkst du nicht, daß ihre Seele dir gehört? Das andere zählt nicht.“

## Seine Tochter

Sie kehrten vom Spaziergang zum Essen heim. Emma lief in ihre Stube, um sich den Hut abzusetzen; Luigi hörte im Speisesaal einen freudigen Ausbruch:

„Papal Papal!“

Die Kleine kam hereingesprungen: ihre Haare umflatterten sie, und ihr Gesicht strahlte vor Glück. Sie hielt einen kleinen Foxterrier in ihren Armen, den sie auf ihrem Bett gefunden hatte und lachte:

„Den hat mir die Tante geschenkt. Sieh nur, wie lieb er ist, Papal!“

Sie setzte ihn auf seine Knie und stürmte voll Jubel, mit ausgebreiteten Armen zur Tante Clelia, um sich an ihren Hals zu hängen.

„Danke, gute Tante, dankel!“

Diese nahm das lachende Gesichtchen zwischen ihre Handflächen und entfernte es ein wenig von sich, um dieses Glück mitzugenießen: plötzlich preßte sie die Kleine an ihre Brust und küßte, küßte sie immer wieder, selig und hocheifrig.

„Sieh sie an, Gigi! Genau! Ich habe ihre Augen jetzt wiedererkannt... Es sind die Augen...“

Im selben Moment ergänzte er:

„... Von Tante Letizia!“

„Sie ist ihr Abbild. Wie konnten wir das nur nicht bemerken!“

„Die Freude hat es bei ihr zum Vorschein gebracht“, dachte Luigi. Er küßte die Hände seines Kindes; im Grunde des Herzens bat er sie um Verzeihung. Befriedigt, glücklich, glaubte er vom Leben nichts mehr begehren zu sollen.

Jedes weitere Jahr vergrößerte die Ähnlichkeit zwischen Emma und der Tante von Vaters Seite und gab seiner Liebe einen noch tieferen Ausdruck der Zärtlichkeit, der Dankbarkeit. Die Tochter vergalt diese Liebe eifersüchtig; wenn man sie Arm in Arm sah, dann sagten die Leute: „man merkt, was für eine große Liebe zwischen Vater und Tochter besteht.“

Sie war ein Fräulein von sechzehn Jahren und besuchte das Lyzeum: Er zählte achtundvierzig, und obgleich manches Silbertädchen den Glanz seines welligen Haares dämpfte, erschien er doch noch wie ein Jungling; so elastisch war sein Schritt und so frisch das rosige, joviale Gesicht.

Nie im Leben war er krank gewesen. Darum beunruhigte ihn eine plötzlich auftretende, schmerzhaft empfundene Magengegend. Das war etwas so Neues für ihn, daß er sich nicht einmal recht klar darüber wurde, von wo diese Stiche ausgingen. Er lächelte: „Wie seltsam das ist! Die untersten Rippen tun mir weh. Da sieht man,

daß ich mich immer beim Schreiben zu stark auf den Tisch gestützt habe.“

Tag für Tag wurde der Schmerz dumpfer, intensiver; griff mehr und mehr um sich. Dann hatte er das Gefühl, im Magen einen Polypen zu haben, der nach allen Seiten seine glühenden Fangarme ausstreckte.

Er nahm ab und zu eine Dosis doppelkohlensauren Natrons ein und maß der Sache keine Wichtigkeit bei. Aber an einem Nachmittage — er war auf dem Gericht — litt er stärker. Eine Anzahl aufgeregter Kollegen sprach gerade darüber, daß während der Nacht der Advokat Belardi nach furchtbaren Qualen an einem Magengeschwür gestorben sei.

Da bekam er Angst — und hatte doch auch zugleich Furcht, daß der Arzt ihm eröffnen könne, er sei zu demselben Leiden verurteilt. Am dritten Tag entschied er sich. Der Professor Ignazi war von der Universität her sein Freund: Ein hervorragender Gelehrter, der es liebte, den Ernst seiner Gedanken hinter heiterem Scherzwort zu verbergen.

„Ich wette“, sagte er, wie er ihn eintreten sah, „daß dir der Magen brennt und du dich vor einem Geschwür fürchtest.“

„Woher weißt du das?“ fragte erblassend Falasi.

Der Arzt klopfte ihm auf die Schulter und lächelte:

„Du bist der siebente Advokat, der nach Belardis Tode zu mir kommt. Du strotzt von Gesundheit; wie kannst du fürchten, ein ernstes Leiden zu haben? Du siehst wie ein dreißigjähriger Knabe aus.“

„Auch mein Vater schien mit zweiundvierzig Jahren nur dreißig zu sein, und sechs Monate später...“

„An welcher Krankheit?“ fragte scheinbar gleichgültig der Professor.

Falasi erwiderte zitternd: „An Krebs.“

„Aber dein Großvater, wenn ich mich recht erinnere, lebte lange.“

„Er wurde dreiundsechzig und starb auch an...“

Der Arzt sah es seinem Gesicht an, daß er in diesem Augenblick unter Krämpfen litt; er versuchte zu scherzen:

„Und jetzt hast du dir in den Kopf gesetzt, daß du auch einen Krebs hast. Wenn die Vererbung ein unerbittliches Gesetz wäre, wie du in diesem Moment denkst, dann wäre die Menschenrasse seit einem Jahrtausend erloschen. Zieh dich aus!“

Er legte sich hin; der Arzt drückte die Finger gegen den Leib, in die Magen- und Nierengegend.

„Ich fühle nichts. Da ist nur eine leichte Erweiterung. Aber um dich völlig zu be-

ruhigen, werden wir eine Prüfung der Säfte vornehmen und eine Radiokopie machen. Weißt du, wie deine schlimmste Krankheit heißt? Phantasie. Sie ist die erstgeborene Tochter der Intelligenz."

Er reichte ihm lächelnd ein Rezept.

„Ich erwarte dich in acht Tagen wieder und will dich sagen hören, daß du dich nicht einmal mehr daran erinnerst, Furcht gehabt zu haben.“

Aber wie er nach einigen Tagen die photographische Platte geprüft hatte, begann er

selbst Befürchtungen zu hegen; er zeigte sie dem Freunde nicht und sagte: „Unter der Bauchspeicheldrüse ist eine kleine Anschwellung, kleiner als eine Haselnuß.“

„Ein Krebsgeschwür?“ fragte Falasi und wurde totenblaß.

„Ach gar! Höchstens eine gutartige Wucherung. Das Schlimmste, was passieren kann, ist, daß man sie herauschneiden muß; aber es ist auch möglich, daß sie sich in einem Monat von selbst verzehrt.“

Luigi stützte sich gegen das Bett, um nicht umzusinken. In diesem Moment verstand er, daß er verloren sei.

Aber die Worte des Arztes und vielleicht auch die Behandlung mit Elektrizität gaben ihm nach und nach die Hoffnung zurück. Er nahm die Arbeit wieder emsig auf und war zufrieden, daß er der Tochter und der Schwester sein Leiden verschwiegen hatte.



H. BECKER - IT

„Mein lieber Papa!“

## Seine Tochter von Virgilio Brocchi

Er beobachtete sich aber aufmerksam; und jedes leichte Symptom des Anwachsens der Schwellung ließ ihn vor Angst erblassen.

Eines Tages — um keine Zeit zu verlieren — kam er, nach den Gerichtsverhandlungen, wie schon oft auf den Gedanken, anstatt nach Hause zurückzukehren, sein Essen in einer dem „Palazzo Marino“ gegenüberliegenden Trattoria einzunehmen.

Er verließ sie; da verspürte er einen heftigen Brechreiz. Man kam ihm zu Hilfe. Er wollte allein bleiben, und weil er noch nicht nach Hause gehen mochte, trat er in die Kirche von San Fidele und sank auf eine Bank.

Er wußte es jetzt!

Lange Zeit kämpfte er mit einem krampfartigen Schwindelgefühl. „Nein, es gab keinen Zweifel mehr: das war der Krebs... In wenigen Monaten, vielleicht in einigen Wochen... schrecklich!

Er empörte sich dagegen: „Warum hat mich mein Vater in die Welt gesetzt, wenn er wußte...?“

Sein Körper war eisig; nur der Magen brannte. Das Gefühl der Gerechtigkeit — sein wesentlichster Charakterzug — protestierte mitleidig: „Konnte das mein armer Vater wissen?“

Und er fügte hinzu:

„Wußte ich es vielleicht, als ich meine Tochter zeugte?“...

Kalter Schweiß brach aus seinen Poren: Die Gedanken jagten sich im wilden Taumel; er sank, leise aufstöhnend, auf die Knie: „Herr, laß mich gleich sterben! Wenn du es willst, verlängere meinen Todeskampf! Quäle mich! Aber habe Gnade! Nicht meine Tochter, Herr!“

In diesem blinden Entsetzen — festgekettet an seinen Vaterschmerz — suchte der Verzweifelte nach etwas, das er Gott darbringen könne, damit er sein Geschöpf verschone.

Einen Augenblick fühlte er sich von solchen Gedanken voller Götzendienst gedemütigt; einen Moment fragte er sich, ob es nicht besser sei, wenn er alles mit einem Revolver-schuß endete und seine Tochter mitnähme.

Dann wieder war er wegen seiner Auflehnung gegen Gott außer sich, und bezwungen legte er noch einmal die Stirn auf die Bank; seine Zähne schlugen gegeneinander, während er betete:

„Ich will die Krämpfe bis zum letzten Augenblick ertragen; aber rette sie, Herr!“

Dann gingen seine Gedanken in einem furchtbaren Chaos unter: Wie er sich endlich erhob, war es dreiviertel Drei. Er hatte seiner Tochter versprochen, sie um drei am Lyzeum zu erwarten.

Schwankend ging er durch die Kirche; straffte sich auf den Stufen und stieg in ein Auto... Kaum hatte er sich in die Polster gelehnt, da beherrschte ihn der Gedanke:

„Der Urgroßvater, der Großvater, der Vater... Wer vermag sie zu retten, mein armes Kind?“

Ein Schauer überlief seinen Körper, vom Kopf bis zu den Füßen: Eine alte Angst erwachte wieder in seinem Herzen, und es war eigentlich gar keine Angst mehr:

„Wer kann sie retten, wenn sie wirklich meine Tochter ist?“

Für einen Augenblick stritt der eifersüchtige Instinkt der Art mit der großmütigen Wallung der väterlichen Liebe; aber er unterlag sogleich: Wie eine Freude tauchte der Gedanke auf, der ihn eine Zeitlang so grausam gepeinigt hatte: „Ach, ich wünschte, es wäre nicht meine Tochter!“

Die Schülerinnen kamen in Scharen, plaudernd, aus dem Lyzeum. Luigi richtete sich hoch auf: Emma bemerkte ihn, ihre Augen blitzten; sie sprang auf ihn zu:

„Mein lieber Papa! Ich danke dir, daß du gekommen bist!“

Er sah sie verstört an; sie fragte:

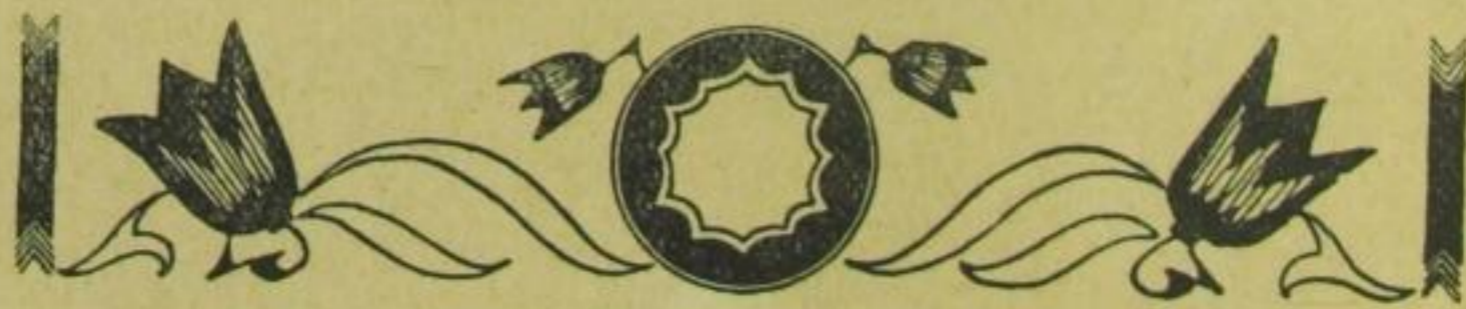
„Ist dir nicht gut, Papa?“

„Nein, Schatz.“

„Warum schaust du mich so an?“

Er sah sie verzehrend an, voller Verlangen, in dem geliebten Gesicht doch einen Zug zu sehen, einen Schimmer, der die verzweifelte Hoffnung nähren konnte, daß sie nicht seine Tochter war.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von Kunde-Grazia.)





# KIND THERESE

VON MAX BITTRICH

ILLUSTRIRT VON OSWALD POETZELBERGER

Als dem ersten Bourbonenkönig die Liebschaften mit Gabrielle d'Estrees noch so wenig im Blut lagen wie seine zweite Ehe, die Verbindung mit Maria von Medici, wurde er mit jähem Schlag nochmals Feuer und Flamme vor einer aufwühlenden Schönheit aus dem Geschlecht der Montmorency.

Um so mehr stachelte die knospenhaft-frische Charlotte-Marguerite des Königs Wünsche auf, als er sofort ernstlichen Wettbewerb wahrnahm.

Denn zwei Männern von Rang schien das ganze Dasein nur noch Sinn zu haben durch die Hoffnung, die Hand dieser blendenden Dame zu erringen, der nicht nur der berückendste Körper geschenkt war, sondern deren geistige Regsamkeit zugleich für sie einnahm.

Wie die um Charlotte-Marguerite von Montmorency ernstlich bemühten beiden Verehrer, den Herzog von Bouillon und den Baron von Bassem pierre, so packten König Heinrich IV.

die Fieber tollsten Verlangens. Es gab Tage und Wochen, in denen sein Königsstolz von ihm fiel wie dürres Laub, auch er war Untertan geworden, Diener einer bezwingenden, unausweichbaren Macht, deren Süße, Glanz, geheime Verheißung ihm die völlige Abhängigkeit des höchstgestellten Mannes vom Weibe bewies.

Ein paar Augen, aus denen, ihnen selbst wohl noch unbewußt, wonnigste Verlockung rief, dazu die schwellenden erwartenden roten Lippen — und die drei Männer irrten wie sinnlos durch den Tag, suchten verzweifelt nach dem Mittel, den Nebenbuhlern die einzige Beute abzujagen, vor der, durch die Hofgesellschaft angesteckt, bald ganz Frankreich verzückt auf den Knien lag.

Männer und Frauen jauchzten ihr zu, auch wenn sie von den beispiellosen Reizen nur durch Mittelspersonen gehört hatten; überall wurde, um die Heldin der Bewunderung zu feiern, den Täuflingen ihr Name gegeben;

## Kind Therese

ein altes Margaretenlied erklang in Dorf und Stadt.

Die Charlotte-Marguerite aber, die umworbene, in fast krankhafter Anbetung gepriesene, bekamen um so weniger Leute zu Gesicht, als ihre Verwandten den heißspornigen Bewerbern den ersehnten Anblick möglichst entziehen wollten. War man doch von ähnlichen Affären her die wahnwitzigsten Gewaltmittel des Königs gewöhnt.

Kein Wunder darum, wenn in solcher Zeit auf provenzalischer Erde eine kleine Völkerwanderung nach der Stadt Aix anhub, richtiger nach einem Dörfchen in ihrer Nähe. Denn wie sich die Vergötterung der echten Montmorency emsig von Mund zu Mund verbreitet hatte, so rasch nahm eine andere auf-rüttelnde Mär den Weg zu Hütte und Schloß: in Yonne bei Aix, im Hause des Gutspächters Guy Dubois, lebe das Ebenbild der Charlotte-Marguerite, das von der gütigen Natur genau so verschwenderisch ausgestattete Fräulein Anette Dubois.

Die Gasthäuser von Yonne gerieten in den Strom glänzendster Geschäfte; je weiter sich die Botschaft von der Doppelgängerin verbreitete, um so größer wurde der sonntägliche Zuzug. Das neugierige Volk wurde nährisch zudringlich in dem Gedanken, ein Geschöpf anzutreffen, das der vom König wahn-sinnig begehrten Schönen aufs Haar ähnele.

Yonne wurde das Zentrum förmlicher Wallfahrten.

Wer an den Tagen des größten Zudrangs ohne Erfolg heimkehren mußte, weil Anette Dubois der sonntäglichen Schaustellung bald auswich, der kam an Wochentagen zurück, jubelte über die flüchtigste Begegnung mit der Gesuchten, prahlte mit seinem Glücke. Meinte man sich doch selbst auf steile Höhe zu stellen, wenn man die edle Anmut, die ebenmäßig ruhigen Züge, das wunderbar vollendete Antlitz und die unvergleichliche Gestalt der Dubois in siedender Schwärmerei ausrief.

Während das Volk auf solche Art sich be-rauschte, war der König der Verwirklichung seiner Wünsche ferngeblieben, so leicht ihm in manchem anderen Fall auch der Sieg geworden war.

Die Verwandtschaft der Verfolgten war klug und zäh, versteckte Charlotte-Marguerite bald hier, bald dort, zog sie von Hoffesten sofort in so sichere Obhut zurück, daß der König nicht zum Ziel gelangte, so „rasend versessen“ er auch, nach eigenem Wort, in die Ersehnte war.

Wohl gelang ihm, als er seinen königlichen Willen in die Wagschale warf, die anderen beiden Verehrer zu bewegen, sich ihm bei seinen Versuchen wenigstens nicht in den

Weg zu stellen. Doch errang er für sich keinen Triumph.

So lief er denn bleich, zitternd umher, mager ab, horchte nach dem Ja, das ausblieb.

In der Angst, Charlotte-Marguerite durch Heirat mit einem Fremden für immer aus den Augen zu verlieren, verfiel Heinrich auf das verzweifelte Mittel, den Prinzen von Condé, seinen Neffen, vorzuschicken, damit dieser die Spröde erringe, die so dem König näherkommen, ihm Augen- und Herzenstrost bis in sein Alter sein werde.

Dem Neffen würde man eine weite königliche Jagd schenken nebst hunderttausend Francs jährlicher Rente. „Die werden ihm mehr wert sein als alle Frauenzimmer der Welt.“

Das erste Ja sagte der Prinz, und wirklich führte er die liebreizende Zaubergestalt in Chantilly vor den Altar, doch nur, um mit ihr flugs in einen stillen Winkel der Picardie zu flüchten, und die alsbald einsetzende Versuche des Königs abzuwehren, der in unauffälliger Maskerade Zugang zu den prinzlichen Jagden und so zu der jungen Frau finden wollte.

Der König war jedoch nicht daran gewöhnt, locker zu lassen; so wuchs nach jedem Mißerfolg die Gefahr, die in List und Gewalt wurzelte.

Schon raunte man sich in der Picardie zu, was Minister Sully seinem königlichen Herrn angeraten hatte: falls der Widerspenstige mit seiner Gemahlin bei nahem besonderen Anlaß wieder Paris fernbleibe, sich den gleichfalls zum König befohlenen anderen Prinzen nicht anschließe, so müsse man den Abtrünnigen einfach packen und in die Bastille werfen, damit zugleich den Zugang zur Prinzessin ebnen.

Die Gefahr war groß. Da sagte Prinz Condé den Besuch zu, doch erst, nachdem er der Königin heimlich kundgetan, was ihn und die Prinzessin bedrücke. Als das Paar erschien, blieb die Königin an der Seite der Verfolgten und wandte keinen Blick von ihr.

Wie hätte sie den Enttäuschten damit nicht in neue verzweifelte Raserei versetzen, ihn nicht antreiben sollen, andere Fallen zu stellen? Man mußte, so sagten sich die Höflinge, die heißbegehrte Frau von jeder Seite, ohne Argwohn zu erregen, umgarnen; je sicherer man den Vogel endlich fangen wollte, um so sorgfältiger mußten die Netze gewirkt werden. Auf lange Sicht arbeiten, das war das letzte Mittel.

Dem König blieb nur übrig, sein Einverständnis zu diesem Plan zu gewähren. Allein bald verfiel der Ungeduldige in wilderen Auf-ruhr als jemals vorher. Wie er sich zermarterte, so trieb er jeden Vertrauten in wahrhaft



unsinnigen Tumult. Gift und Galle regierten. Man hetzte ungestüm umher, fuhr sich zornig an, unbeherrscht, ratlos, goß damit nur Oel in verzehrendes Feuer.

Keiner im Schloß, der nicht vorübergehende Flucht aus dem verdammten Feuer-schlund als Labsal empfunden hätte.

An einem Herbstmorgen nun, als Sully, gepeinigt von schlechten Nachrichten des königlichen Leibarztes, mit dem Chevalier von Bussy die Lage vertraulich besprach, trat Besuch aus der Provence zu ihnen, der junge Hauptmann Roquette, der, kaum den Sinn

Anette Dubois wird wie Oel auf reißende Wogen wirken, des Königs Umgebung friedlichere Zeiten finden und inzwischen die echte Charlotte ruhiger umgarnen können."

„Bei Gott, ein Notanker!“ gestand der Minister. Der Chevalier war sofort mit Hilfe bei der Hand. „Unser guter Roquette hat recht“, gab er zu. „Neutralisieren wir sozusagen die königliche Feuerliebe ein Weilchen.“

„Allein wir brauchen mehr dazu als Worte; wie gelangen wir zur Tat?“ griff Sully ein. „Nichts leichter als das!“ prahlte der



„Ich will den Engel von Yonne kirre machen!“

der Unterredung erkennend, sofort mit der Stürmerei des kraftstrotzenden Menschen ein-griff. „Gerechter Gott,“ rief er, „muß der Unglückliche auf seine Charlotte-Marguerite zu lange warten, so gebt ihm die andere. Werbt ihm unsere provenzalische Charlotte II., die reizende Anette Dubois, die Tochter des verschuldeten Pächters. Führt sie ihm in linder Dämmerstunde im Schlosse zu, verschleiert und in Spitzenwolken. Ich wette meinen Kopf, unser König widersteht ihr nicht. Wenn er der Täuschung später inne werden und sich nicht damit abfinden sollte, was noch sehr zu bezweifeln bleibt, so wird der Balsam doch inzwischen die aller-schlimmste Krisis günstig beeinflußt haben.

Hauptmann. „Wir schwingen uns aufs Roß, jagen nach Aix und dem nahen Yonne, suchen einen Vorwand, Anette zu sprechen, und breiten die üppigsten Teppiche ungezählter Wonnen aus, denen die Füßchen eines Mädchens aus kleinen Verhältnissen unmöglich widerstehen.“

„Sie, Roquette, wollten dieses Amt übernehmen? Zwar spielen wir mit dem König; immerhin würde ich die ungewöhnliche Arznei mit Ihnen verabreichen. Vielleicht dankt uns der Leidende dafür.“

„Für diese Arznei gewiß, auch wenn er sich eine andere ausgedacht hat!“ erklärte Roquette. „Ich will den Engel von Yonne kirre machen!“ Und er warf den Dreispitz über-

mütig in die Höhe und führte in Erwartung des Abenteuers einen Tanz auf, in dem die Schöbe des goldverbrämten Rockes lustig umherwirbelten.

„Wenn Sie“, sagte der Chevalier, „nur drei Tage warten, so bin ich mit von der Partie. Welche Lust, sich ein paar Wochen draußen im Sattel zu tummeln! Ich bin am 30. Oktober nach Schloß Blain zur Jagd geladen, einen halben Tagesritt von Yonne entfernt. Reisen wir miteinander, bis ich mich nach unserer Bekanntschaft mit der schönen Anette von Ihnen trenne.“

So ritten denn an einem nebligen Herbstmorgen zwei fröhliche Reiter in das Land, bereit, des Königs Liebesfackel zu vernünftigem Geleucht herabzudämpfen.

Das Wetter blieb günstig, die Pferde griffen kräftig aus. In guten Wirtshäusern bauten die Reisegenossen ihren Plan weiter.

In Yonne erzählte ihnen der Wirt Pierre Brillon beim roten Wein, sie kämen gerade recht, wenn sie das von ungezählten Neugierigen verfolgte Mädchen mit guter Manier kennenlernen wollten. Denn der Schwarm der Fremden sei mit dem Beginn des Herbstes dünner geworden; nur an Feiertagen fänden sich noch Späher ein. So bewege sich Anette Dubois jetzt freier außer dem Hause. In der sonnigen Landschaft steige sie Tag für Tag unter den roten Kastanienbäumen auf die dem Dorf vorgelagerte Höhe, bis vor wenig Wochen mit ihrem Bräutigam, Herrn Henry Etienne...“

„Bräutigam?“ staunten die Gäste.

„Er weilt seit vorigem Monat in der Champagne bei Verwandten und kehrt erst gegen Neujahr heim!“ plauderte der Wirt. „Anette Dubois hat sich inzwischen eine Freundin genommen für ihre Ausflüge, Herrn Etiennes Schwesterchen Therese. Bald nach dem Mittagessen steigen sie miteinander singend auf den Berg, um dort gemeinsam ihre Lieder fliegen zu lassen fast bis zum Sonnenuntergang.“

„Herrlich!“ rief der Chevalier. „Zwei Vögel auf einmal! Und Schwesterchen Therese — wie alt ist sie?“

„Ein Kind!“ sagte der Wirt, „ein zartes Blümchen, ein Pflänzchen von dreizehn Jahren.“

„Ein Bähschäfchen! Mondkalb!“

„... dessen Eltern augenblicklich bei ihrem Sohn in der Champagne sitzen, zur Wein-ernte!“ fuhr der Wirt diensteifrig fort.

Roquette pfiff sich eins, der Chevalier schnalzte mit der Zunge und befahl: „Um drei Uhr das Beste aus Küche und Keller für uns auf den Tisch, zur Herzstärkung vor unserem Aufbruch auf die Höhen der Menschheit!“

Pierre Brillon sorgte fürstlich für die vornehmen Gäste. Seine Geflügelpasteten waren kostbar, sein Wein ... ah! ... der war kein Blender, sondern edelsten Charakters.

Die Gläser wurden noch gehoben, als Brillon das Fenster des Speisezimmers ein wenig öffnete, um hinauszulauschen: „Anette und Therese!“ erklärte er.

Die Fremden traten herzu. Das Gewölbe der Bäume ließ die eigentümlich lockende und brünstige Weise in ruhigem Fluß zu Tale sinken:

„Marguerite, fleur de valeur,  
Sur toutes aultres souverayne...“

Eine weiche Altstimme sang das Lied.

„Welch verheißungsvolle Botschaft“, scherzte der Chevalier. „Hören Sie nur, Roquette, unsere Vögel besingen Charlotte-Marguerite und damit sich selbst. Wir wollen ihrem Lobgesang sogleich nachgehen.“

Den Offizier erregte das weiche Organ Anettes. „Sieht sie“, fragte er fast besinnungslos den Wirt, „der Montmorency so ähnlich, wie alle Welt fabelt?“

„Der Strom unserer Besucher ist darüber nur einer Meinung.“

Roquette griff bereits nach dem Dreispitz, als eine kindlich-helle schmetternde Stimme, der tieferen vermählt, in berückender Verbindung die Lauschenden ergriff: „Gott behüte dich vor argem Leid, Marguerite, kostbare Blume!“

„Eilen wir zu ihnen!“

Auch dem Chevalier lag ein schweres Verlangen in den Adern.

Der Wirt wies den besten Pfad zu der Ruhebank der Sängerinnen, und schon nach einer Viertelstunde befanden sich die beiden Neugierigen an Ort und Stelle.

Das Lied verstummte vor den Fremden. Erstaunte Augen starrten die gleißende Pracht der Kleider an, von solcher Begegnung im einsamen Wald ebenso überrascht, wie die Pariser Herren einige Minuten die Sprache verloren vor dem lieblichen Anblick. Hatte ein gütiger Gott aus berauscher Schöpfung heraus diese beiden Mädchen hier verpflanzt? Bestechender Reiz lag auf den jungen Zügen.

Der Wein peitschte das Verlangen nach schnellem Fortgang des galanten Abenteuers heftig auf. Dazu kam die Ueberraschung.

„Haben Sie“, flüsterte der Chevalier, in den verblüffenden Anblick Anettes vertieft, „jemals im Leben ein derartiges Spiel der Natur für möglich gehalten? Solche Aehnlichkeit! Ist Anette Dubois nicht unserer angebeteten Charlotte-Marguerite wie aus dem Gesicht geschnitten?“

„Darf man bei diesem Anblick überhaupt

noch von einem Naturspiel sprechen?" fragte Hauptmann Roquette.

„Ah, Sie meinen, jemand aus dem Geschlecht der Montmorency könne vor Jahren in Aix und Yonne erfolgreich gepircht und diesem Knöspchen Anette zum Leben verholfen haben? Sie sind ein loser Schlingel, Teuerster! Doch gleichviel! Verlieren wir keine Zeit mit Vermutungen! Dichter heran an die Beutel! Nehmen Sie das Kind auf sich. Suchen wir den kleinen Grasaffen von Anette zu entfernen. Marschieren wir getrennt, um vereint zu siegen.“

Während sich die überraschten Töchter Yonnes, wie zu gegenseitigem Schutz, umschlungen hielten, traten die Herren vor sie hin, entboten ihren Gruß. Sie lobten den Gesang, der sie angelockt habe — besonders die göttlich empfundene Steigerung, diese unvergleichlich einfache und dabei erschütternde Tonfolge: „Denn dein Lob hat nicht seinesgleichen, Marguerite!“ Die Fremden sprangen von diesem Wort zur vielbewunderten Charlotte-Marguerite von Montmorency über, deren Lob und Preis zu singen das weite Königsschloß in Paris nimmermehr müde werde. Eine Verehrung, die zweifellos auch dem Ebenbild in Yonne zugute komme. Anette Dubois zu huldigen, sei man heute erschienen.

Zart und einschmeichelnd wußten sich die Fremden weiter zu nähern. Dem „Kind“, dem „Grasaffen“, rieselten Schauer des Unbegreiflichen durch den Körper. Therese fühlte ihre Glieder in schwere Süße sinken. Ihre Gedanken lohten und wurden müde. Und doch horchten sie wieder staunend auf den unerschöpflichen Fluß betörender Redensarten, der sich auf Anette Dubois ergoß gleich befruchtendem Sommerregen.

Doch so mitgenommen das „Kind“ war von dem Ungewöhnlichen, von dem plötzlich über sie hereingebrochenen Föhnsturm, so viel Besinnung hatte Therese behalten, um sich nicht von der Freundin trennen zu lassen. Mit kindlich-deutlichem Trotz blitzte sie den Offizier an und schlug nach seiner Hand: „Wir bleiben beieinander.“

Therese suchte die ältere Freundin fortzuziehen, bergab, doch das wollten die Fremden auf keinen Fall, und so mäßigten sie sich, beruhigten die Aufgeschreckten, baten die erste Zudringlichkeit zu verzeihen.

Sie änderten ihre Taktik, begannen behaglich zu erzählen von der Stadt an der Seine, von ihrem Leben, vom König, von märchenhaften Schlössern, vornehmen Damen, Nutznießerinnen der fürstlichen Reichtümer.

So kamen sich die beiden Paare näher. Bald saß man sich friedlich gegenüber. „Meine Hand darauf, Teuerster, der König weiß von Ihnen, wie Tausende im Land Ihre

Vorzüge kennen!“ versicherte der Chevalier; er beugte sich auf Anettes Hand und an ihr Ohr: „... und der König sehnt sich nach Ihnen, dem Ebenbild der Montmorency, die nun bereits einem anderen Mann angetraut ist. Mein Gott, denken Sie doch nur: Schlösser und Zofen und Pagen, Perlen und Edelsteine, der Himmel auf Erden, ehemals der Montmorency zugedacht, würden dem Ebenbild zufallen, sobald sich Anette Dubois zu einem einzigen kleinen Wörtchen entschlösse, zu einem Ja. Sofort wäre ihr Triumphzug nach Paris gesichert; breit täte sich die letzte Pforte vor dem König auf, mit Neid würde jede Frau Frankreichs Anettes Namen nennen.“

Die Heldin so plötzlich über sie niederprasselnder leidenschaftlicher Werbung fühlte sich aus der kalten Wirklichkeit gerissen. Sie griff in die Luft, hielt sich an der schwächlichen Therese, fühlte sich doch langsam sinken wie in geheimnisvolle unergründliche Täler. Die Sinne versagten ihr eine Weile.

Zu gleicher Zeit war „das Kind“ Opfer unerhörten Aufruhrs: Therese fühlte Schleier vor den Augen; ihr Blut hämmerte wie in Todesangst; sie wußte nicht, ob es besser wäre, sich schreiend hinzuwerfen oder in das Dorf zu flüchten. Nur durfte sie Anette nicht verlassen. Nur das nicht!

Ein Argwohn tauchte in Therese auf: Anette war so still; ihr Körper zitterte. Was dachte sie? Erwog sie gar die Möglichkeit, dem Ruf der glänzenden Sünde zu folgen? Was geschah dann mit dem Bruder, dem grenzenlos verliebten guten Henry? Was wurde aus ihm, dessen harte Stimme schmolz, wenn er von Anette sprach, dessen Auge verriet, ob er an seine Braut dachte, dessen eckiges Wesen beschwingt war, in Güte strahlte, zu jeder Stunde, seit er Anette seine Braut nannte.

„Ueberlegen Sie, Teuerster!“ hörte Therese den Chevalier zur Freundin sprechen. „Ueber unermeßliche Güter werden Sie verfügen. Was gäbe es, das der König in der Freude seines Herzens Ihnen weigern könnte? Sie wollen zaudern? Ihr Glück von sich schieben? Sie haben sich mit jemand versprochen, sagen Sie, mit diesem Henry Etienne? Mein Gott, ein netter Mensch wie ein paar tausend andere auch! Was hätte er ohne Ihre zufällige Bekanntschaft getan? Ebenso gern anderen Orts zugegriffen. Daneben der König! Aus dem ganzen weiten Land drängt man sich zu ihm, läßt man sich ihm empfehlen. Jeder weibliche Vorzug neigt sich ihm. Und er? Er wendet sich ab von diesem Angebot. Er will nur das Ebenbild der Montmorency. Und vor solcher Ehre könnten Sie unschlüssig sein? Gehen Sie mit! Reißen Sie sich entschlossen vom

Hergebrachten! Folgen Sie Ihrer unvergleichlichen Sonne. Morgen reite ich zur Jagd nach Schloß Blain. Wenn ich zurückkehre, erwarte ich Sie hier. Bedenken Sie auch das: sträubten Sie sich noch lange, so würde des Königs Wort doch stärker sein. Sein Wille kann stählerne Hindernisse fortfeigen. Würden nicht sogar Ihre Eltern den weiteren Kampf um's Dasein gern aufgeben, wenn sie mit Ihnen über Nacht aufsteigen könnten zu sorgenfreiem Leben, zu einem Leben, da jeder Wunsch erfüllt ist, noch bevor er die Lippen verläßt? Greifen Sie zu, bevor von Zwang die Rede ist!"

Während der Chevalier so gewaltsam auf die aus Rand und Band geratene Anette Dubois eindrang, suchte Roquette mit dem „Kind“ zu scherzen, das Ohr Thereses allein zu gewinnen, sie dem zweiten Gespräch zu entziehen.

„Der Tanz ist Ihre Leidenschaft, mein Kleinchen? Oh, da begegnen sich unsere Herzen. Farandole tanzen Sie? Aber natürlich, der Tanz der Provençalien — natürlich! Und wo tanzen Sie?“

„In unserem Hause an den Winterabenden. Anette kommt zu uns, und mein Bruder nimmt sich unserer an. Wir schwelgen wie im Himmel. Farandole!“

Sie sprach leise, langsam. Sie hatte ihren Grund dazu: ihr gedämpftes Gespräch sollte sich hinziehen, damit ihr von der Rede der beiden anderen nichts verlorenging.

„Ich verschaffe uns, sobald ich vom Jagdausflug hier wieder einkehre, einen Wagen, wenn Sie wollen!“ drängte der Chevalier.

„Sie scherzen! Wie könnte ich so rasch fliehen!“

„Lassen Sie Ihren Henry einer anderen! In Paris wird man Sie feuriger anbeten. Für Mittel, hier Beruhigung zu schaffen, lassen Sie mich sorgen. Ich garantiere Ihnen den Erfolg.“

Anette schlug die Hände vor das Gesicht. Ihr Körper zuckte.

Da sprang des „Kind“ jäh auf, stürzte sich an ihre Brust, kniete vor ihr nieder, weinte und brach mit schrillum Gelächter ab. Der Freundin und den Fremden fiel ein Grauen ins Herz.

„Oh, Sie brauchen Ihre Freundin Anette nicht zu verlieren, liebes Kind!“ suchte der Chevalier zu besänftigen, indem er die Hand auf den Scheitel der Kleinen legte. „Sobald Sie wollen, holen wir Sie zu Anette ab, führen Sie in ihr Sommerschloß, und Sie werden neben der Glücklichen tausend Wonnen auskosten, die Ihnen heute fern sind. Wenn uns Fräulein Dubois nach Paris folgt — und sie wird uns folgen — wollten Sie sich dann

von Ihrer Freundin abwenden, weniger klug sein?“

„Ich komme Ihnen entgegen, sobald auch Sie Paris aufsuchen wollen!“ mischte sich Roquette ein. „Ich erwarte Sie in Melun im Hause meiner Eltern oder in Joigny bei meinem Bruder. Wie eine Prinzessin wollen wir Sie empfangen und bewirten. Schon jetzt, auf meiner Durchreise, sollen sich meine Guten auf Ihren Besuch freuen, wenn er auch noch in der Ferne liegt. Nichts lieber hören sie, als von der Absicht blühender Jugend, unter ihr Dach zu treten, Sonnenschein mitzubringen in die Trübsal der stillen Stadt. Sagen Sie zu, kleines Fräulein, um meiner vereinsamten Eltern willen!“

Therese sagte nicht ja und nicht nein. „Wie rette ich meinem Bruder die Braut?“ dachte sie. Weiter wußte sie nichts mehr.

Roquette zog das „Kind“ sanft zu sich, das nach kurzem starren Ueberlegen willenloser und nachgiebiger wurde, die Tränen trocknen, sich Luft zufächeln ließ mit des Chevaliers Spitzen-Manschette. Auch sträubte sie sich nicht, als beim Abstieg von der Höhe der Arm des Hauptmanns sie führte. Still ließ sie sich das leichte Geplauder Roquettes gefallen, doch immer besorgt, keinen Laut des vor ihr schreitenden Paares zu verlieren: „Also auf Ehre, Teuerste: Anette Dubois wird mir bei meiner Durchreise sagen, ob sie freiwillig zu einer Hoffestlichkeit in Paris erscheinen will. Und ich will dem König alsbald von Ihren Entschließungen unterrichten.“

Anette nickte. Nur frei sein wollte sie, nur wieder ihr Haus betreten. Was nachher nötig sein würde, die Gefahren von sich abzuwenden, darüber mochten die nächsten Tage entscheiden. Sie und Henry Etienne, den man benachrichtigen mußte. Nur jetzt, in diesem Augenblick, los von den Fesseln!

So zwang sie sich, freundlich zu bleiben, kein Mißtrauen wachzurufen. Als man in der Dämmerung vor dem Gasthaus anlangte, konnten ihre Augen wie in braver Treuherzigkeit zu den Fremden aufblicken, während ihr Herz in Krämpfen lag.

„Ein Schluck Wein und einen Bissen dazu, und Sie sehen mich schon nach Joigny zurückreiten, kleiner Engell“ redete Roquette auf Therese ein. „Der Dienst ruft.“ Er preßte seine Lippen auf die dünne Kinderhand. „Sagen Sie: auf Wiedersehen! So sagen Sie doch!“

„Auf Wiedersehen!“ hauchte Therese und blickte zu Boden.

„Herrlich!“ jubelte der Chevalier. „Auf Wiedersehen: wie himmlisch! So werden auch Sie uns später besuchen?“ Therese nickte.

„Hören Sie, Teuerste, Ihre kleine Freundin ist mutiger als Sie, als das Fräulein Anette Dubois! Aber weil ich weiß, wie Ihre letzte Entscheidung lauten wird, gebe ich Sie ganz nach Ihrem Wunsch heute schon frei. Nur eines müssen Sie mir gestatten: im Mondschein nochmals um Ihr Haus gehen, nach Ihrem Fenster blicken, morgen bei Sonnenaufgang Ihnen aus dem Sattel einstweilen meinen Abschied zurufen zu dürfen.“

Pierre Brillon meldete, er habe die Speisen aufgetragen. Auf dem Hof machte sich der Stallknecht schon mit dem Braunen des Hauptmanns zu schaffen.

„Auf Wiedersehen!“ rief Anette, lief winkend heimwärts und ließ sich durch keinen Ruf halten.

Während der Chevalier im Gasthaus die Kehle zu feuchten begann, führte Roquette die kleine Therese vor das Haus ihrer Eltern. „Fräulein Anette wird nun bald den König und damit Frankreich beglücken!“ versicherte er.

„Sie wissen es bestimmt?“

„Welche Frau sagte nein, wenn Herrlichkeiten wie im Märchen sich ihr zu Füßen legen? Ruhm und Glanz wird sie einheimsen ohne Ende. Freuen Sie sich mit Anette, liebes Kind!“

„Wahrhaftig? Anette — —“

„— wird freiwillig kommen oder, wenn sie zaghaft werden sollte, geholt werden in ihr Paradies. Der Chevalier bringt dem König guten Bescheid.“

Da riß sich Therese los und floh wie von Furien gejagt in ihr Zimmer, verschwand in den verlassenen Räumen ihres Bruders, um dann in voller Auflösung ihres Wesens im eigenen Stübchen zu landen.

Sie warf sich auf das Bett, lief abermals wie im Traum umher, riß das Fenster auf, um die frische Abendluft zu atmen. Was klang zu ihr herüber durch die Stille des Dorfes? „Marguerite, fleur de valeur.“ Kräftig und innig klang die Männerstimme. Der Chevalier vor dem Pächterhause! Der Agent des Königs noch tätig, der Freundin den Rest kühler Besinnung zu rauben! „Mein Bruder Henry, du glaubst deinen Besitz gesichert und wirst bestohlen! Gier und Gewalt legen Schlingen, um dir zeitlebens das teuerste Gut zu nehmen. Wie wirst du unglücklich sein und bleiben, wenn die Würfel gefallen sind!“

Ihre Hände gehorchten ihr kaum, als sie Licht holte, Briefe des Bruders hervorkramte. Gerührt las sie die an Schwester und Braut gerichteten Zeilen, die überschwänglichen Beteuerungen unwandelbarer Liebe, vernahm sie die Ausbrüche seiner leidenschaftlichen

Wünsche. Seine sehnsüchtig bebende Stimme glaubte sie laut im Ohr zu haben. Den Schrei der Enttäuschung, die schmerzgesättigte Rede des Hintergangenen meinte sie aushalten zu müssen. Nein, nein, das alles durfte ja nicht Wahrheit werden; dem zermalmenden Rad mußte man sich sofort entgegenwerfen! Der Pariser Schlingensteller, dieser Chevalier, durfte keinen günstigen Bescheid übermitteln. Er mußte — — was mußte er?

Verstummen mußte er. Verstummen für immer.

Therese hastete mit leisem Schritt in das Zimmer des Bruders. „Das Kind“ griff in den Schrank. „Die kleine Etienne“ steckte die kleine blanke Waffe zu sich, glitt leicht die Treppe hinab und eilte leichtfüßig — oh, sie war leicht wie ein Vogell — durch den Garten zur menschenleeren Straße.

Da war sie neben dem Sänger und da verstummte seine Huldigung.

„Fräulein Therese?“ unterbrach er sich. „Was treibt Sie hierher? Ah — Sie suchen die unzertrennliche Busenfreundin, mein süßes Herzchen? Hören Sie nur, welch fröhlicher Lärm um Anette im Hause herrscht.“

Auch Therese lauschte. Sie erkannte die Stimmen.

„Der Bürgermeister!“ sagte sie. „Und der Notar nebst Frau. Und jetzt — Anette selbst. Sie singt vor den Gästen — hören Sie nur. Schön singt Anette. Sie singt schön.“

„Auch Sie wollen ihre Gesellschaft aufsuchen?“

Therese Etienne biß die Zähne zusammen. Sie dachte: „Anette hat Gäste um sich, angesehene Gäste. Gut so, daß sie beobachtet ist!“ Und das „Kind“ suchte die ungehorsamen Gliedmaßen zur Festigkeit zu zwingen. Stumm verharrte sie neben dem Chevalier; stumm duldete sie den prüfenden, satanisch scharfen Blick. Stumm auch ließ sie sich durch die Gassen führen, durch Gestrüpp, zur leuchtenden Bank an einem raschelnden Wäldchen.

Nur sanften Widerstand setzte sie dem Mann entgegen, der sie neben sich auf den Sitz niederzwang, sie mit eherner Kraft an sich riß, ihren feinen schmalen kühlen Mund küßte, das Weib aufzustacheln trachtete mit der Ueberlegenheit des abgefeymten Genüßlings, Gift auszugießen suchte in Blut und Herz.

Therese dachte: „Mein Bruder! Was wird aus meinem Bruder? Wenn sie ihm die Braut rauben, bleibt er der bedauernswerteste, unglücklichste Mensch!“

„Ich schenke Ihnen mein ganzes volles Herz!“ schmeichelte Chevalier von Bussy.

## Kind Therese. Von Max Bittrich

„Hier, nehmen Sie — fühlen Sie, wie wild es für meine kleine Freundin schlägt!“ Und er riß die Kleider auf.

Ein Spaß, diesen unerfahrenen Grasaffen nicht zur letzten Tollheit zu bringen!

„Mein Bruder — mein armer, armer Bruder!“ dachte Therese. „Und dieser Mensch will ihn berauben.“

Und dann legte sich ein dünner Arm um den rasenden Chevalier und eine feine und doch entschlossene, feste Hand stieß zu, merkte, wie sich der Körper plötzlich empor-

reckte, um ebenso plötzlich zusammenzusinken, und starrte in verlöschende Augen.

Und wieder schwebte ein federnder schwächerer Körper durch die Gasse, Garten und Haus in das einsame Stübchen.

Therese schloß die Augen, fühlte Thränen, ruhte in Selbstvergessenheit. Sie erkannte das fröhliche Gesicht des Bruders am Tag des Wiedersehens, lachte mit ihm und mit der in seine Arme eilenden Braut. Ja, „das Kind“ küßte bereits beide leidenschaftlich im Vorgeschmack der Stunde allgemeiner Freude.



Die ersten beiden Bände liegen fertig vor:

# GIACOMO CASANOVA

## ERINNERUNGEN

Neu übersetzt und herausgegeben von Franz Hessel  
und Ignaz Ježower

Taschenausgabe in 10 Bänden  
Jeder Band einzeln käuflich

Der Band in Ganzleinen M. 6.—, in Halbleder M. 8.50  
in Ganzleder M. 11.—

Hermann Hesse im Berliner Tageblatt:

Eine empfehlenswerte deutsche Neuauflage der Erinnerungen Casanovas kommt bei Ernst Rowohlt in Berlin heraus. Es sind leichte, hübsche Bände in einem angenehmen Taschenformat. Die elegante, heiter-frivole Seite der Kultur des achtzehnten Jahrhunderts finden wir in Casanova mit geradezu wunderbarer Vollständigkeit verkörpert. Weltreisender, eleganter Bummler und Genießer, Spieler und gelegentlich Hochstapler, dabei von einer ebenso starken wie kultivierten Sinnlichkeit, ein Meister im Verführen, voll Zärtlichkeit, aber auch voll Ritterlichkeit gegen die Frauen, den Wechsel liebend und dennoch anhänglich, zeigt dieser glänzende Mensch eine für uns Heutige erstaunliche Vielseitigkeit.

Ausführlicher Prospekt steht auf Wunsch zur Verfügung.  
Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen. Wo keine Buchhandlung erreichbar, auch durch den

**ERNST ROWOHLT VERLAG/BERLIN W 35**

# RÄTSEL

## Homonym

Mund — — Land    Setzt man an die Stelle der  
 Art — — Schaft    Striche in jeder Reihe das-  
 Frei — — Ar        selbe Wort, z. B. Sandbank  
 Drei — — Stein    Bankscheck, so erhält man  
 Ger — — Burg     18 Hauptwörter. Die An-  
 Fuß — — Haus     fangsbuchstaben der neun  
 Turm — — Glas    verschiedenen Wörter, die  
 Uhr — — Zahn     eingesetzt werden, ergeben  
 Blatt — — Stück    in ihrer Reihenfolge eine  
                          deutsche Hauptstadt.

## Anagramm

Burg, Iran (em) — Erna, Krina (fi) — Arno,  
 Gas (ep) — Held, Strom (en) — Engel,  
 Manna (iv) — Buße, Stetten (st) — Lurch,  
 Nest (ii) — Sau, Torte (hn) — Beiß, Weg (er)

Aus je zwei aufeinanderfolgenden Wörtern sind durch Umstellung der Buchstaben mit Verwendung der beiden in der Klammer stehenden Buchstaben Namen zu bilden, die der Reihe nach bezeichnen: Stadt, Oper, Operette, Stadt, musikalisches Schauspiel, Operette, Stadt, Stadt, Stadt. Die Anfangsbuchstaben der Namen nennen eine deutsche Stadt.

## Versteckrätsel

*Jeder kehre vor seiner Tür.*

*Wenn sich die Alten auch die Haare färben,  
 so können sie den Rücken doch nicht ändern.*

*Es gehört nicht viel Galle dazu,  
 einen ganzen Topf Honig zu verderben.*

*Das Werk lobt den Meister.*

*Wer der Armen gedenkt,  
 dem zahlt Gott die Zinsen.*

*Viel Zehren und Gasten leert Keller und Kasten.*

In jedem Sprichwort ist ein geographischer Eigenname versteckt; die Anfangsbuchstaben dieser Eigennamen nennen in ihrer Reihenfolge eine Oper von Strauß.

## Auflösungen der Rätsel aus Heft 21.

**Silbenrätsel:** Mamertus, Ingermanland, Termitte, Günther, Ignatiew, Fontane, Tittoni, Indischgelb, Sibylle, Tenor, Deborah, Eberesche, Regulator, Mauer, Aneas, Najac, Nargileh, Europa, Rauhreif, Gymnasiast, Indus, Frankfurt, Tivoli, Dauerlauf, Aalbutt. —

Mitgift ist der Männer Gift, das der Weiber Herrschaft stift'.

**Arithmogriph:** Braunschweig, Henneberg, Bernburg, Ballenstedt, Bietigheim, Langenburg. — Berlin.

## Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben:

a — ad — ba — bel — blik — de — de —  
 da — dau — di — di — don — e — el —  
 en — fi — go — grün — im — in —  
 jew — la — le — le — ler — lo — ma —  
 mer — mi — mi — mi — mund — na —  
 neph — nie — now — pu — ra — rai —  
 ral — re — rei — rett — ry — schäff —  
 schan — tanz — te — ten — ten —  
 tha — thys — u — wal —

sind 19 Wörter zu bilden, deren erster Buchstabe und deren fünfter Buchstabe von vorn nach hinten gelesen eine Wetterregel ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. Fisch, 2. Farbstoff, 3. ägyptische Gottheit, 4. Enttäuschung, 5. Spottname für eine Schwärmersekte, 6. Stadt an der Elbe, 7. Tanz in München, 8. Stadt im Staate New-York, 9. Männername, 10. Gewebe, 11. Frauenname, 12. Kopfbedeckung, 13. Staatsform, 14. arabischer Gelehrter, 15. Schmetterling, 16. russischer Dichter, 17. Giftpflanze, 18. Ornithologe, 19. Pflanze.

## Rösselsprung.

ich	frau	gnä	ist	herr	stu
die	als	phir	manch	di	ber
sa	ken	ge	sein	ben	und
lie	als	das	eben	lie	ner
ne		ber	der		mäd
ist	mir	man	eben	die	mir

### Rösselsprung:

Wenn du dem Bösen Rast  
 Einmal gegeben hast,  
 Am Ende wirft den Wirt  
 Zum Haus hinaus der Gast.  
    Rückert.

**Telegrammrätsel:** Milton, Egon, London, Meister, Jena, Linde, Fenster, Ungarn, Zaum, Ebro, Bern. — Mit Gold ist jede Festung zu erobern.



# Wer kann lachen?



*Erich Paul, der gezeierte Künstler an den Stadt. Bühnen  
in Essen: „Blendend weiße Zähne durch den  
Gebrauch der Zahnpasta Kaliklora“*

Welch befreiende Macht hat doch ein herzliches Lachen! Die Zwerg-  
fiellerschütterung erfrischt gleicherweise Körper und Gemüt. Und mögen  
die Tagessorgen noch so sehr drücken, mit einem richtigen Lachen,  
so recht von innen heraus, werden sie verscheucht. Das hat schon jeder  
an sich selbst erfahren. Aber interessant ist es, zu beobachten, wie ver-  
schieden die Menschen lachen. Richtig aus Herzensgrund lachen wird  
nur der, der sich im Besitze schöner gesunder Zähne weiß. Die andern  
lachen meistens etwas sauerlich. Denen raten wir, sofort mit einer  
geregelten Kaliklora-Zahnpflege zu beginnen. Diese wunderbare Zahn-  
pasta beseitigt sehr bald den häßlichen Zahnstein und Zahnbelag und  
erhält die Zähne dauernd schön, weiß und gesund.

**Fragen Sie Ihren Spiegel, ob bei Ihnen  
Kaliklora-Zahnpflege  
nottut!**

Haltet reinen Mund mit der Zahnpasta Kaliklora!

*Ich kam*

*zu meinem Buchhändler*

*Ich sah*

*die neue Nummer der*

*„Großen Welt“*

*Ich las*

*darin die Novellen von*

*Tolstoj, Nexö, Frank Heller u. a.*

*Darüber habe ich die*

*ganze Welt*

*total vergessen*



DRGM.

DRP.

Die Abweisung der Klage

## Zeiss gegen Möller

Sachverst.-Gutachten und amtliche Messungen  
beweisen die große Überlegenheit.

### THEATIS und TOURIX

kleinste und beste Prismengläser!  
Halbe Größe! Halbes Gewicht!  
**Helligkeitsgewinn bis 25%**  
It. Prüfungsschein

140 g, 3 $\frac{1}{2}$  fach M. 96.—, 5 fach M. 106.—  
310 g, 6 fach M. 155.—, 8 fach M. 170.—  
Verkauf durch Fachgesch. Druckschr. kostenl.

## J. D. Möller

Optische Werke, Wedel b. Hamburg  
Gegründet 1864



*Ich*

rate allen Frauen zu  
**SAGROTAN**  
Erhältlich in Apotheken u. Drogerien





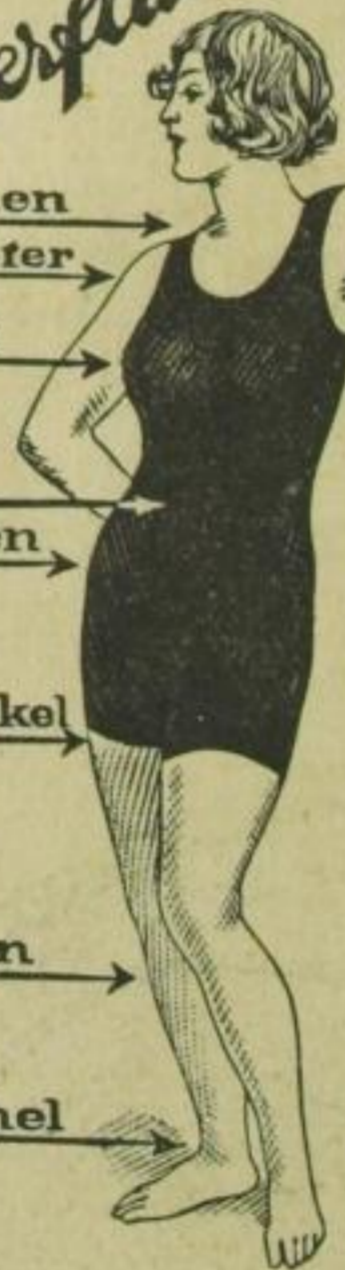
**Dr. Richters Frühstückskräutertee**

m. schlanke, graz. Fig., förd. Stoffwechsel u. Verdauung. Unschädli. Gewichtsabn. Pak. M. 2.— (Kur 6 Pak. M. 10.—).  
*Dr. med. Qu. schreibt: Konstatierte 6—9 kg Abnahme. Dr. med. C. A.: Meine Frau hat 50 Pfund abgenommen. Fr. B.: Fühle mich wie neugeboren.*  
 Broschüre gratis. Nur echt mit Firma  
**Institut Hermes, München 57, Baaderstr. 8**



**„Überflüssiges Fett“**

- an:  
 Nacken  
 Schulter  
 Brust  
 Leib  
 Hüften  
 Schenkel  
 Waden  
 Knöchel



**Eine neue, einfache, unschädliche Kur entfernt überflüssiges Fett an jeder gewünschten Stelle**

**Nur 5 Minuten täglich anzuwenden**

Tausende von Frauen haben nur an gewissen Stellen zuviel Fettansatz, während die Figur sonst ganz normal ist. Viele Frauen haben zu starke Hüften, viele nur einen zu starken Leib, andere zu plumpe Waden und dicke, höchst unschön wirkende Knöchel, obwohl der Körper sonst in Schönheit wohlgeformt ist. Auch Sie können jetzt vielleicht, wie nie zuvor, an jeder gewünschten Stelle den lästigen Fettansatz beseitigen, und zwar durch die geniale Erfindung des „Sascha-Reduzierers“. Er ist so wunderbar leicht zu gebrauchen, nur 5 Minuten täglich und wirkt doch so schnell. Das Prinzip, auf dem das Wunder der Wissenschaft aufgebaut ist, ist so vollkommen natürlich, wie die Fettbildung selbst. Fett bildet sich, wenn die Blutzirkulation zu träge ist, es zu lösen und aus dem Körper hinauszubefördern, und wenn einmal vorhanden, wird durch diese Anhäufung die Blutzirkulation behindert. Der „Sascha-Reduzierer“ bewirkt durch sanftes, aber durchdringendes Saugen eine natürliche Blutzirkulation in den fetten Partien, die rotierende Saugbehandlung löst das Fett und macht dessen Lösung dem Blute leichter, wodurch die Herausbeförderung aus dem Körper leichter von statten geht. Gymnastische Übungen haben dasselbe Prinzip, doch kann man damit nicht bestimmte Körperteile vom lästigen Fett befreien. Außerdem werden durch oft zu eifrige Übungen das Herz und andere Organe angegriffen. Der „Sascha-Reduzierer“ wirkt direkt an den gewünschten Partien. Nach Gebrauch haben Sie in diesem Teil eine warme, lebhaft empfindung, und sofort merken Sie das Blut an der Arbeit, wie es auf natürlichem Wege das überflüssige Fett ausscheidet. **Diese kurze 5-Minutenbehandlung wirkt volle 2 Stunden nach.** Sie können selbst beobachten, wie bei der Anwendung des „Sascha-Reduzierers“ Ihr Leib, Ihre Hüften, Brust, Schenkel oder Waden täglich schlanker werden. Eine bequemere Art, bestimmte lästige Fettstellen zu vermindern und dadurch Gesundheit und Schönheit wieder zu erlangen, gibt es nicht. **Zuviel Fett ist für die Gesundheit Gift, deshalb weg damit!** Sie erhalten unweigerlich Ihr Geld zurück, wenn Sie keinen Erfolg haben. Der „Sascha-Reduzierer“ kostet Mark 6.— (Nachnahmeversand) und ist nur zu beziehen von der



beobachten, wie bei der Anwendung des „Sascha-Reduzierers“ Ihr Leib, Ihre Hüften, Brust, Schenkel oder Waden täglich schlanker werden. Eine bequemere Art, bestimmte lästige Fettstellen zu vermindern und dadurch Gesundheit und Schönheit wieder zu erlangen, gibt es nicht. **Zuviel Fett ist für die Gesundheit Gift, deshalb weg damit!** Sie erhalten unweigerlich Ihr Geld zurück, wenn Sie keinen Erfolg haben. Der „Sascha-Reduzierer“ kostet Mark 6.— (Nachnahmeversand) und ist nur zu beziehen von der

An die Fa. Dr. Ballowitz & Co., Berlin W 35, Abtlg. 7. Senden Sie mir sofort unter Nachnahme des Betrages **1 Sascha-Reduzierer**

**Dr. Ballowitz & Co.**

Berlin W 35, Abt. 7

Fabrik med. Apparate

Name: .....  
 Ort: .....  
 Straße: .....  
 (Recht deutlich schreiben)

**Exquisit**

Echter alter  
Weinbrand



**+ ST. AFRA +**

Die Perle  
der Liköre

**E.L. KEMPE & CO**  
AKTIENGESELLSCHAFT

**OPPACH & SA**

**SELBSTRASIERER!**

**+ WIE GIFT +**

schneiden Ihre Rasiermesser  
und Klingen, wenn Sie z. Abziehen derselb. d. echt.

**ACODRA - DIAMANT**

verwenden. Kein Schleif. mehr notwendig. Acodra-  
Diamant macht d. Rasieren z. ein. Vergnüg. Der un-  
geübteste Selbstras. erreicht sof. haarscharfe Mes-  
ser u. Klingen / Hunderte Dankschreiben lieg. vor.

Preis nur M. 1.— Nachnahme M. 1.30

In 4 Jahren 3 1/2 Millionen Stück verkauft. Wir  
bürgen für diese Angaben. **Garantie:** Geld  
sofort zurück, wenn kein Erfolg.

**Bethge Compagnie, Dresden - A. 27 (19)**  
Zwickauer Straße 71 / Postscheckkonto Dresden 7128  
Vertreter überall gesucht.

Beim Fünfuhrtee wird über Spitteler und seine literarische Bedeutung gesprochen. „Sie haben wohl nichts von Spitteler gelesen“, versucht ein Gast die Tochter des Hauses ins Gespräch zu ziehen. „O doch!“ erwidert sie. „Was denn?“ fragt der Eifrige weiter. „Na, daß er gestorben ist“, sagt sie schlicht.

\*

Ein Witzbold, der viele Herren mit ungeheuren Pelzkragen sah, sagte: „Kuriose Zeiten! Alles umgekehrt! Früher saßen die Affen auf den Bären, jetzt sitzen die Bären auf den Affen.“

Zuckrooh-Tafel-Seife, die Seife für Jugend und Schönheit, A 75 Pf. - Zuckrooh-Creme-Lilienmilch-Seife, A 75 Pf.

**Zuckrooh  
Creme**

Ernährt,  
verjüngt,  
schützt  
die Haut.

das unvergleichliche Schönheitsmittel  
in Tuben à 48, 65 u. 90 Pf.

Zuckrooh-Shampoo-Bade-Seife für Feinherren-Frauen, A 75 Pf. - Zuckrooh-Leolithin-Reiniger-Seife, A 60 u. 90 Pf.

Ein Prediger ist ein Mann, der aus dem Schlaf der andern spricht.

Ein Luxus ist etwas, was unsere Nachbarn haben und wir uns nicht leisten können.

Selig, wer auf Kosten anderer es lernt, weise zu sein.

(Plautus)

Leben lernen ist die schwerste der Künste.

(Goncourt)

Gültigkeit des Inserates bis 15. Mai 1925

**Gratis! Gratis! Gratis!**



diesen Feldstecher  
per Gläser und Etui

oder dieses Opernglas  
mit Theaterbeutel

oder diesen Füllfederhalter  
mit garantiert echt 14 kt. Goldfeder

oder diese Mikroskopischen Unter-  
suchungsgläser per Messing-Gehäuse

**nach Wahl an jedermann!**

MANSA  
DRESDEN 1  
52609

Nur infolge unserer Einführungs-Reklametage! Bei Bestellung der epochemachenden Erfindung

## Radio-Composition Z. R. III

Schweizer Patent 5072 / D. R. P. a. / Zu dem Reklamepreis von 2 R.-M. (Ladenpreis 2.50)

### Was ist Radio-Composition Z. R. III?

Eine Erfindung, welche in keinem Betriebe, keiner Werkstatt, keinem Haushalte fehlen darf! Jedermann muß dieselbe unbedingt besitzen, da jeder Laie, ja, jedes Kind, sofort durchgebrannte od. defekte Töpfe, Eimer, Gießkannen, Milchkrüge, Badewannen usw. von Aluminium, Emaille, Kupfer, Messing, Schwarz-Weiß- oder Zinkblech haltbar reparieren kann. Ohne Lötkolben! Ohne Salmiak! Ohne Löt säure!

**Unsere große Garantie:**

Die Sendung für 2 R.-M. reicht für 100 große Reparaturen aus!



**Geld zurück wenn kein Erfolg!**

Bestellen Sie noch heute! Legen Sie den Betrag von nur M. 2.- Ihrem Brief bei, oder zahlen Sie den Betrag auf Postscheck-Konto Leipzig 112491 ein. Wir senden Ihnen das gewählte Reklamegeschenk u. die Radio-Composition sofort zu.

**APPELT & CO., DRESDEN - A. I (19) / Tel. 28250**

Für diesen Millionenschlager Vertretungen überall hin zu vergeben. Erforderliches Kapital 300-2000 R.-M., je nach Größe des Bezirkes. Nur ernsthafte Bewerber finden Berücksichtigung.

Druck und Verlag: Leipziger Verlagsdruckerei G.m.b.H., Leipzig, vorm. Fischer & Kürsten, Johannisgasse 8

Redaktion: Leipzig, Johannisgasse 8; verantwortlich: Chefredakteur Max Krell; für den Anzeigenteil: Kurt Schräpler, Leipzig.

Für Oesterreich verantwortlich: Carl Schönegger, Wien XII, Malfattigasse Nr. 22.

Für Ungarn verantwortlich: Leo Singer, Budapest I, Krisztina körút 8.

# Belinde mit dem „Stern“

Der beste Gummischwamm der Welt



# Belinde

Das Entzücken jeder Dame

Die künstlerische Gummibadematte

UEBERSEE GUMMIWERKE AKTIEN-

GESELLSCHAFT. ABT. 5 WANDSBEK - HAMBURG.



S A R O T T I  
MAH-JONG

DAS FEINSTE KONFEKT